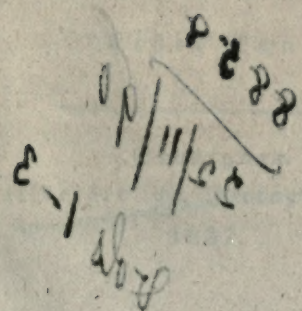
Memoiren

der

Frau Herzogin von Berri.

I.



8859
22/11/90
Vols 1-3

HF
B534m

Memoiren

der

Frau Herzogin von Berri

von ihrer Geburt bis auf die jetzige Zeit.

Herausgegeben
von
Alfred Nettement.

Aus dem Französischen übertragen
von
Fr. v. N.

Erster Band

Stuttgart.
Hallberger'sche Verlagshandlung.
1837.

Vorwort des Herausgebers.

Dies Buch beginnt mit der Geburt der Frau Herzogin von Berri im vorletzten Jahre des XVIII. Jahrhunderts und geht herab bis auf unsere Tage. Die Ereignisse, deren Erzählung es enthält, sind zahlreich und sehr verschiedener Art; die ganze Unbeständigkeit menschlicher Angelegenheiten, alle nur denkbaren Wechselfälle von Glück und Unglück treten in demselben auf. Vermöge ihrer hohen Stellung in der menschlichen Gesellschaft, haben fürstliche Personen das traurige Vorrecht, daß ihr Leben stets der wirklichen Geschichte gleicht, denn allge-

mein treffendes Unglück wird für sie ein sie noch überdies persönlich überfallendes Ungemach, und von den Catastrophen, welche die große Menschenmasse ruhig am Ufer stehend mit ansieht, werden sie im wilden Strudel mit hinweggerissen.

Das Leben der hier geschilderten Prinzessin umfaßt eine Reihe von Jahren, die in Hinsicht auf geschichtliche Annalen der Zeitgenossen zu den reichsten und vollständigsten gehören. Mit ihren Kinderjahren reicht sie hinein in die Zeiten des Kaiserreiches, das in der ganzen Fülle seiner Macht auch Italien verschlang und das Königshaus der Bourbons dort vertrieb. Die Jahre ihrer Jugend schließen sich an den ganzen Zeitabschnitt der Restauration, ein Zeitabschnitt ernster und hoher Natur, den zu erklären man zwar schon oft ver-

ſucht hat, deſſen wahres Verſtändniß bis jetzt aber noch ungelöſt geblieben iſt. Nach dem Falle der königlichen Regierung erſchütterte ſie durch den von ihr erregten Aufſtand im Jahr 1832 die durch die Revolution des Jahres 1830 ins Leben getretene politiſche Lage der Dinge.

In unſerer Erzählung haben wir folgendes Syſtem vor Augen gehabt. Zuvörderſt war es das Leben der Prinzeſſin, das von uns geſchildert werden ſollte. Wir haben alſo dieſes Leben begleitet mitten durch alle daſſelbe durchkreuzende Wechſelfälle, in welchen es uns als der leitende Faden, der ſich durch unſer ganzes Werk durchzieht, erſcheint. So oft das Schickſal die Herzogin von Berri in eine wichtige politiſche Stellung brachte, haben wir dieſe Stellung unpartheiiſch und genau zu erfor-

schen gesucht. So wird man unter manchen andern nicht unwichtigen Aufschlüssen auch sehr bedeutende Erklärungen finden über den Aufstand des Jahres 1832 und über alle diese critische Zeit bezeichnende Ereignisse.

Drei Hauptmomente werden uns in dieser Geschichte der Herzogin von Berri entgegen treten; die Ermordung ihres Gemahls, die Juli-Revolution und die Gefangennehmung der Herzogin.

Erstes Buch.

Erstes Buch.

Größe des Hauses Bourbon. — Wie die Herzogin von Berri von demselben abstammt. — Französische Bourbons in Madrid. — Spanische Bourbons in Neapel. — Der Sohn der Herzogin von Berri stammt auf vierzehn verschiedene Arten von Heinrich IV. ab. — Karl III. — Ferdinand IV. — Urtheile über diesen Fürsten. — Seine Erziehung. — Seine Vermählung. — Seine Reisen. — Anecdoten. — Die Wittwe und die drei kalekutischen Hähne. — Jammer des Königs bei der Nachricht vom Erdbeben in Messina. — Seine edle Aeußerung darüber. — Seine Minister. — Chevalier Acton. — Lady Hamilton. — Lord Nelson. — Die Eltern der Herzogin von Berri. —

Wir würden der hohen Abstammung der Frau Herzogin von Berri gar nicht erwähnen, wenn vornehmes, edles Geschlecht nicht von selbst auf edles Gemüth schließen lassen müßte und wenn die lange Reihe von Ahnen, die vor Fürsten eines erlauchten Hauses einhertritt, ihr nicht ausdrücklich

und nothwendig besondere Pflichten auferlegt hätte. Durch die Linie der neapolitanischen Bourbons stammt die Herzogin von Berri von jenem erhabenen französischen Regenten-Hause ab, von dem ein Heiliger vor grauen Jahren den Ausspruch that, es gäbe kein Größeres auf Erden, und von dem ein König, der auf Kronen sich wohl verstand, im letztverflossenen Jahrhundert behauptete: „der schönste Traum, den ein Monarch haben könne, sey der, sich für den König von Frankreich zu halten.“

Es dürfte nicht als überflüssig erscheinen, hier an die Weise zu erinnern, wie dieser Zweig des Hauses Bourbon auf den Thron von Neapel gelangte. Karl II. König von Spanien, dessen Erbfolge schon seit geraumer Zeit die ganze europäische Diplomatik beschäftigte, starb im Jahre 1700 ohne Kinder zu hinterlassen. Sein Testament berief zur Nachfolge in seine unermeßliche Verlassenschaft, Philipp Herzog von Anjou, zweiten Sohn des Dauphin von Frankreich und Enkel Ludwigs XIV. Mit Einwilligung seines Großvaters trat der jugendliche Prinz das Erbe des Königs von Spanien an und damals geschah

es, daß das berühmte Wort gesprochen wurde, das die Vollendung jenes gewaltigen Planes beurkundete, der drei Regierungen beschäftigt und drei große Politiker Heinrich IV., Richelieu und Ludwig XIV. mehr als zu viel in Anspruch genommen hatte: „mein Sohn," sprach Letzterer, „von jetzt an gibt es keine Pyrenäen mehr!"

Zu den Besitzungen, aus denen das reiche Erbe bestand, zu welchem der Herzog von Anjou berufen wurde, zählte man auch die Königreiche Neapel und Sicilien. Als Philipp V. durch einen langen Krieg auf seinem Throne sich befestigt sah, verlieh er dieses vereinigte Reich seinem zweiten Sohne Karl III. als Apanage, der im Jahre 1739 in der Regierung Spaniens nach seines ältesten Bruder Ferdinands VI. Tode folgend, die Krone von Neapel und beider Sicilien seinem dritten Sohne abtrat, der den Namen Ferdinand IV. annahm, und dieser war der Großvater der Herzogin von Berri.

Er bestieg den Thron am 6. Oktober 1759. König Karl III., umgeben von der Königin, von seinen Kindern, den Granden des Reichs, den fremden Gesandten und von denen, aus welchen

die Regentschaft bestehen sollte, las die Urkunde vor, durch welche er ihn zu seinem Nachfolger ernannte. Nach ihrer Vorlesung wendete er sich gegen seinen Sohn, ermahnte ihn seine Unterthanen zu lieben, gerecht, gottesfürchtig und mild zu seyn, zog dann seinen Degen, denselben den Ludwig XIV. an Philipp V. gegeben und der von diesem an seinen Sohn gekommen war, legte ihn in die Hände des neuen Königs, redete ihn zum ersten Male mit dem Titel Majestät an und sprach: — „bewahre diesen Degen zur Vertheidigung der Religion und deines Volkes!“

Ferdinand IV. ist gleich allen in Zeiten der Unruhe und Leidenschaften lebenden Fürsten bis jetzt mehr durch Meinungen als durch Thatsachen beurtheilt worden und erwartet noch die Geschichte. In einem Alter von acht Jahren auf den Thron gelangt, der Aufsicht und der Sorge des Principe de San-Nicandro, eines Mannes von hoher Geburt anvertraut, der aber keineswegs dem ihm ertheilten schweren Amte gewachsen war, empfing er nicht jene Erziehung, welche junge Prinzen zu den Pflichten des Königthums vorbereitet.

Ferdinand lernte nichts; man ließ ihn in

Unwissenheit aufwachsen und wiegte ihn ein in jene Kindern nur zu gewöhnliche Trägheit des Geistes, dagegen wurde er einer der unermüdlichsten Fußgänger und einer der kühnsten Kavaliere seines Reiches. Jede Art der körperlichen Anstrengung hatte unendlichen Reiz für seinen niedergehaltenen Geist; Jagd und Fischfang füllten alle seine Stunden aus, und so geschah es, daß dieses müßige Leben mit seiner nutzlosen Thätigkeit große Anziehungskraft für ihn erhielt. Regierungsgeschäfte waren ihm zuwider, doch verbarg er unter dieser rauhen Außenseite guten natürlichen Verstand, der nicht selten rasche Blitze hervorschleuderte, und sehr gut konnte man von diesem Fürsten sagen, daß, wenn bei den meisten Menschen die angeborne Natur durch Erziehung verbessert wird, bei ihm der entgegengesetzte Fall eintrat, und in mehr als einer Gelegenheit die Erziehung bei ihm durch die Natur verbessert wurde. Einer der strengsten Richter seiner Regierung hat über ihn folgendes Urtheil gefällt: „er würde ein vortrefflicher Fürst geworden seyn, wäre es ihm gelungen, seine Leidenschaft für den Fischfang mäßigen zu können, die ihm eine Zeit raubte,

welche er weit beſſer ſeinen Regierungsgeſchäften hätte weihen ſollen.“

Karl III. dachte frühzeitig daran, den König, ſeinen Sohn, zu vermählen. Die damals über Oeſtreich herrſchende Kaiſerin Maria Thereſia ſchien beſtimmt zu ſeyn, ſämmtliche katholiſche Throne in Europa mit Königinnen zu verſehen. Die Prinzeſſinnen, ihre Töchter, wurden weit mehr zu Königen als zu Königinnen erzogen, und die ihnen unter den Augen ihrer Mutter ertheilte männliche Erziehung, gewöhnte im Voraus ihre Hand an den gewichtigen Scepter. Der König von Spanien hielt für ſeinen Sohn, den König von Neapel, um die Erzherzogin von Oeſtreich Karoline Louiſe an, die Schweſter Marien Antoinettens und gleich ihr die Tochter des Kaiſers Franz I. und der Kaiſerin Maria Thereſia und empfing die Einwilligung. Die Vermählung wurde im Jahre 1768 vollzogen. König Ferdinand IV., geboren am 12. Januar 1751 ſtand erſt in einem Alter von ſiebzehn Jahren, die Königin, ſeine Gemahlin war ſogar ein Jahr jünger.

Dieſe Vermählung, welche zwei Perſonen

vereinigte, die bestimmt waren, so großes Mißgeschick zu erleiden, so viele Catastrophen über sich ergehen zu lassen, und die von solchen Gefahren bedroht wurde, gab Veranlassung zu großen Festen. Das junge Paar hielt am 22. Mai seinen feierlichen Einzug in Neapel. Im Theater San-Carlo*) war großes Schauspiel, und mehrere

*) Das San-Carlo-Theater gilt für das schönste in Europa. Selbst Karl III. erstaunte bei dessen Einweihung am 4. November 1737, als er seine Loge betrat; lauten Beifall klatschte er dem Baumeister und die Zuschauer dem Könige. Mitten im allgemeinen Freudenjubel ließ Karl III. den Erbauer des Hauses, Carcasala, rufen, beglückwünschte ihn laut über sein gelungenes Werk und als er ihm eine Menge Lobsprüche darüber gemacht hatte, äußerte der König, daß, weil das Theater so nahe am Schloße stände, die königliche Familie es sehr bequem finden werde, wenn eine Gallerie beide Gebäude verbinden könnte. Der Architekt verbeugte sich und wurde vom König huldvoll mit der Aeußerung entlassen: „wir wollen später daran denken." Als die Vorstellung geendigt war, fand Karl III. bei seinem Austritt aus der Loge Carcasala, der ihn fragte, ob er nicht durch die Gallerie, von der er eben gesprochen, in den Pallast zurückkehren wolle. Der König, der diesen Vorschlag mißverstand, ließ ihn sich wiederholen, und bemerkte bald, daß der Baumeister ihm irgend eine Ueberraschung

Monate lang hatten im Pallaste wie in der Stadt die Festlichkeiten ihren ununterbrochenen Fortgang.

Die Erziehung des Königs war so vernachläßigt worden, daß die Premiers-Minister rasch auf einander folgten. Nach dem Principe de San Nicandro war der Marquis de Tanucci, ein geborner Parmesaner und geschickter Rechtsgelehrter an das Ruder gekommen, der, vom Madrider Hofe gehalten, seine hohe Stellung bis zum Jahr 1777 behauptete, zu welcher Zeit er bei Karl III. in Ungnade fiel und sich zurückziehen mußte.

Der Marquis della Sambura folgte ihm und regierte bis zum Jahr 1784. Ein Brief, in welchem er sich in beleidigenden Ausdrücken über den König ausließ, wurde aufgefangen, und bewirkte binnen vier und zwanzig Stunden seine

---

zugedacht habe. In Zeit von fünf Stunden waren dicke Mauern durchbrochen, Bogen und Treppen von Holz aufgeschlagen und mittelst Kronleuchtern, Tapeten und Spiegeln ein wunderherrlicher Corridor hergestellt worden, welche Aufmerksamkeit den König höchlich ergötzte, und ihn fast mehr erfreute, als die ganze Vorstellung des Schauspieles.

Entlassung. Sein Nachfolger war der Ritter Acton, ein Name, der eine nur zu traurige Berühmtheit errang.

Seit den ersten Monaten seiner Vermählung hatte Ferdinand der Königin sein volles Vertrauen geschenkt. Sie besaß einen lebhaften, durchdringenden Geist, die Festigkeit ihrer Mutter und ertrug höchst ungern eine Gewalt, die eine königliche Stirn der Regierung eines Unterthanen unterwarf. „Wenn Sie mir," sprach sie zum Könige, „einen Theil Ihrer Herrschergewalt abtreten, so haben Sie wenigstens von meiner Ehrsucht nichts zu fürchten, denn Ihre Interessen sind auch die meinigen, und wer könnte auch bessere Ursachen haben gut zu regieren, als diejenige, deren Söhne einst das Reich beherrschen sollen?"

Ferdinand gab dem Verlangen der Königin nach, welche von diesem Augenblicke an sehr großen Einfluß auf die Regierung hatte. Der König fuhr fort das ihm so angenehm erscheinende Leben eines Privatmannes zu führen, ein Leben, bei dem allerdings die königliche Würde stark Noth litt, der Mensch hingegen an Popularität

gewann, was der König an Majestät einbüßte. In den Sitten der Völker findet ein eben so großer Unterschied statt, wie in ihrem Charakter und ihrem Geiste. Was in Paris lächerlich geworden wäre, fand in Neapel Beifall.

Warum sollten wir nicht der Scenen einer populären Vertraulichkeit erwähnen, die oft genug in der schönen Chiaja-Straße vorfielen und die Ferdinand und seinem um ihn versammelten Volke so viel Vergnügen machte?

Wenn der König in einer Tracht, die nicht entfernt an die Königswürde erinnerte, vom Meere und vom Fischfange zurückkehrte, ließ er oft am Strande den Ertrag seiner Fischerei hinwerfen und verkaufte in eigener Person seine Fische an Jedermann, der darum feilschte, mochte er nun wirklicher Käufer seyn, oder mochte sich der gestickte Rock der Höflinge, die sich glücklich fühlten, jeder Laune ihres Herrn demüthigst zu huldigen, unter die einfache aber malerische Tracht der Lazzaronis mischen.

Bei diesem Handel mußte man aber baar Geld in der Hand haben, denn Ferdinand war ein tüchtiger Handelsmann, suchte möglichst theuer

zu verkaufen, strich seine Waare bestens heraus, stritt über den verlangten Preis, als müsse er mit diesem Handel sein tägliches Brod verdienen, und gerieth mit den Lazzaronis, die alles herabsetzten und schlecht machten, was sie kaufen wollten, fast immer in Streit, der sich gewöhnlich mit einem Wortwechsel endigte, in welchem die Zungenfertigkeit der beiden einander gegenüberstehenden Partien ihre volle italienische Lebhaftigkeit entwickelte. Der von der Chiaja-Straße eingefaßte Strand sah dann in einer einzigen Stunde mehr ächt-witzigen Humors consumiren, als auf allen europäischen Theatern während eines ganzen Jahres verarbeitet wurde. Der König, dem solcher Spaß ausnehmendes Vergnügen machte, erzählte bei seiner Heimkehr der Königin die erlebten Abentheuer. Solche Auftritte stoßen allerdings sehr stark gegen unsere französischen Sitten an, demungeachtet muß man aber nicht vergessen, daß, als die französischen Heere Italien überzogen, diese selben Lazzaronis von der Chiaja, Neapel drei Tage lang gegen alle Kraftanstrengungen der Franzosen vertheidigten und einige Augenblicke lang deren Fahnen Halt geboten.

Solche populäre Leutseligkeit Ferdinands setzte ihn auch oft in die Lage seine Pflichten als Fürst zu erfüllen. Einst lustwandelte er ganz allein in dem Park von Caserta, als er einer armen Wittwe begegnete, die einen Prozeß mit einem mächtigen Manne führte, der ihr ein kleines, zu ihrem eignen und ihrer acht Kinder Unterhalt unumgänglich nothwendiges Besitzthum entreißen wollte. Bestochen von dem reichen Kläger stimmte der Berichterstatter in dieser Sache gegen die Wittwe, der man nun rieth, sich geradezu an den König zu wenden, und diesem in einer Allee, in der er täglich spazieren ging, nur keck entgegen zu treten. Die Alte war nicht aus Neapel, sondern weit aus dem tiefen Calabrien hergekommen und kannte folglich weder den König von Person, noch wußte sie etwas von seiner leutseligen Einfachheit. Als sie nun einen in sehr unscheinbarer Uniform gekleideten Mann auf sich zukommen sah, hielt sie ihn für einen Offizianten des Schlosses und fragte ihn, ob der König nicht bald vorüber kommen würde und wie und an was sie ihn wohl erkennen könnte:

Ferdinand IV., denn er war es selbst, hoch

erfreut, nicht erkannt zu seyn, antwortete ihr: „ich kann Euch nicht sagen, ob der König wirklich kommen wird, denn leicht möglich, daß er seinen Vorsatz geändert hat; habt Ihr aber irgend eine Bittschrift einzureichen, so will ich sie gern überliefern.“

Die Wittwe erzählte ihm nun ihren Prozeß, händigte ihm ihre Bittschrift ein und weil man ihr gesagt hatte, daß es am Hofe von Neapel sehr dienlich sey, Bitten durch allerlei Gaben zu unterstützen, so bot sie ihm als ein Zeichen ihrer Erkenntlichkeit, drei fette welsche Hähne an, die wie sie meinte, ein wahres Königsessen wären. (Tre gallinaci grassoni-che sarrabbero un buccello squisito per la bocca d'un re). „Drei schöne kalekutische Hähne! der Teufel! Alte, die schlage ich nicht aus!“ entgegnete lächelnd der Fürst; „Ihr habt mich dadurch ganz für Euch eingenommen. Auch sehe ich aus Eurer Erzählung, daß das Recht gänzlich auf Eurer Seite ist, und Euer letzter Beweis gehört nicht zu den schlechtesten. Bringt ihn Morgen her, und dann sollt Ihr Eure Bittschrift wieder zurück bekommen und zwar von Sr. Majestät eigenhändig unterschrieben.“

Beide Theile kamen am folgenden Tage zur bestimmtrn Stunde zusammen; die Wittwe brachte ihre so sehr gerühmten drei welschen Hähne, der König die von ihm selbst unterschriebene und bewilligte Bittschrift. Der Berichterstatter erhielt außerdem einen strengen Verweis und die arme Familie gewann den Prozeß, der ihr so höchst ungerecht ihr kleines Besitzthum entreißen wollte.

Als Ferdinand die welschen Hähne, deren Vortrefflichkeit er wohl zu würdigen verstand, empfangen hatte, brachte er sie eiligst der Königin und sprach: „Schauen Sie, vortrefflichste Lehrmeisterin die Frucht meiner Arbeit, um die habe ich unsere Minister glücklich gebracht; die hätten das Geschenk der armen Frau behalten und hätten ihr doch keine Gerechtigkeit angedeihen lassen.“

Der König pflegte nemlich die Königin seine Lehrmeisterin zu nennen, weil sie ihm die ersten Elemente von Kenntnissen beigebracht hatte, die seine so auffallend vernachlässigte Erziehung zu erlangen ihm nicht vergönnt hatte. Ungeachtet seiner Unwissenheit wußte er aber doch Künste

und Wissenschaften zu schätzen und sprach mit großer Achtung von wohlunterrichteten Männern. Beredsamkeit machte große Wirkung auf ihn, und nur dem Zauber seines Wortes hatte Pater Pascali vom Franziskaner-Orden die königliche Gunst zu danken, die ihm später zu einem Bisthume verhalf. Der Groß-Almosenier präsentirte zu diesem erledigten Kirchensitze drei Geistliche von sehr angesehenen Familien. Der König antwortete ihm mit der ihm eignen kurz angebundenen Originalität: „Sie haben meinem Gewissen schon genug unwissende Bischöffe aufgelastet, lassen Sie mich nun diesen einmal nach meinem eigenen Gefallen erwählen, dann will ich unsern Herrgott und den Heiligen Januarius anflehen, daß er Ihnen die Ernennun der Uebrigen verzeihe.“

Unter der Regierung eines Fürsten, der Wissenschaften achtete, wenn er sie auch gleich nicht trieb, konnten verdienstvolle, würdige Männer nicht selten seyn. Unter denen, die besonders genannt zu werden verdienen, befanden sich der Historiker und Diplomat Leonardo Pauzzini; der Verfasser eines sehr geschätzten Werkes über öffentliche Banken, Don Michel Rocco; der

Sohn des berühmten Vico; der Verfasser einer gelehrten Abhandlung über den Handel der Alten, Sorio; der Verfasser der Agricultur und der Physik, Andria; der Mediciner und Chemiker Maury; Filangieri, dessen Name allein schon Lob genug ist; der Dichter Xavier Mattei; Joseph Maria Gulenti, der besser als irgend Einer vor ihm über die Verwaltung und das öffentliche Recht beider Sicilien schrieb und endlich der so geistvolle, aber so gern lästernde Galiani.

Einige Jahre nach seiner Vermählung beschloß Ferdinand einen Theil von Italien und Deutschland zu besuchen. Seine nähere Umgebung fürchtete den übeln Eindruck, den seine so sehr vernachläßigte Erziehung im Auslande hervorbringen möchte, und bot allem Möglichen auf, die Reise zu hintertreiben, der Vorsatz des Königs blieb aber unerschütterlich und er reiste ab. Kaum aber hatte er seine Staaten verlassen, so machte er die Befürchtungen seiner Freunde und die Erwartungen seiner Feinde gleich sehr zu Schanden. Zu offenherzig um seine Fehler zu bemänteln, suchte er keineswegs seine Unwissenheit unter einer

affectirten Zurückhaltung zu verbergen, und wenn seine Gespräche auch auf keine große Wissenschaft schließen ließen, so offenbarten sie doch ein tiefes Gemüth. Seine Offenherzigkeit war nicht ohne Reiz; er wußte seine Unwissenheit frei zu bekennen, eine seltene Eigenschaft bei Männern, die durch ihren Rang über viele andere Menschen erhaben, sich nur zu häufig einbilden, sie müssen durch das Recht der Geburt allein schon Alles dasjenige wissen, was zu lernen, sie zu träge gewesen waren.

Gestand nun aber Ferdinand auch gern seine Unwissenheit ein, so fand er doch in seinem natürlichen Verstande stets treffende Antworten für diejenigen, die sich den Anschein gaben, als wollten sie ihm dieselbe zum Vorwurf machen.

Zu der Zeit, als er seine Staaten verließ, hatte sich auch Kaiser Joseph II. und der Großherzog von Toscana, seine Schwäger auf den Weg gemacht, um die Welt zu sehen und begegneten sich einander mehrere Male. Leopold war sehr unterrichtet, besaß aber die Sucht, mit seinen Kenntnissen glänzen zu wollen. So trug es sich denn zu, daß er sich eines Tages an den König

von Neapel machte, um vor ihm eine ganze Reihe von Grundsätzen zu entwickeln, die er, wie er ihn dringend bat, bei seiner Heimkunft nach Neapel ins Leben treten lassen sollte.

Ferdinand hörte ihm mit der größten Gutmüthigkeit zu, ließ ihn sich immer höher vorsteigen und nahm endlich auch das Wort, ganz die komische Sprache und Gebeden der Lazzaronis nachahmend. „Sag' mir einmal Doctor," begann er, „befinden sich viele Neapolitaner in Deinen Diensten oder wenigstens in Deinen Staaten?"

„Kein Einziger," antwortete Leopold freimüthig, der nicht wußte, wohin diese Frage zielen sollte.

„So!" antgegnete Ferdinand; „so vernimm also mein hochgelehrter Doctor, daß viele Tausend Toscaner in meinen Staaten leben und eine nicht geringe Anzahl sogar in meinen eigenen Diensten stehen. Würden alle diese Leute sich nun wohl dort befinden, wenn Du ihnen gelehrt hättest, ihr Brod in ihrem eignen Vaterlande zu verdienen?"

Der Großherzog blieb die Antwort schuldig.

Den Kaiser Joseph kannte Ferdinand IV. schon von früher her, denn er hatte ihn schon in Neapel

gesehen und traf ihn jetzt wieder in Mantua, Mailand und mehreren andern Städten. Der Kaiser hatte bekanntlich vielen auf Vernunft und Erfahrung gegründeten Verstand und seine Aussprüche waren treffend bis zur Bitterkeit. Der König von Neapel war endlich der Rathschläge überdrüßig, die er unter allerlei Formen anhören mußte und antwortete ihm daher einst mit der ihm eigenthümlichen offenherzigen Heiterkeit: „der ganze Unterschied, der zwischen uns beiden obwaltet, ist mir recht gut bekannt; als ich meine Reise antreten wollte, mußte ich mich fast mit Gewalt meinem Volke entreißen, während Ihre Unterthanen Ihre Abwesenheit, wie es mich bedünken will, mit ziemlicher Gelassenheit ertragen.“ Dann fuhr er fort: „nun aber Doctor, höre auch mich an! Du schläfst auf hartem Lager und findest nur wenig Ruhe, Du schlingst Deine Speisen hastig hinunter und verdauest schlecht, weil Du unaufhörlich mit Nachdenken oder mit Lesen beschäftigt bist und weil Du mit aller Gewalt allen Vergnügungen aus dem Wege gehst. Dadurch machst Du Dich zu einem höchst unglücklichen Menschen und doch geht bei Dir Alles den Krebs-

gang. Ich bringe meine Nächte ruhig zu, esse mit Appetit, verdaue ganz leicht, thue Alles das Gute, was mein schlichter Verstand für zweckmäßig anerkannt, werde von meinen Unterthanen geliebt, die mit mir zufrieden sind und mich gern haben, ob ich mir gleich nicht den hundertesten Theil der Mühe mit ihnen mache, wie Du zu thun pflegst. Glaube mir, gönne Dir selbst einige Ruhe und verstatte auch Andern Erholung.“

Diese Reise bewirkte eine sichtbare Veränderung in Ferdinands Gemüth. Sein Verstand wurde thätiger, seine einfachen aber verständlichen Briefe deuteten sämtlich auf seinen streng rechtlichen Sinn und recht gut konnte man die Wahrnehmung machen, daß der König in schwierigen Verhältnissen stets von selbst das Rechte traf.

Als ihm das grauenvolle Unglück gemeldet wurde, welches vom furchtbaren Erdbeben, das am 5. Februar 1783 die Stadt Messina*)

*) Am 5. Februar 1783 um Ein Uhr Nachmittags verschlang ein Erdbeben, das hundert Secunden dauerte, hundert und neun Städte oder Dörfer. Die Zahl der Umgekommenen belief sich auf zwei und dreißig Tausend, jeden Alters und Geschlechtes. Der Stoß verbreitete sich

zerstörte, angerichtet worden war und das zugleich einen Theil Kalabriens verwüstet hatte, verharrte er, niedergeschmettert von diesem Schlage, lange in unbeweglichem Schweigen.

„Gott!“ rief er endlich; „Messina ist also ein Schutthaufen und Kalabrien verwüstet!“

Er lehnte sich an ein Bett und verweilte zwei Stunden in dieser Stellung, gleichsam als stände seinem Verstande durch diese schreckliche Meldung auch eine allgemeine Zerrüttung bevor. Endlich ließ er seine Minister rufen, sprach mit jedem besonders und ertheilte ihnen die bestimmtesten Befehle, den Unglücklichen, die ihr Leben gerettet hatten, ohne den mindesten Verzug Unterstützung zukommen zu lassen. Dann zog er sich in ein Gemach zurück, schloß sich in dasselbe ein und

---

nach allen Richtungen und auf jede nur denkbare Weise, vertical vermöge der Schwingungen, horizontal vermöge der Hebungen und der wirbelförmigen Bewegungen. Nichts war vom alten Wohlstande des Landes mehr übrig, Städte, Dörfer, Wege, Wälder, Monumente jeder Art waren zertrümmert und zerstört; die unglücklichen noch am Leben gebliebenen Einwohner irrten als Fremdlinge auf einem verwüsteten Lande herum, das sie geboren werden gesehen hatte.

blieb vier und zwanzig Stunden in ihm, seinem Schmerze hingegeben und nur öffnend, wenn neue Kouriere ankamen.

Die einzeln in diesen Depeschen aufgeführten Umstände waren herzzerreißend. Der König war ganz außer sich, durcheilte jammernd seine Gemächer und ließ sie von den Ausbrüchen seiner Verzweiflung ertönen. Die Königin, weniger ergriffen oder mehr sich selbst beherrschend suchte ihn zu trösten, und fragte ihn, was er denn beginnen würde, wenn er eines seiner Kinder verlöre?

„Madame," entgegnete er, „sind die vielen Tausend dem Tode zur Beute gewordenen Menschen, nicht sämmtlich meine Kinder?"

Wie mochte es nun aber geschehen, daß ein Fürst, der von Natur aus so sehr zur Milde gestimmt war, sein Reich durch Hinrichtungen verbluten sah, deren Andenken in Italien nur noch zu gut und zu lebendig sich erhalten hat? Dies wollen wir zu erörtern versuchen.

In friedlichen Zeiten würde Ferdinands Regierung sanft und mild gewesen seyn. Allein es brach ein Zeitabschnitt ein, in welchem das Königthum in seinen Grundvesten erschüttert wurde,

und wo die Monarchen von ihren Thronen stiegen, um auf das Schaffot geschleppt zu werden. Der Tod Ludwigs XIV. und Mariens Antoinettens hatten tiefen Eindruck auf Ferdinand gemacht, und noch größern auf die Königin, seine Gemahlin. Schmerzlich verwundet sah sich Karoline sowohl in ihrer Schwester, wie auch als Herrscherin bedroht. Durch den 21. Januar hatte die französische Revolution Jedem, dessen Stirn mit einer Krone geschmückt war, eine blutige Zukunft gezeigt. Ueberdies hatte auch in die Gunst des königlichen Paares ein Mann sich eingeschlichen, erbarmungslos gleich vielen andern Emporkömmlingen, die nur begierig sind mit Blut zu färben den Purpur, den sie über ihre angeborne Gemeinheit werfen, ungezügelt in seinem Stolze, unerbittlich in seiner Rache; und dies war der Ritter Acton.

In Besançon geboren, wo sein Vater, von irländischer Abkunft, als Arzt lebte, trat Acton, der nur sehr oberflächliche Kenntnisse sich erworben hatte in die Marine, konnte aber in Frankreich keine Anstellung finden. Wüthend über diese vereitelte Hoffnung, verließ er das Land, das ihn

geboren, schwor ihm ewigen Haß und durchstrich die Welt, um irgendwo Dienste zu suchen. Auch England verweigerte ihm die Aufnahme, doch erhielt er auf die Empfehlung des brittischen Gesandten in Toscana vom Großherzoge das Kommando über eine Fregatte. Er fand Gelegenheit das Leben einer großen Anzahl Spanier zu retten, die ohne seine Hülfe an den unwirthlichen Küsten Afrika's zu Grunde gegangen seyn würden, und dieser Glücksfall führte ihn auf den Gipfel seiner Wünsche. Der König von Neapel gab ihm eine bessere Anstellung, folglich trat er in seine Dienste. Der Großherzog von Toscana antwortete auf das Schreiben, in welchem man um seine Einwilligung zu Actons Beförderung nachsuchte: es fehlt ihm keineswegs an Geschick, allein er bedarf genauer Aufsicht, denn er ist ein intriganter, ein gefährlicher Mensch.

Man nahm dieses als eine gehässige Aeußerung des toscanischen Ministers und legte keinen Werth auf den guten Rath. Schnell gewann Acton die Gunst des Königs und der Königin. Man machte ihn zum Minister des See- und bald darauf zum

Minister des ganzen Kriegswesens und in Kurzem gelang es ihm, ein nur aus seinen Creaturen zusammen gesetztes Conseil zu Stande zu bringen. Von diesem Zeitpunkte an, regierte Acton ganz allein; je drohender Frankreich sich zeigte, um so größer wurde sein Credit, und dieser überstieg alle Schranken, als der englische Gesandte Hamilton eine Frau nach Neapel brachte, die wir erwähnen müssen, denn auch sie genoß eines höchst traurigen Einflusses und erlangte zu dieser Zeit eine nur zu unglückliche Berühmtheit.

Die Abstammung der Lady Hamilton ist mehr als dunkel. Emma Liona, die uneheliche Tochter der Magd eines Wirthshauses, deren Namen niemals genau bekannt geworden, war Anfangs Kindsmädchen, dann Aufwärterin in einer Schenke. Nachdem sie in Doctor Grahams Tempel der Wiedergeburt die Rolle der Göttin Hygiäa gespielt hatte, nachdem sie die anerkannte Maitresse mehrerer vornehmen englischen Herren gewesen war, endigte sie endlich damit, daß sie dem gelehrten Schotten, Lord William Hamilton, dem Gesandten Sr. Großbritannischen Majestät in Neapel, eine solche heftige und unsinnige Leiden-

schaft einflößte, daß er mit Verachtung alles Anstandes und ungeachtet seines hohen Alters sich mit ihr verheirathete.

Dieses seltene Geschöpf, fabelhaft schön, verführerisch wie eine Syrene, kunstfertig wie eine Fee, leicht wie eine Sylphide und anmuthig wie eine Nymphe, war ein Wunder von Geist und von Grausamkeit, von Schönheit und Laster, von Verführungskunst und Hingebung, von natürlicher und studierter Grazie, aber eben so auch von Habsucht und von Niederträchtigkeit. Maler, Dichter, Künstler, wählten sie zum Modell und zum Götzen ihrer Verehrung. Der berühmte Romney malte sie abwechselnd als Venus, Cleopatra, Phryne, Psyche, Magdalena, Hebe, Sultanin, Römerin und als Tochter der Sonne und doch genügten diese so vervielfachten Bildnisse von ihr nicht dem Begehren ihrer Bewunderer.

Sie war es, die den Schawl-Tanz erfand, der seit jener Zeit auf fast allen Theatern schlecht genug vorgestellt worden ist, der aber alle Welt in Entzücken versetzte, als man ihn zum ersten Male bewunderte.

Als sie nach Neapel gekommen war, wurde

die Königin ganz von ihr bezaubert; zu den von ihrem Geiste und ihrer Anmuth geschaffenen Verführungskünsten gesellte sich aber noch eine in das Gebiet der Politik hineinreichende Ursache, die sie so anziehend erscheinen ließ. Nelson, der an der Spitze einer mächtigen Flotte damals für den Beherrscher des Mittelländischen Meeres galt, erniedrigte seinen großen Namen vor den Füßen dieses Weibes, das zu gleicher Zeit einen großen Geist bis zu ihrer Liebe und eine Krone bis zu ihrer Freundschaft heruntersteigen sah.

Sehr frühzeitig begriff Acton den gewaltigen Einfluß, den diese diplomatische Bajadere unumgänglich nothwendig auf den Hof von Neapel auszuüben berufen war und ihr Glück ahnend, wollte er sie lieber zur Bundsgenossin als zur Feindin haben. Von diesen beiden Personen wurden die blutigen Maasregeln angeordnet, die dem Andenken Ferdinands und Karolinens zu so schwerem Vorwurfe gereichen. Als nun endlich jener Krieg ausbrach, in dem Italien der Kampfpreis, Frankreich und Oestreich von Rußland und England unterstützt die Kämpfer waren, da zogen der König, die Königin und ihr wechselndes Glück

von Neapel nach Palermo und umgekehrt, wie grade die Siege oder die Niederlagen der Franzosen sie zurückführten, oder von Neuem vertrieben. Bei einer derartigen Ebbe und Fluth des Kriegsglücks geschah es, daß die parthenopäische Republik, diese bald und spurlos verschwundene Nachäffung der französischen Republik vor den königlichen Waffen in den Staub sank und eben zu dieser Zeit wurden von Lady Hamilton und dem berühmten Admiral jene furchtbaren Proscriptionslisten entworfen, die auf den Meeren einen Blutfleck zurückließen, den selbst der Sieg von Trafalgar nicht zu vertilgen vermochte.

König Ferdinand hatte von seiner Gemahlin eine große Anzahl Kinder erhalten. Unter ihnen erwähnen wir nur des Aeltesten, des am 19. August 1779 gebornen Prinzen von Neapel Franz Xavier Joseph und der am 27. Juli 1783 gebornen Prinzessin Louise Amalie. Letztere wurde später Herzogin von Orleans und Ersterer Vater der Herzogin von Berri.

Die Erziehung des Kronprinzen glich in keiner Hinsicht derjenigen die Ferdinand erhalten hatte. Die vorzüglichsten Lehrer suchten ihm alle Arten

von Kenntnissen beizubringen. Er sprach alt- und neugriechisch, lateinisch, französisch, englisch, spanisch und deutsch. In einem Alter von zwanzig Jahren wurde er im Jahre **1796** vermählt mit Maria Clementine, Erzherzogin von Oestreich, und Tochter des Großherzogs von Toscana, der nach dem Tode seines Bruders Joseph II. Kaiser geworden war. Maria Clementine verweilte nicht lange auf Erden und wurde nicht Königin. Sie starb drei Jahre darauf, nachdem sie Marien Karolinen geboren hatte. Staatsgründe bewogen ihren Gemahl neue Bande zu knüpfen, und vor Ablauf eines nach dem Tode seiner ersten Gemahlin verflossenen Jahres, vermählte er sich am **2.** Oktober **1802** mit Maria Isabella, Infantin von Spanien.

Dieser Ehe entsproßten eilf Prinzen und Prinzessinnen, unter denen der jetzt regierende König von Neapel und die Königin Wittwe von Spanien Maria Christina erwähnt werden müssen.

Die Anführung dieser Einzelnheiten schien uns eine natürliche Vorrede zur Geschichte der Frau Herzogin von Berri zu liefern. Ihre ersten Jahre verflossen mitten in den Ereignissen, die wir kurz

zu schildern versucht haben, und nicht gut möglich würde es gewesen seyn, von ihrer Geburt zu reden, ohne des erlauchten Geschlechtes zu erwähnen, von dem sie ihren Ursprung ableitet. Sie stammt in gerader Linie von den vier größten Königen ab, deren Frankreich sich rühmen kann. Sie ist eine Tochter Ludwigs XIV., Heinrichs IV., des heiligen Ludwigs und Philipp Augusts. Ihr Sohn Heinrich von Frankreich stammt auf eine vierzehnfache Art von dem zweiten dieser Fürsten ab, und fast das ganze in seinen Adern rinnende Blut, ist ihm vom Béarner zugekommen.

Zweites Buch.

Zweites Buch.

Maria Karolina wird geboren. — Neapel. — Verhältnisse, unter denen die Prinzessin das Licht der Welt erblickt. — Die republikanischen Heere sind Meister von Italien. — Die königliche Familie muß nach Sicilien flüchten. — Neapel wird eingenommen. — Die parthenopäische Republik. — Schönes Wort des Duca Piscielli. — Es bildet sich ein royalistisches Heer. — Schilderung des Kardinals Ruffo. — Der Pfarrer Rinaldi. — Fra Diavolo, Scarpa. — Neapel wird wiedergenommen. — Ruffo fällt in Ungnade. — Reaction. — Mit dem ersten Consul wird Friede gemacht. — Marien Karolinens Vater vermählt sich zum zweiten Male. — Neuer Bruch mit Frankreich — Abermalige Auswanderung nach Sicilien. — Maria Karolina erreicht ihr siebentes Jahr. — Tyrannei der Engländer. — Verbannung der Königin. — Begebenheiten der Jahre 1812, 1813 und 1814. — Napoleons Fall. — Unschlüßige Wahl des Wiener Congresses zwischen den neapolitanischen Bourbons und zwischen Murat. — Ausspruch des Prinzen de Ligne. — Tod der Königin Karolina in Schönbrunn. — Die hundert Tage. — Wiedereinsetzung der Bourbons in Neapel.

Maria Karolina Ferdinanda Louise wurde geboren in Neapel am 5. November 1798 an

einem der schönsten Tage dieses so sehr gepriesenen Klimas. Um die Mittagszeit erhob sich ein Sturm, der zwar bald vorüberging, aber furchtbar war. Dann trat der reine Himmel in seiner vollen Pracht wieder hervor, und die Sonne strahlte in einem viel hellern und wundervollern Glanze als vor dem Unwetter. Die Alten, die überall Vorherbedeutungen zu erblicken gewohnt waren, würden auch hier das Vorbild des zukünftigen Geschickes zu sehen vermeint haben.

Die junge Prinzessin, die später Herzogin von Berri wurde, mußte nothwendig französisches Blut in den Adern spüren, um, wie sie gethan, den Aufenthalt in Frankreich dem in Italien vorzuziehen. Bekannt sind die Verführungen jenes Landes der Wohlgerüche, der Harmonien und der Blumen, das man Neapel nennt. Neapel sehen und dann sterben, ist ein altes Wort; dieses ewige Grün, diese Natur, die so zu sagen, ihre Fruchtbarkeit bis zum Mißbrauche steigert, dieses Land, erwärmt durch unterirdisches Feuer, und in seinem Schooße einen ewigen Flammenheerd verbergend, der zuweilen furchtbare Eruptionen aus dem Vesuv auswirft, Alles dieses wirkt

kräftig auf die glücklichen Bewohner dieses Klimas und fesselt sie an die Gefilde, die sie geboren werden sahen. Sie lieben sie sogar bis auf den Vulcan, den grauenvollen Nachbar des schönen Neapels, der gleich einer kolossalen Fackel neben dem Wunder Italiens steht, und der, wenn er lange schweigt, sie in Unruhe versetzt, und dann erwähnen sie seiner wie eines alten Freundes, der im Begriff steht, von ihnen zu scheiden. Mögen die Verführungen Neapels aber auch noch so groß seyn, doch ist das Blut der Bourbons so durch und durch französisch, daß es den von ihm in Bewegung gesetzten Herzen die Liebe zum Heimathlande von selbst einflößt und daher geschah es, daß Maria Karolina erst unter Frankreichs Himmel, in dem Lande ihrer Ahnen, wohin ihre Bestimmung sie rief, nichts vermissen sollte.

Vier Tage nach ihrer Geburt, nämlich am 9. November 1798, flüchtete der König von Sardinien, der sich gezwungen sah, Piemont und alle seine auf dem Festlande liegende Staaten dem vom Directorium an die Spitze der italienischen Armee gestellten General Joubert zu überlassen, in die Insel, von der er den Namen

führte, und die ihm allein von allen seinen Besitzungen übrig geblieben war. Dieses Ereigniß beschleunigte eine Kriegserklärung, die wenigstens für den Augenblick das Schicksal der italienischen Regierungen bestimmen mußte. Eben so wie Piemont waren die römischen Staaten vom Feinde überzogen; der gefangene Papst ging in Frankreich einem langsamen Tode entgegen. Die Kabinette von Wien und von London bestürmten den König von Neapel, der Coalition beizutreten, die gegen die Republik gebildet wurde. Ferdinand gab dem Drängen nach; General Mack übernahm den Oberbefehl über die neapolitanischen Truppen und besetzte an der Spitze von achtzigtausend Mann Rom am 29. November.

Rasch aber wendete sich das Glück. General Macdonald ergriff am 4. December von Neuem die Offensive. Mack, nun seinerseits in der starken Stellung von Civita Castellana angegriffen, wurde so vollständig geschlagen, daß diese Schlacht das Schicksal des ganzen Feldzugs entschied. Der König von Neapel, der bis Rom vorgegangen war, wo man für ihn einen Triumpheinzug veranstaltet hatte, mußte die Flucht ergreifen, und nicht

nur in seine Staaten zurückkehren, sondern auch den auf dem Festlande liegenden den Rücken kehren.

Am 9. December wurden die neapolitanischen Truppen nochmals bei Calvi besiegt. Am 15. vervollständigte eine letzte, vom republikanischen General Championnet gelieferte, Schlacht, in der er eilf tausend Gefangene machte, die Niederlage der Coalisirten. Rom wurde verlassen. Revolutionärer Gährungsstoff fing an in Neapel zu wirken; die Jacobiner ließen ihre Drohungen vernehmen. Die innere, noch bevorstehende Crisis wurde von Augenblick zu Augenblick ernster. Der König, seine Familie, die Minister, der Hof, Alles schiffte sich ein, zum Theil auf neapolitanischen, zum Theil auf englischen Schiffen und nahm mit, was man nur irgend an Gemälden, Sculpturen, kostbaren Möbeln, antiken und neueren Kunstgegenständen einpacken konnte und segelte in der Nacht des 24. Decembers nach Sicilien ab.

Während der Ueberfahrt verlor Ferdinand seinen jüngsten Sohn. Auch befand sich auf der Flotte ein Kind, welches schon in sehr zartem Alter eine Laufbahn voll von Exilen und gefähr-

lichen Abentheuern begann, und dieß war Maria Carolina.

Während seiner Abwesenheit hatte der König dem Fürsten Pignatelli Strangelli die Handhabung der obersten Gewalt übertragen, dieser aber, nicht fähig, die Ereignisse zu beherrschen, hatte sich im Gegentheil von ihnen hinreißen lassen, übergab Capua dem französischen Heere und machte sich verbindlich, eine Kriegskontribution von zehn Millionen Franken zu bezahlen. Eine Revolution bereitete sich unterdessen in der Hauptstadt vor; ihr Heerd war jedoch nicht unter dem eigentlichen Volke zu suchen, sondern angesehene Männer, Edelleute, Advokaten, Schreiber, Gelehrte waren ihre Urheber.

Am 16. Januar 1799 bemächtigten sich die aufrührerischen Lazzaronis Neapels. Pignatelli ließ durch portugiesische Schiffe die Ueberreste der neapolitanischen Marine verbrennen und flüchtete auch nach Sicilien, wo er nicht gut aufgenommen, und in den Kerker geworfen wurde. In Neapel herrschte inzwischen offene Anarchie. Nach drei, in furchtbaren Convulsionen verlebten Tagen, übertrugen die Lazzaronis dem Fürsten Moliterno

die Regierung, der seine Macht dazu anwendete, den Sturz seines Herrn dadurch zu vollenden, daß er mit General Championnet über die Uebergabe der Hauptstadt des Reiches Unterhandlungen anknüpfte.

Während seiner Abwesenheit zu diesem Behufe schwur die streng royalistische Bevölkerung, sich gegen fremden Einfall auf das Aeußerste zu vertheidigen. Am 21. Januar begannen die Franzosen den Angriff und am 23. konnte die hart bedrängte Stadt sich nur durch die Zahlungen einer Summe von fünf Millionen Ducati von der Plünderung loskaufen.

In diesen Stunden der Gefahr sah man große Charaktere und edeln Muth auftreten. In erster Linie erscheint der Duca di Piscielli, entsprossen aus einem alten und erlauchten Geschlechte des Königreiches Neapel, das ursprünglich mit den Anjou's eingewandert, viele Jahrhunderte lang seine Liebe zum erhabenen französischen Hause mit jener ritterlichen Treue bewahrt hatte, die eben so wenig wie eine Schwerdklinge von der geraden Linie abzuweichen versteht.

In einem Momente, wo unzählige Beispiele

von Abtrünnigkeit ihm vor Augen standen, blieb er fest und unerschütterlich seiner Pflicht getreu. Als Befehlshaber eines in Gaëta in Garnison stehenden Regiments vertheidigte er sich daselbst eben so geschickt als kräftig. Seine strategischen Talente wußten seine Widerstandsmittel zu vervielfältigen und erst vor augenscheinlich überlegenen Streitkräften zog er sich in das Innere der Festung zurück. Als er sich unmöglich länger halten konnte, machte ihm General Championnet den Vorschlag, in seinem jetzigen Grade Dienste bei den Franzosen zu nehmen.

„Ich diene nur meinem Könige," antwortete er, „und wenn ich ihm nicht mehr dienen kann, so zerbreche ich meinen Degen und warte auf günstigere Zeiten."

Der Titel eines Brigade-Generals, den man ihm nun anbot, machte ihn eben so wenig in seiner Pflicht wankend. Weil es ihm freistand, hinzugehen, wo er wollte, so suchte er Sicilien zu erreichen, kehrte dann auf das Festland zurück, wo seine Tapferkeit den Unternehmungen des Kardinals Ruffo wackern Beistand leistete.

Auch die beiden Kalabrien blieben treu, dort

neigte man nie das königliche Banner vor der Fahne jener Parodie einer Regierung, die man die parthenopäische Republik nannte. Der Priester Dom Reggio Rinaldi, Pfarrer in der Stadt della Scala stieg zu Pferde und rief anfangs seine Pfarrkinder und dann die der benachbarten Kirchen zum Beistande Gottes und des Königs auf. Schon begann auf seine Stimme der Kern eines mächtigen Aufstandes sich zu bilden, als mit drei Männern der berüchtigte Fabriccio Ruffo, der Neffe des Kardinals gleichen Namens auftrat. Er war Erzbischof von Neapel, geboren am 16. November 1744, und wie sein Verwandter seit dem Jahre 1791 unter dem Titel des Kardinals von Santa Maria in Cosmedino mit dem römischen Purpur geschmückt.

Dieser außerordentliche Mann, hervorgegangen aus einem hohen Hause, war schon durch seine Talente im Administrationsfache bekannt. Ehrenvoll hatte er die wichtigen, ihm von Pius VI. anvertrauten Aufträge erfüllt. Die Landwirthschaft verdankte ihm das nützliche Gesetz, welches Jedem, der einen Oelbaum pflanzen würde, eine Belohnung verhieß. Kardinal Ruffo schien ganz zum Herr-

schen geboren; bewährter Muth, kühner und unternehmender Charakter, ein Kopf, der Pläne zu entwerfen, eine Hand, die sie auszuführen wußte, Soldat und Politiker, Feldherr aus Neigung und Priester, wenn es seyn mußte, war er der Kardinal Retz der Schlachtfelder. Kaum war der König in Palermo an das Land gestiegen, so flog er herbei und bat um die Erlaubniß, ihm sein Reich wieder erobern zu dürfen.

— „Und wie wollen Eminenz denn dieses anfangen?“ fragte Ferdinand.

„Ich werde abwechselnd,“ entgegnete er, „die Schlüssel des heiligen Petrus und das Schwerd des heiligen Paulus gebrauchen.“

Und so landete er wirklich nebst drei Männern in Kalabrien, in einer Hand ein goldenes Crucifix, in der andern einen bloßen Degen, dessen er sich aber doch nie bediente. Unter Vortragung eines weißen, mit einem rothen Kreuze bezeichneten, Banners ließ er seinen Aufruf ergehen an Landleute, Bürger, Adel und sogar an Banditen und alle gehorchten dem Rufe. Der Pfarrer Rinaldi, der berüchtigte Fra Diavolo, Pauganera, Scarpa, moderne Condottieri, der

Duca Piscielli, Alle sammelten sich um seine Fahne.

Von Palermo aus unterstützt und mit offener ausgedehnter Vollmacht versehen durcheilte er Apulien, die Abbruzzen; überall Schrecken vor sich hertragend, oft siegreich, stets aber furchtbar, erfocht er nicht nur Vortheile über die neapolitanischen Rebellen, sondern sogar auch gegen die bis jetzt unbesiegbaren Franzosen, namentlich bei Cassano. Rasch und verwegen zog er gegen die Hauptstadt. General Spinelli, der ihn aufhalten wollte, wurde geschlagen und fiel mit den Waffen in der Hand bei Campistrioto, wo die Rebellen eine vollständige Niederlage erlitten.

Als Kardinal Fabriccio Ruffo sah, daß Alles seinen Wünschen gemäß ausfiel, entsendete er Scarpa, um einen Ueberfall auf Neapel zu versuchen, der noch mehr that und den General Andria in die Citadelle von Pescara hineinwarf. Scipani wurde von Scarpa geschlagen; am 11. und 13. Junius griff der Kardinal die Hauptstadt selbst an, wurde aber zurückgeworfen. Ungeachtet des von den Royalisten in der Stadt geleisteten Beistandes war dies der zweite vergeb-

liche Angriff. Diesem Versuche folgten furchtbare Metzeleien.

Ruffo, der zum dritten Male seinen Angriff wiederholte, sah sich jetzt vom Glücke begünstigt. Am 21. desselben Monats fiel Neapel in die Gewalt des royalistischen Kardinals, der dabei von Fra Diavolo, Scarpa und Rinaldi kräftigst unterstützt wurde. So viele glückliche Erfolge mußten nothwendig die Zahl seiner Feinde vergrößern; in dem Augenblicke, wo er dem Könige seine Hauptstadt wieder zurückgab, entzog ihm der König nicht nur seine Gnade und sein Zutrauen, sondern auch die ihm übertragene Gewalt. Leicht war bei dieser Gelegenheit die Hand der Höflinge zu erkennen, die stets Ehrgeiz dort vorfinden zu müssen glauben, wo Macht vorhanden ist, die Aufopferung und geleistete Dienste stets verdächtig zu machen wissen und zu verstehen geben, daß die Hand, die einen Thron aufzurichten verstehe, ihn auch wieder niederwerfen könne.

Nun begannen jene traurigen Reactionen, beklagenswerthe Folgen bürgerlicher Unruhen, in denen die Parteien heute proscribirt und Morgen

selbst proscribirend sich in der Gewalt und auf den Blutgerüsten folgen*).

---

*) Die italienischen Kriege jener Zeit zeigten die ganze Abscheulichkeit bürgerlicher Kriege, wo politischer Haß seinen Muth mit den Kämpfen der Heere verbindet. — Von beiden Seiten verfuhr man schonungslos. Der Fürst Caraffa, einer der Gründer der porthenopäischen Republik wohnte der Plünderung und Einäscherung der Stadt Andria bei, von der er den Herzogstitel führte. Zu derselben Zeit erließ ein französischer General folgenden Tagesbefehl:

„Jede Stadt oder jedes Land, das gegen die Republik rebellirt, wird verbrannt und verwüstet.

„Kardinäle, Erz- und andere Bischöfe, Pfarrer, Abbates, kurz alle Geistliche werden verantwortlich gemacht, für jeden in ihrem Wohnorte ausbrechenden Aufstand und mit dem Tode bestraft.

„Jeder Rebell wird mit dem Tode bestraft, seine sämmtlichen Mitschuldigen, geistlich oder weltlich, werden als Rebellen behandelt.

„Es ist verboten, die Sturmglocke zu läuten; überall, wo dieser Befehl übertreten wird, werden die Geistlichen mit dem Tode bestraft.

„Jeder, der Nachrichten verbreitet, die den Interessen Frankreichs oder der porthenopäischen Republik zuwider lauten, wird als Rebell betrachtet und mit dem Tode bestraft.

Mitten unter dem Getöse so verschiedenartiger Catastrophen, mitten unter dem Krachen einstürzender und sich wieder erhebender Thronen, wogte eine Kinderwiege von der Ebbe und Fluth der Ereignisse getrieben, abwechselnd zwischen Neapel und Palermo und Palermo und Neapel. In einem zweijährigen Alter hatte Maria Karolina zweimal das Meer durchsegelt, mit ihrer Familie flüchtend und zurückkehrend. In eben dem Jahre 1800, welches die neapolitanische Restauration erblickte, schloß der König von Spanien, Karl IV., Ferdinands ältester Bruder mit dem Consul Bonaparte einen Vertrag, in welchem das Kabinet von Neapel mit eingeschlossen war. Aus Dankbarkeit knüpfte eine doppelte Vermählung die engen Bande noch fester, welche die zwei sich schon so nahe stehenden Häuser bis jetzt vereinigt hatte. Der Prinz von Neapel gab seinen Wittwenstand auf und sollte sich mit Marien Isabellen, Infantin von Spanien vermählen, dagegen wurde die Prinzessin von Neapel dem Infanten

---

„Der Verwirkung des Lebens folgt Confiscation des Vermögens."

Don Ferdinand, Prinzen von Asturien, zugesagt, der später als Ferdinand VII. den Thron bestieg.

Diese Doppelheirath, gegen den Willen des Chevalier Acton abgeschlossen, dieser mit dem ersten Consul abgeschlossene Vertrag, sollten Neapel Friede geben; doch geschah diesem nicht also. Während sechs auf einander folgenden Jahre brachte jeder Tag durch irgend eine neue Unternehmung des wunderbaren Mannes, der über Frankreich erst als Consul und dann als Kaiser herrschte, neuen Schrecken über den Hof von Neapel. Ferdinand mußte nach und nach an Napoleon abtreten: den Stato degli Presidii, seine Rechte auf der Insel Elba, das Fürstenthum Piombino, das er später seiner ältesten Schwester gab, die Fürstenthümer Benevent und Ponte-Corvo, die er unter dem seltsamen Vorwande forderte, weil sie zwischen Neapel und dem Pabste in Streit lägen. Endlich verlangte er sogar, alle Seeplätze zu besetzen, um, wie er behauptete, den zum Vortheile der Engländer getrieben Schleichhandel zu vernichten. Was konnte er nun wohl noch weiter fordern? Er wollte Gaeta haben, das Ferdinand ihm aber entschlossen verweigerte.

Bereit gegen Oestreich und Rußland im Jahre 1805 Krieg zu beginnen, zwang er das neapolitanische Kabinet zu einem Vertrage, in welchem es sich anheischig machte, sein Land nur französischen Truppen zu öffnen. Gewalt war es, die solches Gesetz vorschrieb und Schwäche mußte gehorchen. Die Ermordung des Herzogs von Enghien trieb endlich den italienischen Hof zum Widerstande gegen solche harte Bedrückung. Den Flecken, den das Blut der Bourbons auf dieser Eisenfaust hinterlassen hatte, ließ sie noch schwerer erscheinen. Der König zögerte so lange er konnte, als aber der Tag von Austerlitz herannahete, vermochte er dem Aufrufe der Verbündeten, die in seinen Staaten ein vorläufiges Corps von zwölf tausend Mann landen ließen, nicht länger zu widerstehen.

Sehr wahrscheinlich erwartete Napoleon eine solche Handlungsweise; er hatte wenigstens nichts unterlassen, um sie herbeizuführen. Junge Dynastien lieben nicht die Nachbarschaft alter Regentenhäuser; die Bourbons waren Napoleon in Europa sehr lästig. Bis jetzt zwar waren sie nur eine Erinnerung, leicht aber konnte sie eine Hoffnung

werden. Sollten alle seine Pläne ihre Vollendung empfangen, so mußten sie verschwinden, — und sie verschwanden! Am 27. December hatte er in Schönbrunn gesagt: „der König von Neapel hat aufgehört zu regieren!“ Am 15. Januar verließen Russen und Engländer Neapel; am 25. desselben Monats schiffte sich Ferdinand nach Palermo ein, und am 30. März ernannte Napoleon seinen Bruder Joseph zum Könige beider Sicilien. Ohne daß es zu offener Feldschlacht gekommen wäre, unterwarf sich das Königreich, nur der Prinz von Hessen-Philippsthal machte sich durch seine glänzende Vertheidigung Gaetas berühmt, und in Kalabrien organisirte sich ein hartnäckiger Widerstand.

So mußte die königliche Familie, diesesmal aber mit geringer Hoffnung zur Rückkehr, abermals die Schiffe besteigen und flüchtete wiederholt nach Sicilien, wo sie den Sitz der Regierung in Palermo aufschlug, das nun vermöge dieser neuen Catastrophe zum zweiten Male die Hauptstadt wurde. Maria Karolina waren damals fast sieben Jahre alt.

Mit Begeisterung empfing Sicilien seinen

Herrscher. Die Liebe der Völker erglüht beim Anblick großer Unglücksfälle von Neuem; übrigens wurde auch Sicilien, bis jetzt nur die Nebenprovinz eines Königreiches, das Königreich selbst und diese Eifersucht zwischen zwei Völkern, eine der wunden Stellen des neuen Italiens war Ursache, daß es mit einiger Freude die königliche Residenz, dies alte Vorrecht von Neapel, die Hauptstadt des Festlandes auf Palermo, die Hauptstadt der Insel, übergehen sah.

Die ersten Zeiten der Uebersiedelung des Hofes von Neapel nach Sicilien waren folglich ruhig und glücklich; doch nur kurze Zeit dauerte diese Ruhe. Die anfangs nur als Beschützer aufgetretenen Engländer nahmen bald die Sprache der Herren an. Die Klaue des brittischen Leoparden, dem die Diplomatie Handschuhe angezogen hatte, machte sich bald fühlbar. Das Ansehen der Königin beunruhigte das Kabinet von St. James; es ließ Mißfallen über Actons Politik blicken, und schien russischen und östereichischen Einfluß zu fürchten. Sobald der Chevalier Acton merkte, daß es Vortheil bringe, englisch gesinnt zu seyn, ging er zur englischen Partie über, denn er besaß

weder ein System, noch hatte er Grundsätze; sondern ließ sich einzig und allein von seinem Interesse leiten. Damals hörte man ihn sagen: „es ist endlich Zeit, daß die Königin einmal dem Könige erlaube, selbst den Herrn zu machen!“

Zu sehr an Selbstregieren gewöhnt, um ohne Kampf davon abzustehen, erinnerte sich die Königin, daß sie Maria Theresias Tochter sey und appellirte an Bürger und Volk, um Schutz und Hülfe gegen Englands Tyrannei zu erhalten, die vom Adel des Landes unterstützt wurde. Beide Klassen antworteten ihrem Rufe, und auch die Geistlichkeit verlieh ihr ihren mächtigen Beistand. Ueberall wurden die Engländer als Ketzer dargestellt, und es stand einen Augenblick lang zu befürchten, daß eine neue sicilianische Vesper nicht in das Reich der Unmöglichkeiten gehöre.

Genau von allen Vorgängen unterrichtet, schienen die Engländer Nichts zu bemerken, und nur Zeit zu gewinnen zu suchen, bis sie ihre Garnison in Palermo hinreichend verstärkt hatten, und nun mußte jeder Gedanke an irgend eine rasche That aufgegeben werden.

Unter diesen Verhältnissen gelang es dem

Kabinet von St. James, den König Ferdinand zu bewegen, die Last der Regierung, die für ihn sehr drückend geworden war, seinem Sohne, dem Kronprinzen, und dem Vater Mariens Karolinens dadurch aufzubürden, daß er ihn zum General-Vicarius des Königreiches ernannte.

Als sie diese Forderung bewilligt sah, glaubte die brittische Regierung ihren Einfluß von jetzt an gegen jedes Hinderniß gesichert zu haben, der Kronprinz zog jedoch seine Mutter mit zu Rath, unterwarf sich ganz ihren Ansichten, und ließ ihr mehr Macht und Credit, als sie jemals unter dem Könige, seinem Vater, besessen hatte. Das angewendete Mittel war folglich ganz gegen die Absicht seiner Urheber ausgefallen, und schon sprach man davon, die Engländer ganz aus Sicilien zu entfernen. Jetzt warfen sie ihre Maske ab und beschlossen mit offener Gewalt das zu erlangen, was ihrer List abgegangen war. Eine mächtige Flotte legte sich hart an der Küste vor Anker; mehrere Regimenter wurden ausgeschifft, und diese unter Lord Bentinks Befehle gestellten Truppen bemächtigten sich aller wichtigen Posten. Diese Maßregeln, behauptete man, wurden durch

eine dem Ausbruche nahe Volksbewegung gerechtfertigt, als sie aber vollzogen waren, und die Engländer sich dadurch zu Herrn der Stadt gemacht sahen, verlangte Lord Bentink laut und offen die Entfernung der Königin, und erklärte, daß seine Regierung ihr längeres Verweilen in Sicilien unmöglich zugeben könne.

Dies war ein völliger Verbannungsbefehl und ein Akt, der die unumschränkte Gewalt der Engländer bewies. Napoleon hatte gesagt: „die Bourbons haben aufgehört in Neapel zu regieren;“ und nun setzte England hinzu: „die Bourbons haben aufgehört in Palermo zu regieren!“ Treuloses Volk, gleich gefährlich als Bundesgenosse und als Feind, denn seine Versprechungen sind Drohungen, seine Freundschaft ein Fallstrick, sein Schutz ein sicheres Joch!

Groß war der Schmerz der königlichen Familie, gewaltig der Unwille Siciliens, furchtbar die Verzweiflung der Königin. Ihr trauriger Abschied hinterließ bei der jungen Maria Karolina tiefen Eindruck, deren Gefühle und Empfindungen sich schon so weit zu entwickeln begannen, daß sie recht gut den Schmerz ihrer Familie über die

Vertreibung ihrer Großmutter und den tödtlichen Zorn theilen konnte, den der Stolz dieser Prinzessin hierdurch fassen mußte.

Diejenigen, die sich ihre Freunde und Verbündete genannt hatten, verbannten sie jetzt selbst aus ihrem letzten Zufluchtsorte; nicht genug war es gewesen, sie zur Flucht aus Neapel gezwungen zu haben, jetzt wurde sie sogar aus einem Verbannungsorte nochmals exilirt. In vorgerücktem Alter mußte sie ihre Familie verlassen, um unter unzähligen Gefahren nach Constantinopel zu schiffen und von dort über Ungarn nach Wien zurückzukehren, nicht als eine mächtige, sondern als eine flüchtige, eine vertriebene Königin.

Unterdessen schritten die Ereignisse unaufhaltsam fort. Die Jahre **1812**, **1813** und **1814** folgten sich so rasch, daß sie fast Tagen gleich vorüber zu fliegen schienen, obgleich sie Begebenheiten für Jahrhunderte umfaßten. Auf der Sonnenhöhe seiner Macht hatte Napoleon den russischen Feldzug unternommen, der sich zu einer so grauenvollen Niederlage entwickelte. Eine durch Englands Anstrengungen gebildete europäische Coalition eilte hastig den Sieg auszubeuten, den

ein eisernes Klima über die schönste Armee errungen hatte, deren Fahnen je von der Sonne beschienen worden waren. Es ist hinlänglich bekannt, wie damals das Haupt des Hauses Bourbon sich zwischen das erschöpfte Frankreich und das bewaffnete Europa warf. Im Augenblicke, wo das Schwerdt den ermatteten französischen Händen entsank, erschien der vom gesammten Europa hochgeachtete Scepter Ludwigs XIV. von Neuem in den Händen seines Enkels, um den Franzosen als Rettungsanker zu dienen. Vergangenheit kam der Gegenwart zu Hülfe und sicherte die Zukunft; die Bourbons erschienen um Frankreichs Ruhm zu adoptiren und seine Unglücksfälle wieder gut zu machen.

Damals konnte man auf die unwiderlegbarste Weise bemerken, welche Stellung das wunderbare Genie, das so eben von seiner Höhe herabgesunken war, in der Welt eingenommen hatte. Nach allen Seiten bemerkte man nichts als aus der Verbannung in ihre Staaten heimkehrende Fürsten, und Stirnen, die sich wieder mit den geraubten Kronen schmückten. Die kraftlosen Usurpationen, die der gewaltige Feldherr mit seinem Hauche belebte,

verschwanden mit ihm. Man hätte meinen können, er steige zumal von allen Thronen herab.

Mitten in dieser allgemeinen Wiederherstellung der alten Verhältnisse war die neapolitanische Linie der Bourbons vergessen worden. Der Wiener Congreß brachte alle Fragen in weitläufige Anregung, löste aber keine einzige; die Lustbarkeiten schadeten den Geschäften, daher hatte auch der Prinz de Ligne vollkommen Recht, wenn er sagte: „der Congreß tanzt, kommt aber nicht weiter.“ (Le congrès danse, mais il ne marche pas.) Englischer Einfluß schützte den König Murat so kräftig, daß die berechnete Langsamkeit, mit der man Frankreichs Reclamationen behandelte, bis zu den hundert Tagen Alles im Statu quo erhielt. England und Oestreich behaupteten, Murat müsse im Besitze des neapolitanischen Staates bleiben, und die verjagten Bourbons sich mit Sicilien begnügen. Der geheime Zweck einer solchen Theilung war: dem englisch-östreichischen Einfluß sowohl in Neapel wie in Palermo gleich großen Einfluß zu verschaffen, und zwar in Neapel vermöge der Dankbarkeit für einen verliehenen Scepter und aus der Nothwendigkeit mit zwei

Mächten in gutem Vernehmen zu bleiben, die allein im Stande waren, ihn in den Händen zu erhalten, denen sie ihn anvertraut hatten; und in Palermo vermöge der Hoffnung einer möglichen Restauration, die von der englischen Politik immer im Hintergrunde gezeigt worden war und vermöge der Furcht, am Ende noch Alles zu verlieren. Die Verwirklichung einer solchen Befürchtung konnte bei dem seitherigen Betragen Großbritaniens wohl unter die möglichen Ereignisse gezählt werden.

In diesen Verhältnissen begriff Europa keineswegs das große moralische, das monarchische Interesse, das allen andern materiellen Interessen nothwendig vorgehen mußte; denn man bemerkte in Wien nicht, daß, den Thron eines Emporkömmlings, eines Usurpators aufrecht erhalten, nichts anders heiße, als auf sehr verständliche Art zu ähnlichen Versuchen, einen Thron zu erringen, aufzumuntern. Und doch hatte Herr von Talleyrand auf dem Congresse öffentlich die hohe politische Maxime aufgestellt: „der Kampf hat begonnen zwischen zwei Principien. So lange noch eine einzige revolutionäre Dynastie besteht,

so lange ist auch die Revolution nicht beendigt. Es ist diesem zufolge unumgänglich nothwendig, daß ohne allen Vorbehalt und ohne Ausnahme die Legitimität siege; geschieht dieses nicht, so gibt es keinen Frieden und höchstens einen Waffenstillstand."

Die Unentschlossenheit der Mächte hinsichtlich der neapolitanischen Bourbons versetzte der Königin Carolina den Todesstreich. Sie versank von jetzt an in tiefe Schwermuth, die sie ins Grab führen mußte. Am 8. September 1814 verschied sie im Schlosse Schönbrunn, ein Ort, der bestimmt scheint, Zeuge der Todeskämpfe hochgestellter Personen zu werden, und der, nachdem er Napoleon im Glanze seines Ruhmes gesehen, später auch sehen mußte, wie der blasse und letzte Strahl seines verfinsterten Gestirns erlosch.

Ein Jahr später und die Königin hätte die gänzliche Restauration ihrer Familie erlebt. Es ist hinreichend bekannt, wie Murat, unzufrieden über die Unschlüssigkeit der Mächte, im Einverständnisse mit Napoleon den 20. März vorbereitete und in dessen zweiten und rettungslosen Sturz mit hineingerissen wurde.

Drittes Buch.

Drittes Buch.

Kinderjahre und Erziehung Maria Karolinens. — Ihre Gouvernante de la Tour d'Envoivre. — Maria Karoline wird von Jugend auf an Gefahren gewöhnt. — Ursprung ihrer Liebe für die Künste. — Zwei Jugendeindrücke. — Ihr Unwille bei der Verbannung ihrer Großmutter. — Eindruck, den die Ankunft des Herzogs von Orleans in Sicilien auf sie macht. — Vermählung dieses Fürsten mit der Prinzessin Amalia, der Tante Maria Karolinens. — Die zwei Reisen des Herzogs von Orleans nach Spanien in den Jahren 1808 und 1810. — Lage der königlichen Familie in Sicilien. — Betragen des Herzogs von Orleans. — Seine Abreise im Jahr 1814 bei der Restauration. — Der König von Neapel beauftragt ihn, seine Interessen zu wahren. — Die Neuigkeit von Napoleons Rückkehr nach Frankreich gelangt nach Palermo. — Murats Fall und Wiedereinsetzung der Bourbons in Neapel. — Der Kronprinz giebt die ihm anvertraute Macht in die Hände seines Vaters zurück.

Mitten unter so vielen gewaltigen Ereignissen, die den Vordergrund dieser Geschichte einnehmen, haben wir kaum hin und wieder Maria Karoli-

linen flüchtig erscheinen sehen. Ihre Wiege blieb verborgen hinter den großartigen Catastrophen, die Throne und Reiche umstürzten; demungeachtet hatte sie jedoch auch ihren Antheil empfangen an allen ihre Familie betreffenden Unglücksfällen. Mit ihr das Meer durchsegelnd in verschiedenen Verhältnissen und Glücksumständen, hatte ihre Kindheit bereits eine Restauration und zwei Fluchten erlebt.

In einer Zeit der Unruhen und Umwälzungen geboren, mußten ihre frühesten Jugendeindrücke trüber und ernster Natur seyn. Frühzeitig wurde ihr Ohr ebenso gewöhnt an Kriegslärm, an das Unheil verkündende Wimmern der Sturmglocken, an Kanonendonner, an wüthendes Volksgeschrei, als wie an das Geheul des stürmenden Meeres. So verfloß ihre Kindheit in einer Lehrzeit, die ihr in späterer Jugend Früchte tragen sollte. Als sie in folgenden Zeiten den Ocean und das mittelländische Meer durchsegeln, als sie Gefahren trotzen und alle Arten von körperlichen Anstrengungen ertragen, als sie endlich ein völliges Soldatenleben führen mußte, da fand sie in sich das kräftige, schon in der Kindheit gestählte

Gemüth vor und erkannte in der Gefahr den alten Gefährten ihrer früheſten Jahre.

Der fortwährenden Unruhen dieſer ungewöhnlichen Zeit unbeachtet, wurde jedoch Maria Karolinens Erziehung keineswegs vernachläßigt. Die Gräfin de la Tour d'Envoivre, Gouvernante der Prinzeſſinnen von Neapel, und eine Frau von ausgezeichneten Verdienſten, bildete ihren Geiſt durch ihrem Range angemeſſene Kenntniſſe. Sehr früh lernte ſie italieniſch und franzöſiſch, die Mutterſprache der Bourbons, auf welchem Throne ſie auch ſitzen mögen. Von einer Franzöſin wurde die junge Prinzeſſin erzogen, die zu ahnen ſchien, daß ſie dieſelbe für Frankreichs Thron erzöge.

Marie Karoline war in dem Lande der Künſte erzogen, ſie mußte ſie auch von Kindheit an lieben. Auf der vom Himmel begünſtigten Erde, wo ihre Wiege ſtand, hat der Genius der Menſchen mit der Pracht der Natur gewetteifert und Meiſterwerke der Kunſt ſcheinen mit der maleriſchen Schönheit der Landſchaft um den Preis zu ringen. Ihre erſten Blicke fielen auf die Wunder der Bildhauer- und Malerkunſt und erholten ſich bald auf jenem wundervollen Italien mit ſeinen

glühenden Tinten, majestätischen Gebirgen und tiefen Thälern, bald auf Sicilien, das aus dem Meere aufsteigt gleich einem Blumen- und Fruchtkorbe. Diese ersten Eindrücke behaupteten einen unauslöschlichen Einfluß auf Maria Karolinens Gemüth. Hier wurde der Grund zu jenem guten Geschmack gelegt, der später in der Herzogin von Berri sich wieder finden sollte, als sie die Künste mit der Freigebigkeit einer Königin und dem Geiste eines Künstlers beschützte, eine Art der Verführung, die weit mächtiger als die erste auf das Talent wirkt, dem es weit lieber ist, sich verstanden als nur belohnt zu sehen.

Es darf folglich mit Recht behauptet werden, daß der Grund zu den beiden in diesem Charakter vorherrschenden Eigenschaften schon in der Kindheit gelegt wurde. Wenn das Weib der Bivouacs der Vendée mit ihrem stolzen und kühnen Herzen in diesem durch Gefahren heimgesuchten und im Tumulte von Revolutionen aufgewachsenen Mädchen ihre Weihe empfing, so begann auch schon die künftige Beschützerin der Künste durchzuschimmern in dem fröhlichen Kinde, das die herrliche Natur Italiens und Siciliens anlächelte und sich bei der

Anschauung der seinen Blicken von allen Seiten darbietenden Meisterwerke belebte.

Unter den Ereignissen, die Einfluß ausübten auf die jugendlichen Jahre Maria Karolinens, treten besonders zwei hervor, die in ihrem Gemüthe tiefe Eindrücke hinterließen.

Des einen haben wir schon erwähnt, und dies war die Abreise ihrer Großmutter, als diese von Lord Bentink, dem Oberbefehlshaber der englischen Macht in Sicilien gezwungen wurde, ihre Hauptstadt und ihr Reich zu verlassen. Ihrer Verzweiflung ungeachtet fühlte sich die Königin sehr ergriffen von dem Schmerze und dem Unwillen ihrer damals im vierzehnten Jahre stehenden Enkelin. Sie liebte sie und wurde von ihr geliebt. Welches Urtheil man auch über das politische Leben der Königin von Neapel fällen möge, so ist doch so viel gewiß, daß sie hohe Eigenschaften besaß, die nothwendig großen Einfluß auf einen vom Gefühl der königlichen Würde schon ergriffenen Geist ausüben mußten. In einem Alter von sechzehn Jahren hatte sie schon Zutritt in den Staatsrath verlangt, um über wichtige Verhandlungen ihre Stimme abzugeben. Bei der

oben erwähnten Gelegenheit, wo man ihren Geist vom Mißgeschick niedergebeugt hätte glauben sollen, sprach sie eines jener stolzen und energischen Worte, welche von der Geschichte nicht vergessen werden dürfen. Als sie durch Ungarn nach Wien reiste, empfing sie in geringer Entfernung von dieser Hauptstadt Depeschen, die sie in gewaltige Aufregung versetzten. „Glauben Sie wohl," sprach sie höchst aufgebracht zu einem Kavalier ihres Gefolges, „glauben Sie wohl, daß man mir den Rath ertheilt, meine Reise nicht weiter fortzusetzen? Einen solchen Rath verachte ich. Ich will sehen, ob man es wagen wird, die letzte Tochter Maria Theresia's aus Wien fort zu weisen!"

Das zweite Ereigniß, dessen wir erwähnten, ist der Zeit nach das frühere. Man befand sich in der Mitte des Jahres 1808 und Maria Karoline mochte ungefähr zehn Jahre alt seyn, als eines Tages König Ferdinand bei der Königin erschien, einen offenen Brief in der Hand hielt und mit allen Zeichen einer großen Verlegenheit zu ihr beim Eintreten sprach: „ein Emigrirter von hohem Hause, vom Unglück verfolgt und jetzt

der Letzte seines Geschlechts, denn eben hat er in Malta den letzten seiner Brüder verloren*), ist in Messina gelandet. Würde es Ihnen unlieb seyn, wenn ich ihm Zutritt an meinem Hofe gewährte?“

— „Wer ist es?“ fragte die Königin.

— „Der Herzog von Orleans!“ antwortete zögernd der König.

— „Der Herzog von Orleans!“ wiederholte die Königin mit dumpfer doch stark betonter Stimme.

Es war nicht das erste Mal, daß dieser Name Maria Karolinens Ohr traf. Noch als Kind hatte sie furchtbare Geschichten von diesem Namen flüstern hören. Die Königin ihre Großmutter war die Schwester Maria Antoinettens und da gab es einen Namen, den sie lange Zeit nicht zu vernehmen und ein Votum, das sie nie zu vergessen vermochte. Oft wurde in Gegenwart der

*) Im Jahr 1807 hatte der Herzog von Orleans den Herzog von Montpensier in London verloren, und der Herzog von Beaujolais starb an derselben Krankheit (Lungenschwindsucht) in Malta in den ersten Tagen des Junius 1808.

jungen Prinzessin von ihrer edeln und unglücklichen Großtante Maria Antoinette, oft von der andern Tante, der heiligen Elisabeth gesprochen; ein anderer Name blieb aber mit Schweigen, wie mit einem Schleier verhüllt und wurde ja dieses Schweigen gebrochen, so öffnete sich nur mit Abscheu der Mund, um seiner als des Schuldbeladentesten Richters Ludwigs XVI. zu erwähnen, welcher Herzog von Orleans hieß, bevor er sich, um des Vorrangs im Verbrechen gewiß zu seyn, Philipp Egalité nannte.

Auch dieses Gespräch ihrer Großeltern hinterließ in dem Gemüthe der jungen Prinzessin einen tiefen Eindruck. Man wiederholte zwar allerdings in ihrer Gegenwart, daß ein großer Unterschied zwischen Sohn und Vater sich fände. Man sprach den von Scenen der Reue und der Versöhnung, die statt gefunden hatten, als der junge Herzog von Orleans, den Irrwahn abschwörend, den seine große Jugendlichkeit entschuldbar machen konnte, das Knie vor dem ehrwürdigen Haupte des Hauses beugte, der, gerührt von seinem aufrichtigen Schmerz, ihm seine Verirrungen verziehen hatte. Hatte er ja doch selbst die Declaration

der Prinzen vom Geblüt im Jahre 1803 mit unterzeichnet, in welcher man diese bemerkenswerthe Stelle las: „sollte es sich zutragen, was Gott gnädigst verhüten wolle, daß durch ungerechte Anwendung großer Gewalt, niemals aber mit Recht, auf Frankreichs Throne irgend ein Anderer als unser rechtmäßiger König säße, so wollen wir mit eben so viel Vertrauen als Treue der Stimme der Ehre Folge leisten, die uns vorschreibt gegen ein solches Verfahren bis auf unsern letzten Augenblick, an Gott, an die Franzosen und an unsern Degen zu appelliren*)."

Der König von Neapel wollte nicht strenger seyn, als das Haupt seines Hauses und schrieb daher dem Herzoge, daß er ihn mit Vergnügen in Palermo sehen würde.

Mit wahrer freudiger Ueberraschung empfing der Herzog von Orleans diese Einladung. Nur zu gut erinnerte er sich noch, daß vor sehr kurzer Zeit König Karl IV. ihm die Erlaubniß nicht ertheilen wollte, in Barcellona ans Land zu steigen,

---

*) Beitritt zu der Note Ludwigs XVIII. vom 22. Februar 1803.

um seine Mutter, die verwittwete Herzogin von Orleans zu besuchen, weil Leute, die vermuthlich Verläumdungen auszustreuen stets bereit waren, der spanischen Majestät die Furcht beigebracht hatten, sein Vetter könnte wohl mit dem Gedanken schwanger gehen, sich an die Spitze der Unzufriedenen zu setzen, die Ordnung der Thronfolge umstoßen und die Regierung in seine eigene Hände reißen zu wollen.

Solcher Argwohn lastete schwer auf dem Herzen des Herzogs von Orleans; unermüdlich war er in dem Verlangen sich gänzlich davon zu reinigen und bei solcher Gelegenheit geschah es, daß er folgende edle Worte zu Ferdinand IV. sprach:

„je größer meines Vaters Fehler gewesen sind, um so mehr muß mein Bestreben dahin gerichtet seyn, der Welt den Beweis zu liefern, daß ich seine Verirrungen keineswegs theile. Sie haben zu großes Unglück über meine Familie gebracht!“

Baldigst war es dem Herzoge vermöge seines unumgänglichen Charakters und seiner vielleicht etwas übertriebenen Höflichkeit gelungen, die Zuneigung seiner neapolitanischen Verwandten zu erringen;

auch Maria Karolinens kindischer Widerwille vermochte den Artigkeiten des Prinzen nicht lange zu widerstehen. Noch lebte aber eine weitere Person am Hofe, die weit lebhafter von den Verdiensten des Herzogs von Orleans gerührt wurde und dies war die Tochter des regierenden Königs und folglich Maria Karolinens Tante, Louise Amalie. Diese Neigung blieb nicht lange ein Geheimniß, und von nun an dachte man an eine mögliche Vermählung.

Da brach ein Ereigniß herein, welches den Abschluß dieser Familienheiräth dadurch verzögerte, daß es den Herzog von Orleans bestimmte, Sicilien für einige Zeit zu verlassen. Napoleon schritt nemlich in seinem weitausgedehnten Plane der politischen Vernichtung des Hauses Bourbon unaufhaltsam vor; damit aber alle seine Projekte in die Wirklichkeit eintreten könnten, war es unumgänglich nothwendig, daß sein Geschlecht alle die Throne bestiege, auf denen Ludwigs XIV. Nachkommen herrschten. So saß schon einer seiner Brüder und Lieutenants in Neapel, und weil er die spanische Krone als ein natürliches Anhängsel der französischen betrachtete, so beschloß

der kühne Thronräuber einen der Seinen auch in Madrid als König zu installiren. Auch er wollte sagen können: „es gibt keine Pyrenäen mehr!“ Zu einer und derselben Zeit erhielt man in Palermo die Nachricht von dem Volksaufstande in Aranjuez, von der Thronentsagung Karls IV., von der Thronbesteigung Ferdinands VII. und der Verhaftung des Friedensfürsten. Bald folgte die Neuigkeit des in Valencay ausgebrochenen Verrathes, der gezwungenen Thronentsagung Ferdinands zu Gunsten Napoleons, der, um wahrscheinlich seinen Verwandten in das Gedächtniß zurückzurufen, daß sie nur Könige vermöge der Gnade seines Schwertes seyen, und ihre Königreiche nur als Präfecturen anzusehen hätten, seinen Bruder Joseph von dem Pallaste in Caserta nach dem Escurial versetzte und seinen Schwager Joachim Murat berief, die durch diesen Akt der hohen kaiserlichen Administration in Erledigung gekommene Stelle zu besetzen.

Spanien, das harte Land, an dem schon so viele gute Klingen stumpf geworden sind, hatte sich aber keineswegs diesem Beschlusse geduldig unterworfen. Eine Insurrektions-Junta hatte sich

gebildet, zu deren Präsidenten man den Infanten und Kardinal Erzbischof von Toledo erwählt hatte. Wegen seiner nahen Verwandtschaft mit dem spanischen Königshause glaubte König Ferdinand den Versuch machen zu müssen, seinen zweiten Sohn Leopold auf die Halbinsel zu senden. Der Herzog von Orleans bat um die Erlaubniß ihn begleiten zu dürfen. Seinen dringenden Wünschen wurde nachgegeben und bald erschienen beide Prinzen auf der Höhe von Gibraltar.

Die Absicht des Königs von Neapel ging dahin, für seinen Sohn die Regentschaft von Spanien zu fordern; Castannos schien auch gesonnen, diesen Plan zu unterstützen. Der Herzog von Orleans hätte vielleicht einen andern Kandidaten für dieses hohe Amt gewußt, hinter welchem wohl eine Krone verborgen liegen konnte! So viel ist wenigstens gewiß, daß von ihm gar nicht in Abrede gezogen wurde, wie der Zweck seiner und des Prinzen Leopolds Reise kein anderer sey, als Unterhandlungen wegen der Regentschaft anzuknüpfen, und daß er officiell begehrte, in Gibraltar zugelassen zu werden. Sir Hew Dalrymple, Gouverneur der Festung, verweigerte den fürstlichen

Reisenden und ihrem gesammten Gefolge die Erlaubniß hier an das Land zu steigen, und auf der andern Seite weigerte sich der Kapitain des englischen Schiffes, der vom Admiral Alexander Ball keinen andern Befehl hatte, als den Prinzen nach Gibraltar zu bringen, ihn wieder nach Sicilien zu führen. Die Anwesenheit eines Prinzen des Hauses Bourbon in Spanien erregte Englands Eifersucht*).

---

*) Der Herzog von Orleans und Sir William Drummond, beide von England nach Palermo gesendet, hatten diesen ganzen Handel vorbereitet und eingeleitet, wie man aus folgenden seltsamen Dokumenten hinlänglich ersehen wird.

Schreiben Sir W. Drummonds an den Admiral Sir A. Ball.

Palermo, den 4. Julius 1808.

Mein bester Sir!

„Sr. königl. Hoheit der Herzog von Orleans hat mich ersucht an Sie über einen Gegenstand zu schreiben, der ihn in hohem Grade zu interessiren scheint. Ich vermuthe, daß Ihnen die vor Kurzem in Spanien statt gefundenen Ereignisse hinlänglich bekannt sind; der Herzog von Orleans glaubt, daß das Auftreten irgend eines Gliedes des Hauses Bourbon in jenem Lande nicht nur

Der Herzog von Orleans ging nach London um Erläuterung über dieses höchst unerwartete Verbot zu verlangen, er erhielt aber nicht die geringste Genugthuung, auch ward ihm nicht einmal die Bewilligung der sehr natürlichen Bitte, in Figueras, wo die verwittwete Herzogin von Orleans ihren Aufenthalt genommen hatte, an das Land zu steigen. Das ihn nach Sicilien zurückbringende Schiff hatte Befehl bekommen,

---

den Spaniern angenehm, sondern auch der gemeinschaftlichen Sache von großem Nutzen seyn dürfte."

„Ich theile in dieser Hinsicht ganz die Meinung des Herzogs und sollten auch Sie dieser Ansicht seyn, so würden Sie wahrscheinlich keinen Anstand nehmen, uns ein Linienschiff zu senden, um Sr. königl. Hoheit nach Gibraltar zu bringen. Der Prinz ist voll Hoffnung. Wir haben Briefe von London bis zum 5. Juni. Portugal hat Spaniens Beispiel nachgeahmt, und Lissabon befindet sich wahrscheinlich in diesem Augenblicke schon in andern Händen."

„William Drummond."

Derselbe an Sir Hew Dalrymple, Gouverneur von Gibraltar.

Mein theuerster Sir!

„Dieser Brief wird Ihnen von Sr. königl. Hoheit, dem Prinzen Leopold, zweiten Sohne des Königs beider

weder an den spanischen noch portugiesischen Küsten zu landen.

Damals wurde jene Vermählung beschlossen, auf welche alle seine Hoffnungen und sein ge-

---

Sicilien übergeben werden. Der Prinz geht unmittelbar nach Gibraltar ab, um sich in directe Verbindung mit den loyalen Spaniern zu setzen und ihnen die Absicht seines Vaters mitzutheilen, die dahin geht, die Regentschaft bis zur Befreiung Ferdinands VII. anzunehmen, wenn man sie ihm übertragen will. Prinz Leopold und sein Vetter, der Herzog von Orleans wollen ihre Dienste als gemeine Soldaten den Spaniern anbieten, und später die Stellen annehmen, die man vermöge ihres Ranges passend für sie halten dürfte. Sollte der Besuch dieser Prinzen den Spaniern nicht angenehm seyn, so würde Don Leopold nach Sicilien zurückkehren, der Herzog von Orleans sich aber nach England begeben. Weil ich die Ueberzeugung hege, daß die Anwesenheit eines Infanten in der jetzigen Krisis von sehr wesentlichem Nutzen seyn dürfte und auf keinen Fall nachtheilig wirken könnte, so habe ich Sr. Sicilianischen Majestät dringend angelegen einen Beschluß in dieser Hinsicht zu fassen, der mir durch das von Palafox herausgegebene Manifest, was Ihnen ohne Zweifel bekannt ist, hervorgerufen zu seyn scheint. In einer Entfernung von tausend Meilen kann aber nicht von uns gefordert werden, mit

sammter Ehrgeiz sich beschränkten. Einige Hindernisse, die während seiner Abwesenheit sich erhoben hatten, verschwanden vor den Schmeichelreden des Herzogs, der sich über alle Punkte,

---

allen Ihnen vielleicht bekannten Umständen vertraut zu seyn; Prinz Leopold wird demzufolge auch Anweisung erhalten, sich mit Ihnen zu verständigen und den Rathschlägen zu folgen, die Sie, wie ich nicht zweifle, ihm gern werden zukommen lassen. Ich nehme mir die Freiheit, ihn Ihrem Schutze und Beistand zu empfehlen.

„William Drummond."

Auszug eines Briefes des Sir Hew Dalrymple an Lord Castlereagh.

Gibraltar den 10. August 1808.

Milord!

„Der Thunder ging in verflossener Nacht hier vor Anker und hatte an seinem Bord den Herzog von Orleans und den zweiten Sohn des Königs beider Sicilien, nebst einem zahlreichen Gefolge von Edelleuten und andern Männern. Weil das Schiff etwas spät anlangte, so hatte ich erst Abends zehn Uhr die Ehre, den Herzog von Orleans zu sehen, der in Begleitung des Kapitain Talbot zu mir kam. Der Herzog übergab mir sogleich einen Brief von Herrn Drummond und Capitain Talbot eine Depesche von Sir Alexander Ball; von beiden habe ich die Ehre Ihnen Abschriften anzuschließen. Ich öffnete

welche beim Hofe von Palermo Bedenklichkeiten hätten erregen können, mit großem Aufwande von Rührung und Gefühl hinreichend rechtfertigte.

Als alle Präliminarien dieser wichtigen Angelegenheit festgesetzt waren, holte der Herzog von Port-Mahon seine Mutter, die verwittwete Herzogin von Orleans ab, um der Vermählung beizuwohnen, die am 25. November 1809 in Palermo vollzogen wurde. Das Sicilianische Parlament

---

Sir Alexanders Depesche nicht im ersten Augenblicke, weil sie mir ziemlich voluminös vorkam, und konnte folglich auch nicht bemerken, daß Alexander Ball nicht zu wissen schien, daß die Prinzen hierher wollten und noch weniger, daß sie beabsichtigen, ihren Sitz in Gibraltar aufzuschlagen, und zwar mit dem offen eingestandenen Zweck, von hier aus wegen der spanischen Regentschaft Unterhandlungen zu beginnen. Der Herzog von Orleans machte kein Geheimniß daraus, und beschäftigte sich nur damit, die Zeit der Ausschiffung des Prinzen zu beschleunigen und ein seinem Range und der Unterbringung seines zahlreichen Gefolges angemessenes Lokal ausfindig zu machen. Ich ergriff die erste sich mir darbietende Gelegenheit, um ihm den übeln Eindruck bemerklich zu machen, den dieser Schritt in Spanien hervorbringen müsse, in einem Augenblicke, wo die Errichtung einer Central-Regierung eine unumgängliche Nothwendigkeit

ſtattete die Prinzeſſin Amalia mit einem Einkommen von dreimalhundert Tauſend Livres aus. Bei der Verhandlung über dieſe Ausſteuer hatte der Herzog eine ſeltene Geſchicklichkeit bewieſen; alle ſeine Schritte, ſeine Combinationen zeigten von ungemeiner Thätigkeit. Mit bemerkenswerthem Eifer waren alle Mittel, um dieſe Ausſtattung zu erhalten in Bewegung geſetzt worden; die Mitglieder der ſicilianiſchen Ständeverſammlung

---

geworden ſey, und fügte hinzu, daß Alles dieſes nothwendig eine Menge Intriguen und Uneinigkeiten hervorrufen werde, bevor die Geſinnungen des Volkes und der zur Vertreibung des Feindes aufzuſtellende Heere hierüber bekannt werden könnten."

Auszug eines Schreibens Lord Caſtlereaghs an Sir Hew Dalrymple.

Downingſtreet, den 4. November 1808.

. . . . . Uebrigens macht es mir großes Vergnügen Ihnen die Verſicherung geben zu können, daß von Seiten Sr. Majeſtät Ihr in dieſer wichtigen und delicaten Sache beobachtetes Verhalten ſich des vollen Beifalls zu erfreuen habe; ich meine nemlich die unerwartete Ankunft des Prinzen Leopolds und des Herzogs von Orleans in Gibraltar.

„Caſtlereagh."

mußten einen wahren Krieg von Schmeicheleien und Liebkosungen aushalten, der sich endlich mit dem vollständigen Siege des Herzogs endigte. Seine Bemühungen und seine Geschicklichkeit empfingen auch ihre Belohnung, denn die Ehre dieses finanziellen Feldzuges blieb ihm: die Aussteuer wurde in dem gewünschten Betrage bewilligt.

So waren also die Häuser von Neapel und von Frankreich durch ein neues Band noch fester verbunden.

Der Hof von Palermo glaubte kein Mittel mehr zu besitzen, die Prinzen des neapolitanischen Zweiges der Bourbons an dem kräftig von Spanien geführten Kampfe theilnehmen zu lassen, sogar das Andenken an den vergeblich gemachten Versuch war fast vollständig vergessen, als gegen den Monat Mai 1810 in Palermo ein Abgesandter landete und Depeschen von der Regentschaft in Cadix überbrachte, welche um die Anwesenheit des Herzogs von Orleans auf der Halbinsel nachsuchte, unter dem Versprechen, ihm den Rang eines Infanten ertheilen und ihm ein seiner hohen Geburt angemessenes Kommando anvertrauen zu wollen.

War dieser Schritt wohl vom Herzog von Orleans veranlaßt worden oder geschah er aus freiem Antriebe? Welche dieser Ansichten die wahre sey, ist niemals ganz klar erhoben worden*).

---

*) Die Antwort des Herzogs von Orleans lautete wie folgt:

Antwort Sr. königl. Hoheit des Herzogs von Orleans an den Obersten-Regentschafts-Rath.

Ew. königl. Majestät!

„Der allgemeine Schrei des Unwillens, den das spanische Volk gegen den verhaßten Angriff von Bayonne erhob und mit dem Schwure bekräftigte, seine Unabhängigkeit und seine Treue für seinen legitimen König, den Herrn und König Don Ferdinand VII. zu bewahren, hat unausgesetzt einen Widerhall in meinem Herzen gefunden, und seit jener Zeit ging mein innigster Wunsch nur dahin, der Ehre gewürdigt zu werden, die Ew. Majestät mir heute dadurch erweist, daß mir erlaubt wird, mit Ihren Heeren in den Kampf zu ziehen. Am 5. dieses Monats erhielt ich das Schreiben vom 4. März, in welchem ich von Ihnen zum Oberbefehle über eine Armee in Katalonien berufen werde. Mit Einwilligung des Königs beider Sicilien, meines erlauchten Schwiegervaters, lege ich das Kommando seiner Heere nieder, welches mir von Se.

Die Sage behauptete, der Herzog habe damals Agenten in Cadix gehabt, die seine militairischen Talente sehr hervorgehoben und überhaupt alle seine andern persönlichen Vorzüge nach besten Kräften

---

Majestät unter dem Kronprinzen, seinem Sohne, anvertraut wurde. Ich gebe hierdurch Plane auf, die sich auf die Vertheidigung Siciliens selbst bezogen, ich entreiße mich nach kurzen sechs Monaten, den glücklichsten Banden und nehme diese ehrenvolle Einladung mit dem größten Eifer und der tiefsten Dankbarkeit an. Hierdurch erfülle ich nicht nur, was Ehre und Neigung mir gebieten, sondern ich füge mich auch den Wünschen Ihrer sicilianischen Majestäten und der Prinzen, meiner Schwäger, die bei den Siegen Spaniens gegen den Tyrannen, der das erhabene Haus, zu dem auch ich die Ehre zu gehören habe, gänzlich vernichten wollte, so sehr interessirt sind."

„Ohne Widerrede ist es endlich an der Zeit, daß der Ruhm der Bourbons aufhöre nur als Ueberlieferung im Munde der Völker zu leben, welche von deren Ahnherrn so oft zu Siegen geführt wurden. Wie glücklich würde ich mich preisen, wenn die Vorsehung meinen Arm gewählt hätte, um Zeitgenossen und Nachwelt zu beweisen, daß die unerhörten Unglücksfälle, deren Opfer wir geworden, keineswegs das in unsern Adern strömende Blut verschlechtert haben! Wie glücklich würde ich mich preisen,

gelobt hätten; unter diesen geschickt verbreiteten Einflüsterungen seyen aber sehr ehrgeizige Plane verborgen gewesen, doch habe der Hof von Palermo nie volle Aufklärung erhalten können. Alles

---

wenn meine schwachen Kräfte beitragen könnten, die vom Usurpator umgestürzten Throne wieder aufzurichten und zu befestigen, und für die Unabhängigkeit und die Rechte der Völker zu kämpfen, die er so lange schon mit Füßen tritt! Und wie glücklich würde ich mich selbst dann preisen, sollte ich auch in diesem edlen Kampfe fallen, weil ich auch dann wenigstens die Genugthuung hätte, meine Pflichten erfüllt und meinen Ahnherrn mich würdig gezeigt zu haben! Tief empfinde ich alle die Verpflichtungen, die mir die Ehre auferlegt, die Ew. Majestät mir dadurch erweisen, daß Sie mich berufen an der Spitze von Spaniern zu streiten und ihnen zu helfen ihre hohen Bestimmungen zu erringen. Möchte es mir doch vergönnt seyn, die mir von Ihnen geöffnete edle Laufbahn damit zu beginnen, daß ich Katalonien Ferdinand VIII. rettete, wie mein Großvater der Herzog von Orleans es für Philipp V. rettete. Keineswegs verhehle ich mir die Schwierigkeiten, die zu bekämpfen mir die Pflicht gebietet, allein ich setze festes Vertrauen in den Beistand des Himmels, in die Hülfe Ew. Majestät und in den spanischen Charakter, der mit so großem Rechte berühmt ist wegen seiner Kraft, seines Adels und seiner Beharrlichkeit. Lassen Sie uns hoffen,

beschränkte sich auf Zweifel und Verdacht, denen weiter nachzuforschen der Ausgang der Reise aber nicht erlaubte.

Der Einladung der Regentschaft folgend, begab sich der Herzog von Orleans nach Malta und

---

daß durch die Mitwirkung Aller, durch Erhebung des Gemüthes und der Gedanken, durch Thätigkeit, Disciplin und Standhaftigkeit, die Vorsehung Ihre große und edelmüthige Nation ausersehen habe, die zahllosen Uebel zu verbessern, welche Schwäche und Uneinigkeit der Regierungen und der Völker über das Schuldbelastete Europa herbei gezogen haben. Spanien muß seinen König wieder erhalten, seine Altäre und seinen Thron fest stützen, und mit Gottes Hülfe gedenke ich die Ehre zu erlangen, die siegender Spanier zu begleiten, wenn durch ihr edles Beispiel und ihren Beistand, ihre Nachbarn in ihrem eigenen Lande aufstehen. Die Adoption, mit der Sie mich beehren, wird meinen ganzen Ruhm bilden; ich werde nie nach einem andern streben, als nach einem Allen gemeinschaftlichen, und der hauptsächlich in dem Ruhme Ew. Majestät bestehen möge.

Gott möge Ew. Majestät eine lange Reihenfolge glücklicher Jahre schenken:"

Palermo, den 7. Mai 1810.

Unterzeichnet: „Ludwig Philipp von Orleans."

dann nach Tarragona, wo er eine Proclamation erließ, „die alle ächten Franzosen und Spanier aufrief, sich um das von einem Bourbon entfaltete Banner zu sammeln, um die tyrannische Usurpation nieder zu werfen, die beide Völker unterdrücke.“

Endlich reiste der Herzog nach Cadix ab, wo er mit allen seinem Range gebührenden Ehrenbezeugungen empfangen wurde, die auf der Insel Leon versammelten Cortes verweigerten ihm aber die Bestätigung, in dem ihm von der Regentschaft übertragenen Commando. Alle deshalb von ihm unternommenen Schritte vermochten nicht diesen Beschluß zu ändern. Auch verstatteten ihm die Cortes nicht in ihrer Versammlung zu erscheinen und ordneten drei ihrer Mitglieder an ihn ab, um ihn im Namen des Bestens Spaniens zu beschwören, die Halbinsel zu verlassen.

So mußte er zum zweiten Male Spanien räumen und auf irgend mögliche Glücksfälle Verzicht leisten. Eine Fregatte brachte ihn nach Sicilien zurück. Seine Gemahlin hatte ihn während seiner Abwesenheit mit einem Sohne beschenkt, und so konnte er dann in den Freuden des Familien-Lebens Trost finden für seine am Mißtrauen

oder an der Vorsicht der Spanier gescheiterten politischen Hoffnungen.

Wie wir schon oben gesagt haben, stand der sicilianische Hof zu dieser Zeit unter dem harten Joche Englands und die Königin kämpfte vergebens gegen dessen immer mächtiger werdenden Einfluß. Sie war bei dieser Gelegenheit mit dem Herzoge von Orleans nicht so zufrieden, wie die übrigen Glieder der königlichen Familie und glaubte in ihrem Schwiegersohne nicht jenen Unwillen gegen die englische Tyrannei zu finden, dem sie, wenige Monate später, in ihrer Enkelin Maria Karoline begegnete. Seit diesem Momente erlitt die bis jetzt in der königlichen Familie herrschende Vertraulichkeit einige Unterbrechung. Der Herzog von Orleans schien sich mehr dem Privatleben widmen zu wollen; er verwaltete die Aussteuer seiner Gemahlin mit vieler Verständigkeit in jeder Hinsicht, die zu Verbesserung seiner finanziellen Lage beitragen konnte. Er lebte nur seiner Familie, die um zwei Töchter angewachsen war und schien gänzlich jeden Gedanken an politische Thätigkeit aufgegeben zu haben.

Die Plane der Königin und ihrer Familie

waren inzwischen sehr umfassend geworden und wohl geeignet, einen in seinen Liebhabereien weniger bescheidenen und in Aufsuchung von Gefahren mehr ehrgeizigen Prinzen, als der Herzog von Orleans war, zur glorreichen Theilnahme einzuladen. Es handelte sich nehmlich um nichts Geringeres, als Sicilien von seinen Tyrannen zu befreien, welche diese Insel als eine ihrer Kolonien betrachtend, zu den Kosten, die eine solche Besitzung ihnen verursachte, noch eine jährliche Subsidie von viermalhundert Tausend Pfund Sterling rechneten, und auf ihr eine Armee von zwanzig Tausend Mann unterhielten, um, wenn sie auch nicht gerade zu vertheidigen, doch wenigstens in Respect zu erhalten. Auch ging man damit um, einen Versuch zur Eroberung Neapels dadurch zu machen, daß man in Verbindung mit den Kalabresen einen ununterbrochenen Krieg auf dem Festlande organisirte, denn die Königin wußte, daß die Engländer mit Joachim Murat Unterhandlungen angeknüpft hatten, und daß das Gerücht ging, man wolle ihn gegen die Zusicherung des Königreiches Neapel von Napoleon abwendig machen.

Der unglückliche Ausgang dieses Projektes

und die Verbannung der Königin ist bekannt. Die königliche Familie wurde gewissermaßen im letzten ihrer Reiche in Gefangenschaft gehalten und nicht genug, daß das Kabinet von St. James eine Armee nach Sicilien gesendet hatte, — nein! es sendete der Insel zum Ueberflusse auch noch eine Constitution! Und dieser Zustand der Dinge dauerte sogar noch nach jenen Ereignissen fort, die Napoleons Thron umgestürzt und der Welt ein anderes Ansehen gegeben hatten.

Zu dieser Zeit beeilte sich der Herzog von Orleans sehr, Palermo zu verlassen, wo seine Familie zurückblieb. In Marseille gelandet, reiste er incognito weiter und stellte sich dem Chef des Hauses Bourbon vor, der ihn gütig und wohlwollend aufnahm. Nicht allein erhielt er die Erlaubniß nach Frankreich zurückkehren zu dürfen, sondern auch das Versprechen einer vollkommnen Wiedereinsetzung in seine reiche Apanage. Die Verwirklichung des königlichen Wortes ließ nicht lange auf sich warten. Bald erschien die Wiedereinsetzungs-Ordonnanz, die folgendes besagte: „Indem wir unsern lieben und geliebten Neffen, den Herzog von Orleans in alle nicht veräußerten

Besitzungen, deren unser Vetter Ludwig Philipp Joseph Herzog von Orleans unter irgend welchem Titel besaß, wieder einsetzen, wollen wir hierunter verstanden haben und ist unser Wille, daß alle diese Besitzungen aus unsern Händen übergehen in die unseres eben genannten Neffen und in die unserer sehr lieben und sehr geliebten Nichte Louise Adelaide Eugenie von Orleans, seiner Schwester, und zwar zu ihrem eigenen und unbehinderten Nutzen."

Sehr groß und lebhaft war die Dankbarkeit des Herzogs von Orleans. Er bewies sie durch eine Verschwendung von Worten, die deutlich zeigten, wie sehr Undankbarkeit ein seinem Charakter ganz fremdes Gefühl sey. Zu gleicher Zeit zeigte er sich sehr thätig in den Verhandlungen, deren Zweck dahin ging, die italienischen Bourbons wieder in Neapel einzusetzen. Im Monat Juli war er wieder von Palermo zurückgekommen, um seine Gemahlin, die damals mit dem Herzog von Nemours sich in guter Hoffnung befand, nach Frankreich zu bringen, und hatte bei dieser Gelegenheit der königlichen Familie von Seiten des Hauptes der Bourbons die besten Versprechungen

gemacht. Auf dem Wiener Congreß beharrte Ludwig XVIII. mit aller Gewalt darauf, daß der Thron Neapels seinem legitimen Herrn wiedergegeben werde und ließ sogar Truppen an der französischen Grenze gegen Italien zusammenziehen, um im Nothfalle die Rechte seines Hauses mit gewaffneter Hand zu vertreten. Feurig schilderte der Herzog von Orleans dem Hofe von Palermo, wie glücklich er sich fühlen würde, die Verhandlungen leiten zu können, die den entrissenen Scepter den Händen seines Schwiegervaters wiedergeben sollten; niemand zeigte sich begeisterter für die Rechte die Legitimität, und als er Palermo verließ, waren seine Verwandten von seiner eifrigen Anhänglichkeit an jene schützenden Doctrinen, welche die Ruhe der Staaten sichern und die Kronen auf den Stirnen der Monarchen befestigen, vollkommen überzeugt. Diese Gefühle theilte er mit seiner Gemahlin, die kurz nach ihrer Ankunft in Paris mit dem Herzoge von Nemours niederkam und mit folgenden Worten den Grafen von Blacas bat, seine Geburt Ludwig XVIII. anzuzeigen: „ich ersuche Sie, dem Könige zu melden, daß er einen Unterthan mehr hat!“

Mitten unter den Hoffnungen, die der Hof von Palermo zu theilen begann, im Augenblicke, wo der Eifer des Herzogs von Orleans und die Macht König Ludwigs XVIII. ihm eine bessere Zukunft blicken ließen, brachen die Ereignisse der hundert Tage aus. Der von ihnen in Neapel hervorgebrachte Eindruck war tief und schmerzlich. Abermals stand Verbannung den französischen Bourbons bevor; der Weg nach Neapel verschloß sich den italienischen. Letztere waren übrigens auch persönlich von dieser letzten Catastrophe berührt, weil das Geschick Maria Amaliens, der Prinzessin von beiden Sicilien sich jetzt an das Schicksal des ersten Prinzen von Geblüt des französischen Hauses gebunden fand. Mit großer Bangigkeit erwartete man in Neapel die Entwicklung des großen politischen Problems, welches die erste Restauration gelöst zu haben schien, das aber der kühne Feldherr von Neuem mit seines Schwerdtes Spitze auf die Schlachtfelder geschrieben hatte und vom Siege dessen Lösung verlangte. Man hatte den Abschied der königlichen Familie von Frankreich vernommen, den ernsten und würdigen Schmerz Ludwigs XVIII., die Anstrengungen

der Prinzen seines Hauses; bei der Erzählung des edeln und muthigen Benehmens der Herzogin von Angoulême glänzten die Augen einer jungen Prinzeß voll jener Begeisterung, die erhabene und stolze Gemüther bei Erzählungen hoher Thaten empfinden.

Als Napoleon von der Insel Elba zurückkam, hatte er nach den Einflüsterungen des Egoismus seines Genies gehandelt und ließ Frankreich jetzt die Dienste bezahlen, die er ihm einst geleistet. Für Frankreich hatte er gekämpft, jetzt sollte Frankreich für ihn in den Streit ziehen. Jetzt war er nicht mehr der Mann, der die Lage der Dinge beherrschte, denn er vermochte nicht dem Staate den Frieden zu geben, der die Nothwendigkeit der Zeit war, und Krieg mußte er führen mit einer zu Grunde gerichteten Armee und mit einem Lande, welches sich schon an eine Aussicht auf Ruhe gewöhnt hatte. Der 20. März war die letzte Anstrengung eines großen Mannes, der Frankreich auf einen einzigen glücklichen Wurf setzte. In die Tuillerien gelangen, dies wollte weiter nichts sagen, die Gefahr begann gerade erst am Morgen nach dem Siege. Er verlor,

weil er verlieren mußte; für ihn, wie für Frankreich würde es weit besser gewesen seyn, hätte er sich enthalten, zum zweiten Male des Schicksals Loos zu befragen, das ein Mal schon ihm verneinend geantwortet hatte.

Joachim Murat, der seinem Glücke sich angeschlossen, war, wie man gesehen hat, hineingerissen worden in jene große und letzte Catastrophe und die Ereignisse, mächtiger als alle Kanzeleien hatten allein die Restauration der Bourbons auf dem neapolitanischen Throne bewerkstelligt. Damals ereignete sich ein Zug, der wohlverdient, als ein edles Beispiel aufbewahrt zu werden. Der Kronprinz, der Vater der Prinzeß Karoline, war, wie wir gesehen haben, vom Könige Ferdinand mit der obersten Gewalt bekleidet worden. Als er sich jetzt frei sah, eine Macht, die er keineswegs gewünscht, wieder abgeben zu können, eilte er sie den Händen zurückzuliefern, denen sie gehörte. Diese Restauration muß mit vollem Rechte als eine der rührendsten angesehen werden, die in jenen Zeiten der Restaurationen statt fand. Welch herrliche Worte wurden nicht gewechselt zwischen dem Vater, der die Krone wiederfand in den Händen

des Sohnes und dem Sohne, der sich dadurch der Führung des Scepters würdig zeigte, daß er ihn in des Vaters Hände zurück gab.

Alle Prinzen des Hauses Bourbons bekannten sich übrigens damals laut zu den edelsten und großherzigsten Gesinnungen in Betreff der heiligen Rechte der Königswürde. Als die Herrn von Valence und Flaugergues zweien von der Repräsentantenkammer an die verbündeten Mächte abgeordneten Kommissären vorstellten, der Herzog von Orleans scheine ihren Kommittenten alle nur wünschbaren Garantien darzubieten, hatte der Herzog von Wellington volles Recht ihnen zu antworten: „der Herzog von Orleans würde alsdann doch nur ein unrechtmäßiger Thronbesitzer seyn, obschon aus einem guten Hause; der Prinz habe übrigens selbst erklärt, daß er die Krone nur annehmen würde, um sie dem legitimen Könige wieder geben zu können.“

Viertes Buch.

Viertes Buch.

Heirathes-Projecte für den Herzog von Berri. — Politische Betrachtungen, welche Ludwigs XVIII. Wahl bestimmten. — Herr von Blacas wird nach Neapel gesendet, um für den Herzog von Berri um die Hand der Prinzessin Karolina zu werben. — Früher schon hatte der Herzog mit einer neapolitanischen Prinzessin vermählt werden sollen. — Seine Reise nach Italien im Jahre 1800. — Sein Brief an den Ritter Acton. — Schreiben des Herzogs an die Prinzessin Karolina. — Oeffentliches Aufgebot in der Kirche St. Germain-l'Auxerrois. — Schreiben des Herzogs von Berri am Tage der durch Procuration vollzogenen Vermählung an die Prinzessin. — Feste in Neapel. — Ankunft der Prinzessin in Marseille. — Zusammensetzung ihres Hofstaates. — Ihr Aufenthalt im Lazareth. — Ihr Einzug in die Stadt. — Begeisterung der Provençalen. — Prächtiger Anblick von Marseille. — Ceremonien im Marseiller Stadthause. — Uebergabe der Herzogin von Berri an den Herzog von Havré.

Nicht ohne Lohn sollte die Uneigennützigkeit bleiben, von welcher der Kronprinz beider Sicilien eben ein so schönes Beispiel gegeben hatte; dem Oberhaupte des Hauses Bourbon kam es zu, ein

Urtheil darüber zu fällen, was Großes und Edles in dieser That lag.

Schon in den ersten Tagen der Restauration hatte der König an eine für den Herzog von Berri (seinen Neffen) passende Vermählung gedacht. Das Geschlecht Ludwigs XIV. schien aussterben zu wollen, die Ehe des Herzogs von Angoulême war ohne Erben geblieben; eine gute Politik schien aber zu verlangen, den Thron mit zahlreichen Sprossen des königlichen Blutes umgeben zu zeigen. Denn es genügte nicht, daß das Königthum sich nur in alten Erinnerungen stark zeige, es mußte sich auch stark zeigen in seinen Hoffnungen; nur die dem Thron zur Seite fest und aufrecht stehende Zukunft verbürgte der Gegenwart Sicherheit.

Die Wahl der Prinzessin, die berufen werden sollte, Ludwigs XIV. Stamm fortzupflanzen, war keine ganz leichte Unternehmung. In einer Stellung und Lage, wo Politik verlangte, alle Kabinete zu schonen, wie sollte man da eine Wahl treffen zwischen den beiden großen Allianzsystemen, die damals in Europa ein Uebergewicht zu erhalten begannen? Wendete man sich nach Rußland, so beunruhigte man England und Oestreich. Schloß

man sich an Oestreich, so entführte man Frankreich die Vortheile, die es von einem Bündnisse mit Rußland hoffen konnte. Hatte man nicht schon während des ersten Wiener Congresses alle Nachtheile einer nur von den Umständen und Zufällen abhängigen Politik empfunden? Schienen Frankreich, Oestreich und England auf einer, Rußland und Preußen auf der andern Seite nicht im Begriff gewesen zu seyn, gegen einander loszubrechen, als die hundert Tage begannen? Das Land bedurfte nothwendig des Friedens, Friede konnte aber nur zugesagt und erhalten werden durch Frankreichs Neutralität. Oestreich und England würden sich wohl gehütet haben mit dem Petersburger Kabinet zu brechen, so lange sie fürchten mußten, Frankreich mit ihm im Bündnisse zu sehen; Rußland seinerseits würde aber auch nicht gewagt haben, sich den Wechselfällen eines Continentalkrieges auszusetzen, so lange es unter den möglichen Folgen eines Bruches ein inniges Bündniß Frankreichs mit England und Oestreich fürchten mußte.

Man gab folglich den Plan mit einer russischen Prinzessin, den man kurze Zeit im Jahre 1814 betrieben hatte, auf. Die natürliche Politik des

Kabinets der Tuilerien ging dahin, Frankreichs Einfluß überall blicken zu lassen, ihn aber nirgends zu binden. Dadurch allein vermochte es die Zeitumstände zu beherrschen und der Welt den Frieden zu erhalten, den es zur Heilung der Wunden seines eigenen Landes nothwendig bedurfte, das durch zwei Jahre der Niederlagen und zwanzig Jahre des Siegs gänzlich erschöpft war.

Solche politische Aussichten lenkten Ludwigs XVIII. Wahl auf eine Familienheirath. Herr von Blacas wurde nach Neapel gesendet, um für den Herzog von Berri um die Hand der Prinzessin Karoline, ältesten Tochter des Kronprinzen, anzuhalten.

Die Vermählung eines französischen Prinzen mit einer neapolitanischen Prinzessin war keineswegs ein neuer erst jetzt beim Könige entstandener Plan, sondern schon in den Tagen des Unglücks wohlerwogen worden. Während der Auswanderung sollte der Herzog von Berri schon die Prinzessin Christine, Tochter des Königs von Neapel, heirathen. Der Chevalier Vernègue war beauftragt gewesen, diese Vermählung zu unterhandeln; Graf Chastelur, zum bevollmächtigten Minister von Ludwig XVIII.

am sicilianischen Hofe ernannt, hatte später die vorbereitete Unterhandlung wieder angeknüpft, und endlich Vollmacht erhalten, diese Sache abzuschließen. Der Herzog von Berri ging selbst nach Neapel, wo er den Beifall des Hofes sich erwarb. Schon war die Heirath beinahe ganz fest beschlossen; der französische Prinz empfing selbst eine Pension von fünf und zwanzig tausend Ducati, welche ihm aber das von allen Seiten hereinbrechende Unglück bald wieder entriß. Weil die Königin von Neapel Sicilien verlassen hatte, um mit den Prinzessinnen, ihren Töchtern, eine Reise nach Wien zu machen, so begab sich der Herzog von Berri nach Rom, um in dem dortigen, diese Stadt besetzt haltenden neapolitanischen Armeecorps Dienste zu nehmen. Damals befand sich in Neapel, wo man ihn sehr gerne sah, ein liebliches zweijähriges Kind. Der Prinz dachte nicht entfernt daran, daß der Zufall ihm jetzt diejenige zeigte, die der Gesandte des allerchristlichsten Königs eines Tages von dem Könige, ihrem Großvater verlangen würde, um sie mit dem zweiten Sohne Frankreichs zu vermählen, und daß die zukünftige Herzogin von Berri ihm aus der Wiege zulächelte,

wo er sie betrachtete, ohne zu ahnen, daß diese Wiege seine süßesten Hoffnungen und eine schöne Zukunft für ihn enthalte.

Die von Menschen beschlossene Vermählung des Herzogs von Berri erhielt nicht die Zustimmung der göttlichen Vorsehung, und wurde gänzlich rückgängig gemacht. Als Kunstkenner lebte der Prinz in Rom, da kamen Nachrichten von Condé's Armee, die ihn erinnerten, er sey ein Bourbon, d. h. Soldat. Er folgte dem angebotenen Rufe und begab sich dahin, wo Krieg war. Der Minister Acton, der nicht günstig für ihn gestimmt war, benützte diese Abreise, um ihm beim Könige zu schaden. Er beschuldigte ihn, ohne Erlaubniß des neapolitanischen Monarchen seinen Posten verlassen zu haben, als ob der Posten eines Sohnes Frankreichs nicht stets an der Stelle sey, wo Gefahr sich darbietet. Man muß übrigens eingestehen, daß der Herzog von Berri bei dieser Gelegenheit sich nicht als den gewandten Unterhändler zeigte, wie sein Vetter Orleans zehn Jahre später. Sonderbarer Zufall! Ein Prinz der ältesten und ein Prinz der jüngern Linie des französischen Hauses müssen beide am Hofe von Neapel das Gleiche

suchen! Wir haben gesehen, wie der Herzog von Orleans sich hierbei benahm, sehen wir nun auch, was der Herzog von Berri that.

Von allen Hülfsmitteln entblößt lasteten die Leiden seiner Freunde viel schwerer auf ihm, als sein eigenes Ungemach. Gern theilte er seine Armuth mit ihnen, wie er auch sein Glück mit ihnen getheilt haben würde. Er litt an allem Mangel und diese Vermählung, seine letzte Hoffnung, schien gänzlich vereitelt. Seine Briefe an den König und an die Königin blieben ohne Antwort. Er wollte und konnte auch nicht nach Neapel zurückkehren; der Aufenthalt in diesem Lande war zu theuer, als daß Ludwigs XIV. Enkel in ihm hätte leben können. Nur darüber beklagte er sich, daß Acton nicht offen gegen ihn mit der Sprache herausging und gegen ihn allerlei Schleichwege und Zurückhaltung gebrauchte, die bei einem Manne in seiner Lage höchst übel angewendet waren. Endlich schrieb er ihm folgenden Brief, in welchem sich sein ganzes Gemüth ausspricht.

„Ich schreibe an Sie, mein Herr, mit der Offenherzigkeit eines Bourbons, der zu dem Minister eines Bourbon'schen Königs spricht, eines Königs,

der nie aufgehört hat, großmüthige Zuneigung für den vom Schicksale so grausam mißhandelten Zweig seiner Familie zu hegen.“

„Mit großem Schmerz habe ich vernehmen müssen, daß der König sich mißfällig darüber geäußert hat, daß Rom von mir verlassen wurde, um mich der Condé'schen Armee anzuschließen. Der treue Adel, mit dem ich acht Feldzüge gemacht, hat niemals einen Gewehrschuß abfeuern sehen, ohne daß ich an seiner Spitze gewesen sey. Als mein Bruder zu ihm stieß, meldete er mir: am 15. September greifen wir an. Erwartete ich die Befehle des Königs, so verlor ich Zeit, ich mußte folglich sogleich abreisen. Am 15. kam ich an, am 16. standen wir im Bivouac, um am folgenden Morgen anzugreifen. Nie würde ich das neapolitanische Heer verlassen haben, wäre es vor dem Feinde gestanden, Alles schien mir aber auf dieser Seite lange und tiefe Ruhe zu verkünden. Seitdem der Friede abgeschlossen ist, habe ich dreimal an Sie geschrieben, ohne die mindeste Antwort von Ihnen zu erhalten. Solche Ungewißheit ist sehr grausam. Warum theilen Sie mir nicht die Willensmeinung des Königs in

Betreff meiner offen mit? Ich würde mich so glücklich gefühlt haben, als man nur immer außerhalb seines Vaterlandes seyn kann, wäre es mir vergönnt worden, mich mit der Familie von Neapel verbinden und so gütige Verwandte zu den Meinigen zählen zu dürfen. Wird aber eine solche Verbindung von den Umständen verhindert? Sollte meine Gegenwart unangenehm seyn? Ist die mir bewilligte Pension vielleicht in einem Augenblicke lästig, wo die Finanzen des Königs so arg zerrüttet sind? Gleich dankbar lege ich ihm Alles zu Füßen, nur die dringende Bitte füge ich hinzu, daß man fortfahren möge, jene fünf tausend Ducati auszuzahlen, die der König in seiner großen Gnade den Offizieren meines Hauses bewilligt hat. Alle diese Edelleute haben ihr Vermögen im Stich gelassen, um mir zu folgen. Ich bitte folglich nichts weiter für mich, als das schon Verfallene. Die Freigebigkeit des Königs ist bis jetzt meine einzige Hülfsquelle gewesen, gewiß sind Ihnen aber die Verzögerungen bekannt, die ich erfahren mußte. Ich werde dadurch in die tiefste Verlegenheit gestürzt. Weil ich Nichts mehr mein eigen nennen kann, so würde ich es für eine

Niederträchtigkeit ansehen, wollte ich Schulden machen.“

Dies war derselbe Fürst, der, nachdem er Ungemach aller Art getragen hatte, wie seine Ahnherren den Scepter, nachdem er sechzehn Jahre lang alle Wechselfälle des Unglücks bald als Soldat, bald als Reisender oder Künstler, immer aber verbannt und verjagt, überstanden, nun endlich in das theure Vaterland heimgekehrt und seinen ihm gebührenden Rang wieder einnehmend, bei der Prinzessin Karoline anfragte, ob sie seine glückliche Lage mit ihm theilen wollte, wie er früher bei einer andern Prinzessin desselben Hauses angefragt hatte, ob sie sein Trost in Jammer und Verbannung werden wollte.

Der Brief, in welchem der Herzog von Berri bei der Prinzessin selbst um ihre Hand anhielt, während Graf Blacas die officiellen Schritte bei dem Hofe von Neapel wegen dieser Heirath that, lautete folgendermaßen:

Paris, den 8. Februar 1816.

Madame! werthe Schwester und Cousine!

„Schon längst trage ich mich mit dem Wunsche, vom Könige, Ihrem Großvater, und vom Kron-

Prinzen, Ihrem Vater, die Erlaubniß zu erhalten, ein Gesuch vorbringen zu dürfen, von dem das Glück meines Lebens abhängt; bevor ich aber ihre Zustimmung empfange, wende ich mich selbst an Sie mit der Bitte, ob Sie mich für würdig halten, mir das Glück Ihres Lebens dadurch anzuvertrauen, daß Sie Ihr Schicksal mit dem Meinigen verbinden. Ich schmeichle mich mit dem Gedanken, daß Alter, Erfahrung und langes Unglück mich genugsam gebildet haben, um würdig Ihr Gemahl, Ihr Führer und Ihr Freund seyn zu können. Wenn Sie Ihrer Liebe so werthe Anverwandte verlassen, so werden Sie dagegen hier eine Familie antreffen, die Sie an die Zeiten der Patriarchen erinnern dürfte. Was soll ich Ihnen sagen vom Könige, von meinem Bruder, von Monsieur, und vor Allen von jenem Engel, der Herzogin von Angoulême, das Sie nicht schon vernommen hätten, wenn es nicht darin allenfalls besteht, daß ihre Tugenden, ihre Güte weit über alles nur erdenkliche Lob erhaben sind? Die herzlichste Einigkeit herrscht unter uns, und ist noch nie gestört worden. Alle meine Verwandten wünschen mit Sehnsucht, daß es Ihnen gefallen möge,

meine Wünsche zu krönen, und daß Sie einwilligen, die Zahl der Kinder unserer Familie vermehren zu helfen. Möchten Sie doch Madame! meine Bitte erhören und recht bald den Augenblick herbeiführen, wo es mir vergönnt seyn wird, zu Ihren Füßen die achtungsvollen und zärtlichen Gefühle niederzulegen, mit denen ich bin

Madame, werthe Schwester und Cousine

Ihr

sehr ergebener Bruder und Vetter

Karl Ferdinand."

Die Präliminarien dieser von beiden Regierungen und von den beiden Hauptpersonen selbst sehr gewünschten Vermählung schritten rasch vor. Mit aller Förmlichkeit wurde in der Kirche St. Germain l'Auxerrois das Aufgebot öffentlich verlesen und angeschlagen; denn es war ganz natürlich und vollkommen in der Ordnung, daß das Haus Bourbon ganz Frankreich an seinen Familien-Freuden theilnehmen ließ.

Am Tage der Vermählung durch Procuration schrieb der Herzog von Berri abermals an die Prinzessin folgenden Brief:

Paris, den 25. April 1816.

„Ihr liebenswürdiger Brief hat mir unaussprechliches Vergnügen gewährt, meine theuerste Gemahlin, denn heute haben wir uns Treue gelobt, von dem heutigen Tage an sind wir durch die heiligen Bande der Ehe vereinigt; Bande, die ich mich stets bestreben werde, Ihnen so angenehm als möglich zu machen. Sie sind so gütig, mir dafür zu danken, daß ich Sie zur Gefährtin meines Lebens gewählt habe, wie soll ich aber Worte des Dankes dafür finden, daß Sie so schnell den Wünschen Ihrer vortrefflichen Verwandten nachgegeben haben? Nur zu gut empfinde ich, welches Opfer es Ihnen kosten muß, sie zu verlassen und fast allein ein fremdes Land zu betreten, das aber bald aufhören wird, ein solches für Sie zu seyn, um sich mit einem Manne zu verbinden, den Sie gar nicht kennen. Ich habe getrachtet, zu Ihrer nächsten Umgebung Damen zu wählen, deren Tugend und Anmuth mir bekannt sind, und der König hat meine Wahl bestätigt. Ihre Dame d'honneur, die Herzogin von Reggio *) fühlt sich

*) Diese ganze Auswahl war höchst glücklich getroffen;

höchst unglücklich, daß sie Ihnen nicht entgegen kommen kann. Frau von Lasceronnays, Ihre Dame d'Atours, Schwester der Gräfin Blacas

---

besonders bewies der Herzog von Berri durch die Ernennung der Marschallin, Herzogin von Reggio, zur Ehrendame der jungen Fürstin einen sehr richtigen Takt. Entsprossen aus einer der ältesten Familien von Vitryle Français hatte Fräulein von Coucy in weit entlegener Provinz eine sehr moralische und religiöse Erziehung erhalten, durch nichts aber war sie vorbereitet worden zu derjenigen Stellung, die sie vermöge ihrer Heirath nun einnehmen sollte. Mit achtzehn Jahren wurde sie auf ein unermeßliches Theater versetzt, ohne ihre Rolle zu wissen, und wohl darf die Behauptung aufgestellt werden, daß sie die schwere Kunst des Hoflebens mehr errieth als lernte. Sie zeichnete sich aus durch die Anmuth ihres Benehmens, durch einen vorzüglich richtigen Takt und durch die Gründlichkeit eines früh reifen Urtheils. Im russischen Feldzuge war der Marschall schwer verwundet worden; taub gegen die dringenden Bitten ihrer Eltern, ihrer Freunde, reiste sie mitten im Winter ab, um sechs hundert Stunden weit von ihrem Vaterlande entfernt, ihrem leidenden Gemahl die thätigste und zärtlichste Pflege zu widmen. Das Gefühl erfüllter Pflicht verlieh ihr Stärke. Solche prunklose Pflichterfüllung, solch edles Betragen, solch hoher Geist ließ die Wahl des Herzogs von Berri auf diese ausgezeichnete Frau fallen. Er wollte, daß sie die erste Stelle im Hofstaate der

wird die Erste seyn, die das Glück hat, sich Ihnen zu Füßen zu legen; sie ist ein Muster von Tugend und sanfter Liebenswürdigkeit, die ich

---

jungen Herzogin einnähme. Die öffentliche Meinung billigte diese Wahl und während der dreizehn Jahre, in denen sie ihr Amt bei der Prinzessin versah, war ihr Benehmen stets ihrer hohen Stellung angemessen. Weil sie die Neigung ihrer Gebieterin für Künste, ihre Vorliebe für Wissenschaften und ihre rührende Milde für fremde Noth kannte, so hielt sie es für die edelste Aufgabe ihres Lebens, stilles Verdienst zur Belohnung, verborgene Talente zur Ermuthigung, junge Künstler zur Beschützung, schüchterne Dürftigkeit zur Unterstützung zu empfehlen. Niemand widmete der Prinzessin eine poetische oder literarische Huldigung, ohne fast unmittelbar darauf eine artige Antwort zu erhalten und trat der Fall ein, daß die Ebbe ihrer Kasse, die keineswegs unerschöpflich war wie ihre Freigebigkeit, sie zwang, die Fluth ihrer zahllosen Geschenke zeitweise zu unterbrechen, so antwortete wenigstens die Herzogin von Reggio in ihrem Namen mit jener wohlthuenden Güte, die stets diejenigen tröstet, denen sie nicht thätiger helfen kann. Man darf wohl behaupten, daß selten eine Fürstin ein treueres Echo ihrer Freigebigkeit, noch einen edlern Dollmetscher ihrer großmüthigen Gesinnungen fand; denn ohne Unterlaß bot die Ehrendame Alles auf, um alle vortrefflichen Eigenschaften Maria Karolinens ins hellste Licht zu setzen, damit sie immer mehr geehrt und geliebt werde.

Ihnen angelegentlichst empfehle. Sie wird Ihnen die übrigen Damen vorstellen. Der Herzog von Levis, Ihr Chevalier d'honneur, ist eben so ausgezeichnet durch seine Eigenschaften, als durch seine Talente. Graf de Menars, Ihr Erster Stallmeister, ist ein loyaler Ritter, der Frankreich erst in meiner Gesellschaft wieder betrat. Bei näherer Bekanntschaft werden Sie finden, daß alle diese Personen vollkommen der Ehre würdig sind, zu Ihrer nächsten Umgebung zu gehören."

„Wie ungeduldig erwarte ich die Nachricht Ihrer Ankunft in Frankreich! Wie glücklich werde ich mich fühlen, meine theuerste Gemahlin, wenn es mir erst vergönnt seyn wird, Sie persönlich zu begrüßen! Alles, was ich von Ihren Eigenschaften, von Ihrer Güte, von Ihrem Geiste, von Ihren Reizen vernehme, bezaubert mich und flößt mir das brennendste Verlangen ein, Sie zu sehen, zu umarmen und Ihnen zu sagen, wie sehr theuer Sie mir sind.

Karl Ferdinand."

An demselben Tage, an dem der Herzog von Berri diesen Brief schrieb, sah, wie wir schon

gesagt haben, die Kapelle des Königs in Neapel, die Feier ihrer Vermählung. Leopold, Prinz von Salerno, vertrat die Stelle des Gemahls; der Kardinal Erzbischof von Neapel gab dieser Verbindung vor der Blüthe der italienischen Großen die kirchliche Weihe.

Der zur Abreise der Prinzessin bestimmte Tag brach an. Auf den beiden Küsten, der französischen und der italienischen, die, obgleich weit entfernt, einander gegenüber liegen, wurde das Fest der Ankunft im Angesichte des Abschiedsfestes vorbereitet. Ganz Neapel schien am Gestade des Meeres versammelt; ein ganzes Volk umgab die dasselbe verlassende Fürstin mit seinen Freudenrufen und Blumen, während der blaue und klare Himmel freundlich hernieder lächelte auf die so kurzen Erdenfreuden und der Vesuv in einem Winkel des Gemäldes sich traurig und drohend emporrichtete, wie das Unglück. Alle Gedanken der jungen Herzogin erlabten sich aber damals in den glänzendsten Hoffnungen. Nicht mehr wie ehemals verließ sie flüchtig und verbannt die Hauptstadt des Reiches. Sie hinterließ ihre Familie auf dem Throne von Neapel und sollte selbst ihr

altes angestammtes Geschlecht auf Frankreichs Throne wieder finden.

Der sie in Marseille erwartende Empfang ließ sie den Abschied vom schönen Italien vergessen. Man kennt die royalistische Begeisterung der südlichen Provinzen Frankreichs, und dieser zeigte sich bei dieser Gelegenheit in unvergleichlicher Lebhaftigkeit. Auf den ersten Blick überzeugte sich die Provence, daß die Herzogin vom Kopf bis in das Herz hinein Französin sey, und begann sogleich sie zu lieben, wie man in der Provence liebt, mit jenem Feuer des Gefühls, mit jener freudigen Trunkenheit, die man nur bei feurigen und lebhaften Völkern findet, die in den Haß wie in ihre Zuneigung einen Strahl ihrer schönen Sonne zu legen scheinen.

Eine Abtheilung der königlichen Garde war nach der Provence marschirt, um der Herzogin zur Escorte zu dienen. Die Herzogin von Reggio, Frau von Ferronays, Frau von Bouillé, Frau von Gontaut, der Herzog von Havré, der Herzog von Levis, der Graf von Mesnard erwarteten in Marseille die Ankunft der Prinzessin. Die zehn Tage, so lange die Quarantaine dauerte, wurde

von ihr, wie von der gesammten Stadt fast schlaflos zugebracht. Am Tage bedeckte sich Marseille mit Fahnen, Blumen und Festons und Illuminationen, die weit in die Nacht hinein glänzten, zeigten von dem Enthusiasmus, den ihre Gegenwart erregte.

Am 30. Mai hielt sie ihren Einzug in die Stadt; sie saß in einer vergoldeten von vier und zwanzig in weißer Seide gekleideten und mit blau und goldnen Schärpen geschmückten Ruderern geführten Schaluppe, unter einem karmoisinrothen mit goldenen Franzen gezierten und von einer kolossalen Krone überragten Baldachin. Beschattet von der königlichen mit den Wappen von Frankreich und Navarra verherrlichten Flagge, die vom leichten Lufthauche aufgebläht, majestätisch in dem blauen Himmel sich entfaltete, fuhr sie durch einen Wald von mit Laubwerk und Wimpeln bedeckten Schiffen, und glich der jungen Beherrscherin dieser Meere, die an dem Gestade landen wollte, wo die gesammte Provence zu ihrem Empfange bereit stand. Alle Fenster waren mit Frauen, Fahnen und Guirlanden geschmückt. Die Nationalgarde vereint mit den Linientruppen bildete

auf den Quais und in den Straßen Spalire; die platten Dächer der Häuser waren mit unzählbarer Menschenmenge besetzt. Der Donner des Geschützes, das zum Himmel aufsteigende Freudengejauchze, alle auf einen Punkt gerichtete Augen, alle von einem und demselben Gefühl erfüllte Herzen, alle von gleichen Gedanken bewegte Gemüther, die allgemeine Begeisterung, die klare, sich in der so schönen Rhede spiegelnde Sonne, wo die mächtigsten Flotten hinlänglichen Raum haben, links die alte Stadt, mit ihren einer frühren Zeit angehörenden Wällen, und die so lebendigen Quais, rechts die Kirche Unserer Lieben Frauen de la Garde, deren Thurm gleich dem Gebete der frommen Stadt gen Himmel aufsteigt; rings um die Stadt die unzählige Menge der Bastiden, die unter Myrthen, Orangen und Granaten-Gebüschen zerstreut einen leicht um Marseille herumgeschlungenen Laub- und Blumen-Gürtel gleichen; im Hintergrunde endlich die steilen, kühn ausgezackten Gebirge, mit denen die Stadt, die selbst dem kriegserfahrnen Cäsar zu widerstehen wagte, sich wie mit einem Riesengürtel umgibt, durch dieses ganze prachtvolle Schauspiel hervorgerufen, in

dieser Masse von menschlichen Freuden und natürlichen Schönheiten, bemächtigte sich Rührung und Wonne des Gemüthes der gefeierten Herzogin von Berri, und innig wurden diese Gefühle von allen unzähligen Zuschauern getheilt.

Das Fahrzeug der Prinzessin wurde von Herrn von Damas und Herrn von Villeneuve befehligt, Ersterer Schiffskapitain, der Andere Schiffslieutenant. Abtheilungen der königlichen Garde, der Linientruppen und der Nationalgarde begaben sich auch an Bord desselben; eben so hatte man einer Abtheilung der königlich sicilischen Garde Zutritt verstattet, deren Dienst im Stadthause von Marseille zu Ende ging, wenn die Uebergabe der Frau Herzogin von Berri an den Abgesandten des Königs, ihres Oheims geschehen seyn würde.

Das bei königlichen Vermählungen gebräuchliche Ceremoniel wurde genau beobachtet.

Das Stadthaus wurde in Uebereinstimmung mit den diplomatischen Gebräuchen durch eine besondere Urkunde für neutrales Gebiet erklärt. Die rechts vom großen Saale liegenden Gemächer waren zur Aufnahme der Prinzessin, für ihr neapolitanisches Gefolge und für den Gesandten ihres

königlichen Großvaters eingerichtet worden. Auf dieser Seite wehete das neapolitanische Banner. Die links befindlichen blieben dem Könige von Frankreich vorbehalten. Die obengenannten Personen, nebst dem übrigen französischen Hofstaate der Prinzessin befanden sich in demselben. Hier wehete die französische Fahne.

Als die Prinzessin das Fahrzeug verlassen hatte, bildeten die sicilianischen **Gardes du corps** allein ihre bewaffnete Begleitung und marschirten im großen Saale unter der Fahne ihrer Nation auf; eben dies thaten die französischen **Gardes du corps** auf ihrer Seite. Der Haupteingang des großen Saales wurde von zwei **Huissiers de la Chambre du Roi** bewacht. Mitten in demselben stand eine große mit einem grünen mit Gold verbrämten Sammtteppich bedeckte Tafel, mit allem zum Schreiben erforderlichen Geräthe versehen.

Zum Begleiter der jungen Fürstin und um die Stelle ihres Großvaters des Königs zu vertreten, war der **Principe de San Nicandro**, der Sohn des ehemaligen Gouverneurs Ferdinands IV. erwählt worden. Der Graf de la Tour war ihr

Chevalier d'honneur, ihr übriger neapolitanischer Hofstaat stellte sich nach seinem Range auf und die Prinzessin Marie Karoline trat allein in den großen Saal vor. Sie setzte sich mitten an die Tafel auf der neapolitanischen Seite und hatte an ihrer rechten Seite den Principe de San Nicandro und links etwas weiter zurück ihre Dame d'honneur und die andern mit ihr gekommenen Damen. Im Augenblick, wo sie ihr Gemach verließ, traten die Herzöge von Havré, von Levis, die Herzogin von Reggio, die Gräfin de la Feronnays, der Graf von Mesnard und die Frauen von Gontaut und von Bouillé, von der andern Seite ein und stellten sich nach ihrem Range vor der Fürstin auf.

Nun fand die Uebergabe der Prinzessin statt, die ganz nach dem Protokoll der königlichen Vermählungen vorgenommen wurde. Nach der Vorlesung mehrerer Urkunden und ihrer Unterzeichnung und Ausfertigung, nach mehrern Anreden, welche Sicilien, das im Saale den Ehrenplatz behauptete durch den Mund des Principe de San Nicandro halten ließ und nachdem mehrere vornehme Sicilianer, welche die Prinzessin nach Frankreich beglei-

teten auch gesprochen hatten, antwortete Frankreich durch den Herzog von Havré und durch die städtischen, hinter demselben stehenden Behörden, und so endigte endlich eine Ceremonie, sehr zu gelegener Zeit für die Prinzessin, der diese ganze Etiquette sehr beschwerlich zu fallen anfing. Herr von San Nicandro führte nun die königliche Hoheit zum Gesandten Se. Allerchristlichsten Majestät. Der Herzog von Havré geleitete die Fürstin auf die andere Seite der Tafel und mit drei Schritten war sie Französin.

Eine allgemeine Salve sämtlicher Geschütze der Forts, der Wälle und der Kriegsschiffe verkündigte diesen Augenblick.

Hierauf begab sich die Prinzessin in die auf französischer Seite liegenden Gemächer unter Vortritt ihres französischen Hofstaates, der von diesem Momente an, seinen Dienst bei ihr begann. Ihre Kammerfrauen entkleideten sie; alle Kleidungsstücke, die sie jetzt anlegte, gehörten zu ihrem Trousseau, der ganz aus den reichen Manufacturen Frankreichs hervorgegangen war. Ein rührendes Symbol, welches besagte, daß von jetzt an Alles an ihrer Person ächt französisch sey!

Das Ende der Ceremonie entschädigte in den Augen der Herzogin für die unendliche Länge und Langweiligkeit einer Etiquette, deren hohe Wichtigkeit sie nicht gehörig zu schätzen wußte. Durch wenige Schritte, die ihre ganze Zukunft und ihr Vaterland veränderten, fand sie in Französin sich umgewandelt und zwar nicht blos dem Namen nach, sondern auch im Herzen. Wie wenig mußte sie thun, um dieses zu werden! Gemüth und Geist waren längst der methodischen Langsamkeit des Ceremoniels vorausgeeilt. Als sie Frankreichs Boden berührte, waren ihre ersten Worte: „Hier ist mein Vaterland!“ und auf die Franzosen deutend, setzte sie hinzu: „und hier ist meine Familie!“

Fünftes Buch.

Fünftes Buch.

Reise der Herzogin von Berri von Marseille nach Fontainebleau. — Aix. — Orange. — Montélimart. — Valence. — Vienne. — Lyon. — Ihre Briefe an ihren Gemahl. — Dessen Antwort. — Der Wald von Fontainebleau, das Kreuz von St. Herem. — Der König und die königliche Familie empfangen die Herzogin von Berri. — Etiquette und Ceremoniel. — Ist der Teppich neutral? — Die Prinzessin wirft sich dem Könige zu Füßen. — Ihr Einzug in Paris. — Trauung in Notre-Dame. — Feste und Amnestie.

Um nach Fontainebleau zu gelangen, wo der König, die königliche Familie und ihr Gemahl die Herzogin von Berri erwarteten, mußte sie durch einen bedeutenden Theil Frankreichs reisen, wo überall viele und große Feste sie erwarteten. Nach Marseille, der prächtigen, reichen und schönen Stadt, von der Heinrich IV., als er ihre Unterwerfung erfuhr, ausrief: „jetzt erst Freunde und Waffenbrüder, darf ich mich König von Frank-

reich nennen, denn jetzt erst nenne ich den schönsten Juwel von Frankreichs Krone mein!“ nach Marseille kam Aix, der alte Sitz des Parlements der Provence, dann Orange, die auf ihre römischen Alterthümer stolze Stadt; Montélimart mit seinen mittelalterlichen Denkmälern; Valence die neue und moderne Stadt; Vienne noch ganz römisch in seiner Bauart, so wußte die Hand des Königs-Volkes für die Ewigkeit zu bauen! Vienne ferner mit dem gothischen, dem heiligen Mauritius geweiheten Dome, und endlich Lyon, die Stadt der mit Canuts bevölkerten Manufacturen, jener armen Arbeiter, die Frankreich bereichern, Lyon, das an dem Doppelgestade der Saone und der Rhone sich stolz erhebt, Lyon, das nur zu leben vermag unter dem Schutze großer Principien und dessen Industrie, zu seiner Existenz nothwendig der Pracht und des Aufwandes einer Monarchie bedarf!

So hielt die junge Herzogin, wenn uns der Ausdruck erlaubt ist, eine Musterung vieler Städte; je mehr sie in Frankreich selbst vordrang, um so mehr fanden sich die Ideen, die sie sich von dessen Macht und Größe geschaffen hatte,

von der Wirklichkeit übertroffen. In allen diesen größern Städten wurde sie mit Anreden empfangen; so in Marseille vom Grafen Villeneuve de Bargemont, dem Marquis von Montgrand und allen Civil- und Militairautoritäten; in Lyon vom ersten Präsidenten des königlichen Gerichtshofes, dem Herrn von Bastard de l'Estang, der ihr die ewige Ergebenheit ausdrückte, mit der er damals die königliche Familie verehrte. Weil sie von ihrem italienischen Ursprunge nichts weiter beibehalten hatte, als die Liebe zu den Künsten, so hatte sie sich auch die Maler und Bildhauer, die Herrn Revoil und Laurent und alle die andern Künstler, die der von Richard gestifteten guten Lyoner Schule so viel Ehre machen, vorstellen lassen.

Die Fürstin war gerührt von solchem Empfange, doch aber von diesen vielen Ehrenbezeugungen nicht wenig angegriffen. Fast täglich schrieb sie an ihren Gemahl, um ihm die empfangenen Eindrücke mitzutheilen, fast täglich lief auch ein Brief vom Herzoge ein, der ihr von seiner Ungeduld erzählte und der ihr Glück wünschte zu der guten, durch ihre Ankunft hervorgebrachten

Wirkung, denn schnell entscheidet sich Frankreich für Liebe oder Abneigung. Die meisten solcher Urtheile sind mehr Sache des Gefühls als der nachdenkenden Ueberlegung; so hatte auch diesmal Frankreich den Charakter dieser Französin errathen, die ihm aus Italien zugekommen war und die es an Kindesstatt angenommen hatte.

Der Briefwechsel der beiden Gatten liefert die beste Geschichte der Herzogin von Berri aus dieser Zeit; man wird aus ihm sehen, wie sie die in diesem feierlichen Ereignisse ihres Lebens empfangenen Gefühle und Eindrücke selbst schildert.

Aus der Quarantaine von Marseille, den 26. Mai 1836.

„Ihre liebenswürdigen Briefe Monsigneur! haben mich schon so an Sie gewöhnt, daß ich ihnen stets mit großem Interesse entgegen sehe, und daher halte ich es auch für meine Pflicht, Ihnen mit dem mir von Ihnen eingeflößten Vertrauen Alles mitzutheilen, was ich hier treibe und Ihnen zuerst von meiner Gesundheit zu erzählen, die ganz vortrefflich ist. Ich stehe sehr spät auf, weil ich gern am Morgen schlafe, folglich kann ich die Messe erst um neun, um zehn Uhr hören. Der gute Herzog von Havré macht sich

die Mühe von recht weiter Entfernung, um ihr beizuwohnen, herzukommen, eben so der Präfect und der Maire und die Deputirten der Sanitäts-Kommission, wenn die öffentlichen Geschäfte es ihnen erlauben. So kommen sie dann um mich aus einer höchst respectvollen Entfernung, wie sie die Quarantaine-Gesetze anordnen, zu sehen. Dann ziehe ich mich bis zur Mittagstafel zurück, nach welcher ich mich der vortrefflichen Gesellschaft der Frau von La Ferronnays erfreue; ganz gewiß habe ich nur ihrer Zuneigung für Sie das große Opfer zu danken, das sie mir dadurch gebracht hat, daß sie sich mit mir einsperren ließ. Sehr dankbar fühle ich mich dafür, eben so wie für die ähnliche Bitte der Herzogin von Reggio, welch Letztere ich das Vergnügen habe, häufig am Sprachgitter zu sehen, nebst den andern Herrn und Damen, die mir vom Herzog von Havré vorgestellt worden sind. Dies ist eine Beschäftigung nach aufgehobener Tafel, vor der Promenade oder vor dem Fischfang, ein, mir von der Sanitäts-Beamten schon zweimal veranstaltetes Vergnügen. Ueberhaupt ist man eifrig bemüht, mir durch alle zu Gebote stehenden Mittel meiner

Zurückgezogenheit zu versüßen. Am letzten Donnerstag habe ich auf dem Meere eine sehr hübsche Spazierfahrt gemacht, und zwar in einem äußerst zierlichen Fahrzeuge, welches der Kommandant der Marine von Toulon hat kommen lassen. Wir fuhren durch den Hafen, und weil die guten Einwohner von Marseille sehr erfreut schienen, über eine Gelegenheit, wo sie mich sehen konnten, so will ich, wenn es das Wetter erlaubt, diese Spazierfahrt heute wiederholen. Mehrere Male hat man mich auch mit Musik empfangen, man unterläßt mit einem Worte nichts, was mir Freude machen kann. Ich bin dafür recht dankbar, und wünschte nur meine Gefühle darüber auch laut werden lassen zu können, leider vermag ich aber meiner Schüchternheit nicht mit einem Male Herr zu werden. Mein Alter und die seltnen Gelegenheiten, die bis jetzt sich mir, öffentlich zu erscheinen, darboten, mögen mich bei denen entschuldigen, denen diese Gründe bekannt sind; die Uebrigen werden mich vielleicht nicht so gelind beurtheilen. Ich meines Theils, werde darüber nur in Beziehung auf Sie, Monseigneur, betrübt werden, den ich in jeder Hinsicht zufrieden gestellt

sehen möchte. Man will mir auch Toulon zeigen, und dieses Vergnügen hoffe ich um so lieber zu genießen, weil dieser Ausflug keine Verzögerung herbeiführt, indem die von dem Sanitäts-Amte mir nachgelassenen Tage dazu verwendet werden sollen. Das Ganze habe ich dem trefflichen Herzoge von Havré zu danken. Heute schreibe ich weder an den König, unsern Oheim, noch an Ihren Vater, um Ihnen nicht zu oft lästig zu fallen; haben Sie aber die Güte bei ihnen der Dolmetscher meiner Gefühle der Achtung und der Liebe zu seyn, und eben so bei dem Herrn Herzoge und der Frau Herzogin von Angoulême. Wie sehr zieht es mich hin, recht bald Mitglied einer Familie zu werden, die mir schon jetzt so theuer ist! Sie, Monseigneur, sollen mich lehren, ihnen allerseits zu gefallen; Sie müssen mir offen Alles sagen, was ich, um diesen Zweck zu erreichen, thun muß, und auch um vorzüglich Ihre Liebe ganz zu erringen."

„Karoline."

Paris, den 26. Mai 1816.

„Ich vermag Ihnen nicht auszudrücken, Madame, wie höchst glücklich mich die Nachricht von

Ihrer Ankunft in Marseille machen wird. Wie gern hätte ich Ihre langweilige Quarantaine noch mehr abkürzen mögen und doch fürchte ich, daß Sie dieselbe nur zu lang finden werden. Schon ist es Ihnen gelungen, die Herzen aller derer zu erobern, die bis jetzt Sie nur gesehen haben. Schon jetzt sind Sie so geliebt in Frankreich! Wie sehr wünscht man nicht, Sie zu sehen! Wenn ich jetzt ausgehe, ruft man nicht mehr: „es lebe der Herzog von Berri!“ sondern wie ich es weit lieber höre: „es lebe die Herzogin von Berri! es lebe die Prinzeß Karoline! Hoch!“

„Wie gern würde ich allen Ihren Wünschen, Madame, zuvorkommen! Wie gern möchte ich wissen, was Ihnen gefallen könnte! Hier werden Sie eine allerliebste Wohnung vorfinden, die gesammte Familie ist mit ihrer Einrichtung beschäftigt. Sie reiten gern, daher bemühe ich mich, Ihnen ruhige Pferde auszusuchen, denn ob ich zwar wohl weiß, daß Sie gar keine Furcht kennen, so bin ich doch für Sie besorgt. Bei dem Worte Furcht fällt mir ein, daß Sie bei der abscheulichen Insel Elba, von der im verflossenen

Jahre uns so viel Unglück zukam, in großer Gefahr geschwebt haben. Das hat mich zittern gemacht; gern aber habe ich vernommen, daß sie nicht den leisesten Anflug von Furcht gezeigt haben. Das Blut Heinrichs IV. und Ludwigs XIV. hat sich nicht verläugnet."

„Leben Sie wohl, Madame und theuerste Freundin, gute und liebenswürdige Gattin! Während ich den 15. Junius erwarte, der noch so fern ist, will ich Ihnen wiederholen, wie sehr ich Sie liebe und wie sehr ich streben werde, Alles zu thun, um Sie glücklich zu machen."

„Karl Ferdinand."

Marseille, den 2. Junius 1816.

„Welches Vergnügen für mich, Monseigneur, schon nach fünf Tagen Ihre so liebenswürdigen aber etwas zu flüchtig geschriebenen Briefe zu erhalten! Vergönnen Sie mir, daß ich Ihnen einen kleinen Vorwurf darüber mache, auch hoffe ich deßwegen einige Entschuldigung bei Ihnen zu finden, weil Sie mir die Versicherung geben, daß Ihr Wunsch dahin geht, mir jede Art von Glück zu gewähren. Durch die Mühe aber, die ich mir geben muß, Ihre Schriftzüge zu lesen, wird das

Glück, das ich darüber empfinde, verzögert. Glauben Sie deßwegen aber ja nicht, daß ich zu große Anforderung mache oder gern zanke.“

„Gestern Abend bin ich von Toulon zurückgekommen, wo meine ganze Zeit in Anspruch genommen worden ist, zu Land und zu Wasser Ehrenbezeugungen anzunehmen. Die ganze Stadt war geschmückt, mit Sinnbildern und Innschriften verziert. Unmöglich kann ich die Begeisterung der guten Provençalen gebührend schildern, die mich noch ganz verziehen werden. Sehr fühlbar rühren Sie mein Herz durch die unausgesetzten Ausbrüche Ihrer Liebe für den König und seine ganze Familie; auch sind sie so zartfühlend, daß sie in ihren Freudenrufen auch meiner Verwandten in Neapel erwähnen. Ist das nicht prächtig? Der allgemeinen Sage nach sind alle Behörden ganz vortrefflich, und von ihnen wird dieser gute Geist unterhalten und genährt. Mit Vergnügen habe ich den braven Rousse von Toulon gesehen, den Einzigen, der Ludwig XVII. zum Könige ausrief, und der fortfährt, durch aufrichtige und uneigennützige Ergebenheit sich seinem Vaterlande und seinem Könige nützlich zu machen.“

„Man hat mich in den Zeughäusern herum geführt. Das Landarsenal, das vor vier Monaten noch nicht existirte, ist jetzt im Stande, dreißig tausend Mann auszurüsten. Man verdankt dies der unermüdlichen Thätigkeit des Obersten de la Ferrière. Diese kleine Reise hat mich mit einem Worte sehr interessirt. Nirgends kann man, wie ich glaube, eine richtigere Idee von Frankreichs Hülfsmitteln und Größe bekommen, als wenn man diesen herrlichen Seehafen besucht. Wenn er schon auf mich, die ich nichts davon verstehe, eine solche Wirkung hervorgebracht hat, wie muß er erst auf Personen wirken, die Kenntnisse von solchen Sachen haben? Erst nach dreizehn Tagen, Monseigneur, wird mir das Glück zu Theil werden, Sie zu sehen, um dann selbst von dem vielen Guten urtheilen zu können, was ich überall von Ihrem Herzen, von Ihrem Geiste vernehme, und um Ihnen dann persönlich wiederholen zu können, wie sehr ich mein ganzes Leben hindurch bin und seyn werde, Ihre getreue und ergebene

Karoline."

Den 1. Junius 1816.

„Der Prinz von Castelcicala hat mir gestern,

Madame und sehr geliebte Freundin, Briefe für Sie von Ihren theuren Verwandten übergeben, und ich verliere keinen Augenblick, um sie Ihnen zu übermachen. Heute noch empfing ich Nachrichten von Marseille vom 23. und weiß, daß Sie Alles bezaubern, was Sie umgiebt, und was Sie nur von Weitem sehen kann. Ihre Wasserfahrt hat sehr gute Wirkung hervor gebracht, und noch mehr Ihr Versprechen, sie wiederholen zu wollen. Ich will Ihnen heute keinen langen Brief schreiben, weil ich Ihnen so viele sende, die Sie mehr interessiren müssen. Ich beschäftige mich hier Pferde für Sie aufzutreiben und hoffe passende und taugliche zu finden. Wir haben das Hochzeitgeschenk gesehen, das Ihnen der König giebt und ich hoffe, daß es Ihnen gefallen wird; unter andern befindet sich eine Ball-Robe dabei, auf die ich mich, wenn sie von Ihnen getragen wird, sehr freue. Mein Vater bringt Ihre Bibliothek zusammen, mein Bruder und seine Gemahlin schmücken Ihre Gemächer; Jedem von uns ist es ein Vergnügen für Ihre Bequemlichkeit zu sorgen! Ich bin nur wegen meiner acht und dreißig Jahre besorgt, und weiß noch recht gut,

daß ich im siebzehnten Diejenigen, die sich den Vierzigen naheten, recht alt fand. Ich schmeichle mir nicht, Ihnen Liebe einzuflößen, wohl aber jenes zärtliche und stärkere Gefühl als Freundschaft, jenes volle Vertrauen, das der Freundschaft selbst entsprießen muß. Ich sehe, daß ich auf diese Art nicht zum Schlusse komme, daß Sie aber noch alle Ihre Briefe zu lesen haben. Leben Sie wohl. Noch fünfzehn lange Tage! Ich küsse meiner Gattin die Hände."

„Karl Ferdinand."

Paris, den 4. Junius 1816.

„Gestern, Madame und theuerste Freundin, empfing ich Ihren lieben und liebenswürdigen Brief vom 26. Jedermann spricht so viel Gutes von Ihnen, welchen Werth Sie aber eigentlich besitzen, erfahre ich selbst am besten durch Ihre eigenen Briefe, in denen mich alles entzückt. Sie verlangen von mir, daß ich Ihnen mit meinen Rathe zur Seite stehen soll? Gern will ich Ihnen Alles sagen, was ich für Sie nützlich halte. Sie beklagen sich über Ihre Schüchternheit: sie ist ganz passend für Ihr Alter, auch wissen Sie recht gut, Güte und Adel ihr beizugesellen. Die

Liebe der Einwohner des Südens, die so gut sind, umgiebt Sie! Sie sind eine glückliche Vorbedeutung für Frankreich und der Schrecken der Aufrührer!“

„Karl Ferdinand“

Montélimart, den 5. Junius 1816.

„Ihr zweiter Brief, Monseigneur, ist mir zugekommen, bevor ich noch meine Beantwortung des ersten vollenden konnte. Herzlich und innig danke ich Ihnen für beide. Durch Uebersendung der Briefe meiner Verwandten haben Sie mir ein wahres Vergnügen zubereitet.“

„Man fährt fort, mir das geschmückte Frankreich zu zeigen. In allen Orten, durch die ich komme, empfängt mich freudiges Rufen, so wie die Bewillkommnungen der Behörden. Ich bin durch solche Aufmerksamkeit gerührt; doch muß ich Ihnen, für den ich kein Geheimniß habe, aber auch ganz allein nur Ihnen gestehen, daß ich die Wucht dieser Ehrenbezeugungen wohl fühle und nie von Ihnen mich werde berauschen lassen. Ich sehne mich nach einem friedlichen Familienleben! Empfangen sie unterdessen die Versicherung

meiner Zärtlichkeit, die nur mit meinem Leben endigen wird.“

„Karoline.“

Lyon, den 9. Junius 1816.

„Ihr Brief, Monseigneur, vom 4. und 5. wurde mir am Abend meiner Ankunft in Lyon übergeben. Ich will Ihnen nicht wiederholen, wie sehr ich Ihnen dafür danke. Zählen Sie ein für allemal auf meine innigste Erkenntlichkeit, und empfangen Sie die Versicherung, daß meinem Gefühle nichts unbemerkt bleibt, Sie haben es zu lebhaft angeregt.“

„Sie sind zufrieden mit mir, Monseigneur, wie Sie mir selbst gestehen? Gewiß sagen Sie dies nur, um mich zu beruhigen, denn nur zu gut fühle ich, wie viel mir mangelt, damit ich so sey, wie ich es wünsche, um Ihnen zu gefallen und um dem zu sehr geschmeichelten Bilde zu entsprechen, das man Ihnen von Karolinen gemacht hat. Glauben Sie aber an ihr gutes Herz, und an ihren Wunsch, Ihr Vertrauen dadurch zu erwiedern, daß Sie Ihnen selbst ihr volles Vertrauen schenkt. Dies ist Alles, was ich Ihnen zu ant-

worten im Stande bin; Ihre Sorgfalt, Ihre Güte möge das Uebrige thun.“

„Höchst dankbar bin ich für Alles, was man thut, um meine Wohnung zu verschönern und meine Person zu schmücken. Wie soll ich es anfangen, Allen meinen Dank dafür auszudrücken? Sie müssen mir helfen! Nur Ihnen gegenüber wage ich den Versuch, mir ohne Mittelsperson fortzuhelfen; denn Ihnen sage ich ganz offen, daß Sie sehr werth sind

Ihrer

Karoline.“

Paris, den 9. Junius 1836.

„Der Ueberbringer dieses Briefes, Madame und theuerste Freundin, ist einer der treuesten Diener unseres Hauses, ein Mann, den unsere Verbindung höchst glücklich macht, der brave Prinz Castelcicala, den ich Ihnen nicht erst zu empfehlen brauche. Er kennt mich genau, denn in England haben wir uns viel gesehen. Wie gern wünschte ich mich jetzt an seine Stelle! In sechs Tagen werde ich Sie endlich sehen! Ich fürchte nur immer, daß Sie mich nicht hübsch finden werden, denn die pariser Maler gleichen nicht den palermi-

taniſchen, ſie ſchmeicheln nämlich zu ſehr. Mit welcher Wonne werde ich Ihnen die Hand drücken! Drücken Sie auch die meinige, wenn ich Ihnen nicht zu ſehr mißfalle. Der Zwang, dem ich mich zwei Tage lang unterwerfen muß, wird mir höchſt läſtig ſeyn. Stets meine Karoline, wird Ihr Glück, Ihr Vergnügen meine emſigſte Beſchäftigung ſeyn. Ich weiß, Sie lieben das Theater; ich habe Logen in allen Schauſpielhäuſern. Ich beſitze auch ein allerliebſtes Landhaus, das wir recht oft beſuchen wollen. Ich jage gern und oft, Sie begleiten mich dann in einem Jagdwagen. Sie lieben Muſik; auch ich liebe ſie ſehr. Kurz Madame, ich werde ſuchen, Sie glücklich zu machen, und hoffe, daß es mir gelingen wird, dies ſchöne Ziel zu erreichen. Sie beſitzen, wie Jeder mich verſichert, der Sie geſehen hat, Güte, Sanftmuth, Geiſt, Heiterkeit; was kann man weiter wünſchen? Entdecken wir aber auch Fehler, ſo möge Nachſicht unſer Denkſpruch ſeyn.

Karl Ferdinand.“

Fontainebleau, den 12. Junius 1836.

„Ihr Brief von Lyon, den ich aus der Hand des Königs empfange, hat mir unausſprechliches

Vergnügen gewährt. Ich bin entzückt, daß Sie mich wegen meiner Schreiberei tüchtig auszanken, denn dazu haben Sie volles Recht. Wenn ich aber an Sie schreibe, so reißt mich mein Herz fort und dann haben Sie keinen Begriff von der Anstrengung, die es mich kostet, um nur leserlich zu schreiben. Noch drei Tage! Ich brenne von Verlangen, Sie zu sehen. Heute fühle ich mich übrigens sehr glücklich, denn ich besitze Ihr Bild. Dieses entstellt Sie wenigstens nicht im Mindesten, und sollte es sogar ein wenig geschmeichelt seyn, so kann man doch immer noch sehr anmuthig seyn, wenn man auch nicht so hübsch ist als jenes Bild.“

Fontainebleau, den 13. Junius 1836.

„Der Prinz Castelcicala überbringt mir Ihren Brief von Moulins, der alle frühern an Liebenswürdigkeit übertrifft. Morgen also soll ich die Gattin sehen, deren Glück mein Werk werden soll!“

Am 14. Junius kam die Prinzessin durch die Stadt Nemours. — „Königliche Hoheit befinden sich jetzt im Walde von Fontainebleau,“ sagte die Herzogin von Reggio, ihre Ehrendame, zu ihr. Diese wenigen Worten brachten eine außerordent-

liche Wirkung bei der Fürstin hervor. Nun sollte sie den Prinzen sehen, dessen Geschick zu theilen sie bestimmt war, nun sollte sie die Familie sehen, die sie in ihrem Schooße aufnehmen wollte, und die so lang gespannte Erwartung sollte nun ihr Ende erreichen!

Der Wald von Fontainebleau bot eine Reihe von Wundern dar. Alles lächelte die hohe Reisende an, jedes Gebüsch, jede Baumgruppe schien ein neues Fest zu verbergen. Dieser von Heinrich IV. und von Ludwig XIV. so geliebte schöne Wald von Fontainebleau empfing in seinem majestätischen Schatten beider Enkelin; bevölkert von einer zahllosen, um die Prinzessin zu sehen, herbeigeeilten Menschenmenge schien er bei jeder Biegung des Weges den Ankommenden neue Glückwünsche darzubringen. Bald bemerkte man von Weitem zwei zeltartige Pavillons, die mit dem Doppelwappen Frankreichs und Siciliens geschmückt sich erhoben.

Da sprach die Herzogin von Reggio abermals: „ich bin beauftragt, Ihre königl. Hoheit zu benachrichtigen, daß wir uns dem Kreuze von St. Herem nähern, wo Sie die königliche Familie treffen werden.“

Einige Minuten später hielt die Staatskutsche, die gegen den früheren Reisewagen vertauscht worden war. „Der König kommt der Frau Herzogin entgegen!“ fuhr die Ehrendame fort.

Als die Prinzessin aus dem Wagen stieg, fand sie abermals die gesammte alte Etiquette an dem Kutschenschlage ihrer wartend. Das ganze Ceremoniel war nach dem Vorbilde der Vermählung Ludwigs XV. angeordnet worden, dem man buchstäblich folgte. Die junge Fürstin sollte allein die Hälfte eines auf dem Rasen ausgebreiteten Teppichs, überschreiten, während der König, der königlichen Familie vorausgehend, die andere Hälfte des Weges zurücklegte; die Herzogin von Berri fühlte aber, daß ihre ächt französische Lebhaftigkeit bald ihre Geduld überflügeln und ihr nicht erlauben würde, ruhig die ganze Ceremonie abzuwarten. Doch erinnerte sie sich des neutralen Gebietes im Stadthause von Marseille und konnte sich nicht enthalten, halb laut zu fragen, ob der Teppich auch neutral sey? Dann eilte sie dem Könige entgegen und warf sich ihm mit der anmuthigsten Grazie zu Füßen. Der König eilte, sie aufzuheben und schloß sie in seine Arme, dann, sie

dem Herzoge von Berri zuführend, sprach er: „meine Tochter ist es Neffe, die ich Ihnen hier übergebe, denn schon liebe ich sie, wie ein Vater. Machen Sie sie glücklich!“

Gleich darauf fand ihre Vorstellung an Madame, an Monsieur und an den Herzog von Angoulême statt. Mit inniger Rührung begegnete die Prinzessin dem Empfange, den sie von Madame erhielt, von jener Gottergebenen Fürstin, die der König gern seinen tröstenden Engel, seine Antigone nannte, und die groß schon durch ihre erlittenen Unglücksfälle, noch größer geworden war durch ihren während der hundert Tage bewährten Muth.

Am 16. Junius, als an dem zum Einzuge der Prinzessin in Paris bestimmten Tage, war der Himmel trüb und bedeckt. An den herrlichen Himmel Neapels gewöhnt, wo niemals die Sonne den Festen fehlt, fühlte sie einigen Anflug von Traurigkeit und nahm den finstern Himmel für ein düstres Vorzeichen. Im Augenblicke aber, als sie den Staatswagen bestieg, hellte sich der Himmel plötzlich auf, und es wurde nicht unterlassen, diese schnell hereinbrechende Klarheit, als ihr zu Ehren geschehen, auszulegen, wie es seit undenk-

lichen Zeiten in Reden und Adressen der eingeführte Gebrauch ist.

Der Einzug selbst war schön und prachtvoll *),

*) Um vier Uhr verkündigte der Kanonendonner von Vincennes die Ankunft der königlichen Familie, und der ihr voranziehende Zug bildete sich an der Barrière du Trône.

Zuerst kam das Personal des Garnisonstabes von Paris, dem nach und nach folgten:

Eine Abtheilung der Nationalgarden der nächst gelegenen Departements;
Ein Dragonerregiment;
Die Husaren von Berri;
Der Generalstab der Garde, befehligt vom Herzog von Reggio;
Die berittene Nationalgarde;
Die ersten Wagen des Cortège;
Die Garde du Corps;

Der offene Wagen des Königs, neben dem linker Hand die Herzogin von Angoulème und gegenüber der Herzog und die Herzogin von Berri saßen. Monsieur und der Herzog von Angoulème ritten auf beiden Seiten des Wagens. Dann folgte das herrliche Corps der Garde Grenadiers à Cheval, Abtheilungen der Gendarmerie, und Hofwagen schloßen den Zug. Die Zuschauermenge auf der ganzen Länge der Boulevards war ungeheuer, und der ununterbrochene Ruf „vive le Roi! vivent les

doch übertrafen ihn die am folgenden Tage der Vermählung zu Ehren veranstalteten Feste bei Weitem. Die vier vom Könige ernannten Zeugen waren: der Marschall, Herzog von Belluno, der Graf Barthélemy, der Erste Präsident, Herr von Sèze, Herr Bellart, und solchergestalt sahen sich die Armee, die beiden Kammern und die Magistratur würdig bei dieser Vermählung vertreten.

Es war ein Schauspiel, wohl werth zu ernsten Betrachtungen aufzufordern, wenn man sah, wie dieses alterthümliche Königthum seine Hoffnungen niederlegte zu den Füßen der Altäre in dem ältesten der alten Münster und zum Gotte des heiligen Ludwig und Ludwigs XIV. demüthig flehete, das an großen Fürsten so fruchtbare Geschlecht noch länger zu erhalten. Und ergriffen fühlten sich die Gemüther von einer unwillkürlich sich aufdrängenden Vergleichung, wenn sie der nicht weniger

---

Bourbons!" war der gewaltigen Masse der Zuschauer ganz angemessen. Es war fast halb sieben Uhr, als der Zug durch das Thor des Louvre in den Tuilerien ankam. Der König führte die Prinzessin in den Pavillon Marsan, beglückwünschte sie abermals über ihre glückliche Ankunft, und zog sich dann in seine Appartements zurück.

glänzenden Feierlichkeiten gedachten, die an derselben Stelle statt fanden, als die Tochter der Cäsaren ihr Schicksal an das eines Mannes knüpfte, der von Sieg zu Sieg empor steigend, sein Haupt endlich so hoch trug, daß die Krone seine Stirn für eine Königsstirn hielt und von selbst auf dieselbe herniedersank. Und dann gedachte man ferner des wundervollen Glückes, dem eben so wunderbare Unfälle folgten, und wenn man endlich nun das Haus der Bourbons erblickte, das alle diese Todten überlebt hatte und aus den entferntesten Exilen wieder auferstanden war, so mußte man zu der Ueberzeugung gelangen, daß auch das größte Genie zuletzt fallen oder sterben muß, und daß nur Prinzipien allein ewige Dauer besitzen, *).

---

*) Die kirchliche Einsegnung der Ehe fand in Notre Dame am 17. Junius 1816 statt. Die Kirche war eben so pracht- als geschmackvoll decorirt. Auf dem Vorplatze erhob sich ein Porticus von sechszehn Säulen, der ein für Musikchöre und Zuschauer bestimmtes Amphitheater trug. Die Felder der Spitzbögen des Hauptschiffes erschienen blau, mit goldenen Lilien übersäet, die Rippen und die Schlußsteine waren mit Namenszügen und Wappen verziert und von Victorien getragen; Schilde zu drei

Nichts war bei dieser Vermählung der Herzogin von Berri vergessen worden, weder die Pracht der Großen, noch die viel schönere und heiligere Labung und Erfreuung der Nothleidenden. Der König

---

und drei an den Pfeilern aufgehängt, zeigten die Wappen der guten Städte des Königreiches und höher, als eine zweite Reihe, erschienen zierliche mit Blumen und Früchten beladene Körbe.

Vier große Säulen, überragt von reichen Fahnen, geschmückt mit Sinnsprüchen und an ihren Schäften verziert mit Sinnbildern der Gerechtigkeitspflege, des Handels, der Wissenschaften, der Schiffahrt, der schönen Künste, des Kriegs, erhoben sich mitten in der Kirche. Die Pracht des Chores war noch viel größer; reiche Draperien von blauem Sammet mit goldenen Lilien durchwirkt, Trophäen, goldene Kandelaber, Gruppen von Fahnen der zwölf Mairien von Paris und hoch darüber die alte Oriflamme. Eine ungezählte Menge von Lampen, Armleuchtern. Kristallkronleuchtern, mit Kerzen überhäuft, erleuchteten diese prachtvolle Scene.

Die bürgerlichen und Militärbehörden, die Magistratur, Deputationen der Kammer, die Pairs, die Gesandten, das diplomatische Corps, die Academien, traten nach und nach ein und begaben sich an die angewiesenen Plätze.

Um Mittag verkündete der Donner der Kanonen, das Schlagen der Tambours, das Geläute der Glocken, das

steuerte fünfzehn verwaiste Mädchen in den verschiedenen pariser Arrondissements aus, von denen die Meisten ihre Väter auf dem Schlachtfelde verloren hatten. Weil der Herzog von Berri nicht

---

Vivatrufen des Volks die Annäherung des Zuges, der in folgender Ordnung in die Kirche einzog:

Die verschiedenen Hofstaate; der Prinz Condé, der Herzog von Angoulême, Monsieur, der Herzog und die Herzogin von Berri, der König, unter einem von vier Stiftsherren getragenen Baldachin, die Herzogin von Angoulême, die verwittwete Herzogin von Orleans und die Herzogin von Bourbon.

Bei dieser Feierlichkeit fehlten nur der Herzog und die Herzogin von Orleans, nebst dem Herzoge von Bourbon, die sämmtlich in England waren. Der König trug Uniform mit breiter Goldstickerei, Monsieur mit Silberstickerei die Uniform des Generaloberſten der Nationalgarde, der Herzog von Angoulême die Uniform eines Groß-Admirals von Frankreich und der Prinz Condé die blau und goldene Uniform eines Generaloberſten der französischen Infanterie.

Der Herzog von Berri war in Drapd'or mit einem Hofmantel gekleidet. Der Anzug der Herzogin strahlte von den Kronjuwelen.

Der Zug selbst bestand aus sechs und dreißig Staats-Wagen, vier und zwanzig dem Marstalle des Königs und zwölf dem Marstalle Monsieurs gehörig.

an der Spitze der Väter hatte in den Kampf ziehen können, so ließ er wenigstens die Dürftigkeit der Töchter an der Freigebigkeit seiner Vermählung theilnehmen. Viele wegen Schulden gefangen Sitzende wurden durch die Großmuth des Königs freigelassen. Politische Vergehen wurden begnadigt, oder ihre Gefangenschaft wenigstens gemildert und Strafen erlassen. Bourbons waren von jeher gnädig und freigebig gegen Arme; auch bei dieser Hauptgelegenheit fanden sie ihr Glück, der Sitte ihres Geschlechtes gemäß, in Erleichterung der Leiden und des Elends. Kann es irgendwo Freude geben für die Söhne des heiligen Ludwig, ohne daß solche durch Unterstützung der Armen und Befreiung von Gefangenen bezeichnet würde?

Sechstes Buch.

Sechstes Buch.

Politische Lage Frankreichs bei Ankunft der Herzogin von Berri. — Sie nimmt keinen Antheil an den Geschäften. — Ihre Rolle in der Gesellschaft. — Ihr Einfluß. — Ihr Geschmack und ihre Neigungen stimmen mit denen ihres Gemahls überein. — Sie liebt und befördert die Künste. — Häusliches Leben. — Wohlthätigkeit. — Fußpromenaden. — Der kleine Knabe und der Korb. — Der junge Mensch und der Regenschirm. — Die Stuhlvermietherin und die zwei königlichen Hoheiten. — Charakter des Herzogs. — Sein Abentheuer mit dem Grafen B. — Sein Aufbrausen und gutes Herz. — Seine Liebe zu den Soldaten. — Vive l'empereur und vive le roi! Die Jagd in Rambouillet und die zwei Deserteure. — Das im Walde bei Meudon gerettete Kind. — Pflichten gehen dem Vergnügen vor, Schreiben an Herrn Despalières. — Der Herzog in den Kunstwerkstätten. — Die Herzogin lernt malen. — Die guten und schlechten Gemälde in der Gallerie. — Kinderverlust. — Mademoiselle wird geboren. — Billet an den Marquis Gontaut. — Der Dreizehnte.

Frankreichs politische Lage war bei der Ankunft der Herzogin von Berri voller Verlegenheiten und sehr schwierig; man begann nach und nach aus

den ersten Momenten der Begeisterung herauszutreten, mit welchen die Wiederherstellung der Ordnung gewöhnlich verbunden ist und unter welchen die Hindernisse und Gefahren verborgen liegen oder weiter zurückgeschoben werden.

Was auch die Gegner der Restauration dagegen einzuwenden wissen, so steht doch so viel fest, daß sie im Anfange sich der allgemeinen Zustimmung des Volkes zu erfreuen hatte. Hauptsächlich sah das Bürgerthum sie mit einer Freude zurückkehren, die nichts Gekünsteltes an sich trug. Das Kaiserreich hatte schwer auf den Bürgerklassen gelastet und die materiellen Interessen viel unter der napoleonischen Regierung zu leiden gehabt. Ihre ewigen Kriege mit dem gesammten Europa, das streng gegen Großbrittanien gehandhabte Prohibitiv-System hatten der Handelswelt schwere und schmerzliche Opfer gekostet, und hatte sie auch Schweigen beobachtet unter einer Herrschaft, unter der keine Klage laut werden durfte und wo die ganze Nation sich mit militärischer Disciplin bewegen mußte, so bluteten doch ihre vielen und tiefen Wunden darum nicht weniger. Der Bürgerstand fing endlich an müde zu werden, die Kosten

zu Europa's Eroberung hergeben zu müssen. Hatte der Krieg sich auch lange genug von seinem Gelde nur genährt, so forderte er nun in den letzten Tagen des Kaiserreiches auch sein Blut. Die Conscription, der kaiserliche Minotaurus, hatte auch die reichen Geschlechter verschlungen, als er mit den armen fertig geworden war. Der große Feldherr wurde nicht müde zu siegen und so mußte freilich der Sieg immer durch neue Opfer genährt werden.

Es darf auch nicht zu erwähnen vergessen werden, wie zurückstoßend und verächtlich Alles, was keine Uniform trug, behandelt wurde. Die bewaffnete Bevölkerung schied sich durch eine scharf gezogene Linie von der friedlichen Einwohnerschaft. Es konnte unmöglich vermieden werden, daß die in Feldlagern und auf Schlachtfeldern erzogenen Männern, die außer Landes so stolz einhertraten, nicht auch im Vaterland einigermaßen arrogant hätten seyn sollen. Sie übertrugen folglich in den Frieden die Gewohnheiten des Kriegs und behielten in der Stadt die Sitten des Lagers bei. Alle nicht zur Armee gehörenden Klassen waren der Herrschaft des Säbels, der auf unzählige Arten

sich aussprach, herzlich müde *). Kriegsruhm erschien weit weniger schön, wenn man selbst mit ihm in Berührung kam, als wenn man ihn nur von ferne, weit jenseits der Grenze betrachtete, und der Militär war, wie Herr von Talleyrand sagte, keineswegs civil.

Wenn aber auch so mancherlei engverbundene Ursachen die Interessen und Meinungen vorbereiteten, der Rückkehr der Bourbons freudig entgegen zu sehen, so veränderte doch solche gute Stimmung die Natur der Sache keineswegs und in ihrem Hintergrunde lauerte eine gewaltige Schwierigkeit, die, wie schon von uns bemerkt, sichtbar wurde,

*) Die Werke des bekannten Paul Louis Courrier tragen solche Spuren des allgemeinen öffentliches Ueberdrusses an sich. Während der Hunderttage gab der Censeur Européén, der von Männern aus der in Rede stehenden Klasse herausgegeben wurde, folgende Nachricht zum Besten: „Einer der Redacteure des Mercurs beschäftigt sich mit einem Werke, das unter den jetzigen Umständen großes Aufsehen erregen muß. Es wird unter dem Titel erscheinen: „Von dem Einflusse des Schnurrbartes auf den Verstand und von der Nothwendigkeit des Säbels in der Administration."

als die Tage der Aufregung verflossen waren. Seit fünf und zwanzig Jahren hatte sich ein doppeltes Frankreich gebildet, deren jedes seine wohl unterschiedenen Gedanken, getrennte Interessen und einander entgegengesetzte Regierungen hatte. Jetzt sah sich dieses zweifache Frankreich unter einem und demselben legitimen Scepter vereinigt. Welche große Behutsamkeit wurde nun nicht erfordert, um zu verhindern, daß diese Vereinigung nicht in einen gefährlichen Zusammenstoß ausarte! Welche Delicatesse in den Worten, welche Bedachtsamkeit in den Handlungen! Wie manche Erinnerungen mußten vertilgt werden, die leicht in Groll übergehen könnten, wie manche Verschiedenheit mußte ausgeglichen werden, um Reibungen zu vermeiden! Allerdings hatte das Königthum bei seiner Rückkehr Friede und Einigkeit öffentlich proclamirt; alle derartigen Declarationen sind aber, so schön und bewunderswürdig sie ihrem Principe nach seyn mögen, sehr schwierig in die Wirklichkeit überzusetzen. Es war folglich nicht genug, im Gesetz allein von allgemeiner Einigkeit und Vereinigung zu reden, eine solche mußte auch durch Thaten bewiesen werden, und daher kam Alles

darauf an, sich mit jenem Frankreich in ein gutes Verhältniß zu setzen, von dem man so viele Jahre lang getrennt gewesen war, und sich an seine Sitten zu gewöhnen.

Eine solche Lage schuf der Herzogin von Berri eine um so wichtigere Rolle, je weniger sie in Beziehung auf Politik zu stehen schien. Ihre Jugend leitete sie von selbst darauf hin, und sie erfüllte diese Rolle um so besser, je mehr sie dieselbe ohne Berechnung versah und nur ihrer Natur und ihrer Neigung folgte. Auſſer dem Bereiche der verschiedenen, während der Restauration herrschenden Einflüsse stehend, mischte sie sich nicht entfernt in die Erhebung oder in den Sturz der Kabinette. Staats-Angelegenheiten suchte sie nicht auf und blieb daher auch allen Intriguen unzugänglich. Besaß sie auch keinen Einfluß auf Politik, so war sie doch nicht ohne solchen in der Gesellschaft.

Zwei große Ereignisse abgerechnet, bestand ihre ganze Rolle unter der Restauration nur in Letzterm. In Berührung gesetzt mit der Gesellschaft durch ihre Neigungen, stand sie fortwährend mit ihr in Verbindung, beobachtete aber begreiflich

von selbst eine Art von Neutralität, die ganz vortrefflich für diejenige paßte, die dem Hause der Bourbons Erben zu geben bestimmt war; denn es zeugt von sehr guter Politik, wenn man allen Arten von Interessen und allen erlaubten Schattirungen der öffentlichen Meinung einige Hoffnung blicken läßt, und sich in der Gegenwart nicht festbindet für die Wechselfälle der Zukunft.

Hier muß auch erwähnt werden, daß die junge Herzogin in ihrer Ehe einem Glück und einer erfreulichen Harmonie von Gesinnungen und Neigungen begegnete, die sie in ihrem einfachen und prunklosen Privatleben, das sie mit ihrem Gemahl führte, einen ganz eigenthümlichen Zauber finden ließen. Um allgemein geliebt zu werden, hatte sie, wenn man sich so ausdrücken darf, nichts weiter nöthig, als glücklich zu seyn.

In den frühern Schicksalen und Lebensereignissen des herzoglichen Ehepaares fanden sich Uebereinstimmungen vor, die ihre Verbindung vorbereitet zu haben schienen. Beide hatten fast gleiche Unfälle erlebt, beide hatten im Unglück und in der Verbannung gelebt, beide hatten den Thron ihrer Familie sinken und durch die Gnade

der göttlichen Vorsehung wieder aufrichten sehen, und beide traten zu gleicher Zeit in den Genuß eines verspäteten Wohlergehens, das sie endlich nach so langer Folge von Widerwärtigkeiten aller Art erlangten. Ließ ihnen die Vergangenheit gleiche Erinnerungen zurück, so zeigte ihnen die Zukunft auch gleiche Hoffnungen, so daß, mochten sie vor oder hinter sich sehen, ihre Blicke sich stets begegneten.

Hierzu darf man noch fügen, daß der Himmel ihnen auch gleiche Neigungen verliehen hatte. Der Herzog von Berri liebte die Künste nicht nur wie ein Fürst, sondern wie ein Künstler selbst; sein ehemaliger Aufenthalt in Rom hatte diese Vorliebe in seinem Herzen erweckt, und emsig war Malerei und Musik, hauptsächlich aber erstere, von ihm getrieben worden. Oft genug konnte man in Roms zahllosen Ruinen auf einer umgesunkenen Säule einen jungen Mann sitzen sehen, der einen halbzerstörten Triumphbogen zeichnete, oder die Ruinen eines Pallastes, der einst in gewaltiger Ausdehnung den Boden überdeckte, und dies war Ludwigs XIV. Enkel, der selbst eine Ruine unter so vielen Ruinen, der ewigen Stadt einige Trüm-

mer jenes erlauchten Hauses von Frankreich zeigte, das einst selbst so viele Siegesbogen errichtet und so viele Paläste besessen hatte.

Diese Vorliebe für Künste und für häusliches Leben schuf zwischen dem Herzoge von Berri und seiner Gemahlin die innigste und anmuthigste Vertraulichkeit. Sie schienen nicht im Geringsten von den Ereignissen berührt zu werden, und gänzlich zu vergessen, daß sie in des Thrones gefährlicher Nachbarschaft lebten, so sicher und ruhig floß ihr Leben dahin, ausgefüllt durch Beschäftigungen mit den Künsten, durch glückliches Leben, durch manche Lustparthien und durch Handlungen der Wohlthätigkeit.

Ihre Vermählung selbst war Anlaß gewesen, durch eine Handlung ächt königlicher Großmuth sie sehr beim Volke beliebt zu machen. Die Kammern hatten sich verpflichtet geglaubt, dem Herzoge von Berri bei Gelegenheit dieser Vermählung eine Dotation zu bewilligen, und von dieser überließ das neue Ehepaar fünf mal hundert Tausend Franken zur Vertheilung unter die Departements, die durch die Invasion am meisten gelitten hatten.

Das neuvermählte Paar bewohnte den Pallast

Elysée, und hier befreit von der Etiquette der Tuilerien, die ihm als schwere und langweilige Last erschien, führte es ein ganz einfaches und bürgerliches Leben. Sehr häufig sah man sie beide zusammen zu Fuß ohne Begleitung oder Gefolge zu dem in die Champs Elysées führenden Thore hinaus gehen. Unbemerkt mischten sie sich dann unter die Menge, und besuchten selbst die Unglücklichen, denen sie Unterstützungen bewilligten. Oft begegnetete man ihnen auch in den Magazinen und Läden, denn der Herzog suchte mit größtem Vergnügen Alles zu thun, was nur immer der Prinzessin gefallen konnte, und fand auch in der von ihm glücklich bewahrten Jugendfrische seines Herzens stets von selbst das Rechte.

Die bekannt gewordenen Almosen des Herzogs und seiner Gemahlin stiegen über dreimalhundert Tausend Franken. Es schien unter ihnen ein rührender Wetteifer im Wohlthun statt zu finden und oft machte es ihnen Vergnügen, ihre Abentheuer, auf die sie bei ihren mildthätgen Handlungen stießen, vor einander zu verbergen. Als sie eines Tages zusammen ausgingen, wurden sie von einer armen Frau und ihren Kindern ange-

sprochen. Das jüngste Mädchen der Frau näherte sich der Prinzessin: — „ich habe mich ihrer angenommen!“ sprach die Herzogin erröthend. — „Gut,“ antwortete ihr Gemahl, „ich sehe es sehr gern, wenn Sie unsere Familie vermehren.“ Ihres geringen Einkommens ungeachtet, verschenkten sie auf solche Art in vier Jahren über zwei Millionen Franken.

Dieser Geschmack für häusliches, prunkloses Leben, der sie weite Spaziergänge zu Fuß und ohne Begleitung so gern unternehmen ließ, gab Veranlassung zu manchem guten Abentheuer, das den Hof belustigte und vom Publikum mit Vergnügen weiter erzählt wurde, weil es hierin das Unterpfand einer Sitten-Einfachheit fand, die ganz mit dem Geschmacke der Zeit in Harmonie stand.

Als der Herzog von Berri eines Tages durch das **Bois de Boulogne** fuhr, begegnete er einem mit schwerem Korbe belasteten Kinde; er hielt sein Kabriolet an und fragte den armen Kleinen, wohin er mit seiner Last wolle. „Nach der Muette,“ erhielt er zur Antwort. „Der Korb ist aber sehr schwer, gieb ihn mir herein, ich will

ihn im Vorbeifahren abgeben.“ Der Korb wurde ins Kabriolet gestellt und vom Prinzen richtig am Orte seiner Bestimmung abgeliefert. Dann ließ er den Vater des Kindes kommen und sprach zu ihm: „ich habe Eurem kleinen Buben begegnet; laßt ihn keine so schwere Körbe mehr tragen; da habt Ihr Geld, kauft ihm einen Esel.“

Ein ander Mal waren der Herzog und die Herzogin Morgens früh wie gewöhnlich zu Fuß auf den Boulevards spazieren gegangen, als sie von einem plötzlich ausbrechenden Unwetter überrascht wurden. Ein junger Mann, der gerade mit einem Regenschirm vorüber kam, wurde vom Prinzen gebeten, denselben seiner Frau zu leihen. Der Fremde bat um die Erlaubniß, sie begleiten zu dürfen. „Das ist ganz in der Ordnung,“ antwortete der Prinz. So ging es eine ganze Stunde lang fort und der Eigenthümer des Schirmes fragte von Zeit zu Zeit: „Ist hier Ihre Wohnung?“ Wenige Schritte vom Pallaste Elisée Bourbon wurde der Prinz erkannt, und die Wache sprang ins Gewehr. Bestürzt über seinen Irrthum, stammelte der junge Mensch einige Entschuldigungen, denen der Herzog in seiner gewöhnlichen

angenehmen Gutmüthigkeit mit vielen Danksagungen antwortete.

Diesem Abentheuer muß auch die Anecdote von der Stuhlvermietherin angeschlossen werden, die zwei jungen leichtsinnigen Personen schlechterdings nicht borgen wollte, die behaupteten, ihre Börse vergessen zu haben, was die furchtbare Gläubigerin zu glauben keine Lust hatte. Diese beiden leichtsinnigen Personen waren Se. königliche Hoheit Karl von Bourbon, Herzog von Berri und Ihro königliche Hoheit Karoline von Bourbon, beide Enkel und Enkelin des heiligen Ludwigs und Heinrichs IV.

Der Herzog von Berri besaß einen lebhaften, raschen Charakter, eine Art von militairischer Barschheit, die übrigens mit großer Herzensgüte verbunden war. Hatte er einen Freund beleidigt, so war er gleich bereit, mit dem Degen in der Hand Genugthuung zu geben, oder die Arme zur Versöhnung zu öffnen. Solcher Abentheuer hatte er gar manche während der Zeit seines Unglücks und der Verbannung erlebt; seit der Rückkehr der königlichen Familie war sein Benehmen bei mehr als einer Gelegenheit noch eben so.

So zeigte er sich einst bei einer Jagd sehr auffahrend gegen einen zu seinem Hause gehörenden Herrn, den er sonst mit besonderer Zuneigung behandelte.

„Wenn Sie so ungnädig gegen mich verfahren," sprach dieser, „so will ich mich lieber entfernen."

— „Gut! entfernen Sie sich."

„Königl. Hoheit werden Morgen darüber ungehalten seyn!"

„Ganz gewiß nicht."

„Ich werde folglich Ihrem Gebote gehorchen," entgegnete der Graf.

Am Abend ließ ihn der Herzog fragen, ob er wieder zur Jagd kommen wollte; am folgenden Morgen ließ er ihn abermals fragen und am Abende wiederholt dringend einladen. Als der Graf endlich kam, trat ihm der Herzog mit der Frage entgegen: — „muß ich Ihnen, weil ich Unrecht gehabt habe, mit Hand oder Schwert entgegen gehen?"

Er liebte die Soldaten eben so wie er den Krieg geliebt hatte. Man kennt sein glückliches Wort an jenes Regiment, das seinem Rufe „es

lebe der König," mit dem Rufe, „es lebe der Kaiser" beantwortete.

„Wir müssen von Neuem anfangen, Kameraden," rief er, „Ihr habt Euch durch Eure alte Gewohnheit verführt, nur versprochen."

Als einst eine große königliche Jagd in Rambouillet abgehalten werden sollte, machte sich der Herzog von Berri mit Tagesanbruch auf mit einem Jäger, um den Hirsch, wie der Jagdausdruck sagt, zu bestätigen. Bei dem Umbiegen um ein dickes Gebüsch, bemerkte er zwei Leute, die bei seinem Anblicke eiligst in das Dickigt zurückeilten. Der Prinz verfolgte sie und erreichte sie endlich mit vieler Mühe. Einige Montirungsspuren, die sich noch an ihren zerrissenen Kleidern zeigten, verriethen ihm ohne Mühe, daß er zwei Desserteure vor sich habe.

„Was thust Du hier?" rief der Prinz zum Erstern, den er gefaßt hatte.

„Ach Herr Forstwart, stürzt mich nicht ins Unglück!" entgegnete er, vom Jagdkleide des Herzogs getäuscht.

„Was thust Du hier, um diese Zeit?"

„Mein Kamerad und ich verstecken uns schon

seit zwei Tagen hier im Walde, um nicht festgenommen zu werden.“

„Du bist Soldat und ein Deserteur? Weißt Du wohl, daß dir fünf Jahre Eisenstrafe bevorstehen?“

„Meine Mutter ist krank, die wollte ich besuchen. Mein Kamerad, der schon lange dient, hat mir erzählt, das Soldatenhandwerk sey jetzt ein schlechtes Gewerbe.“

„Du also, erbärmlicher Tropf,“ fuhr der Prinz zum andern Deserteur gewendet fort, „hast Deinen Kameraden verführt? Du bist weniger zu entschuldigen, weil Du schon gedient hast.“

„Ich mag aber nimmer dienen!“

„Und warum nicht?“

„Weil es keinen Krieg mehr giebt.“

„Hab' nur Geduld; der Friede wird nicht ewig dauern und dann wird's wieder Händel genug geben.“

„Und dann will ich mich auch nicht prügeln lassen. Französische Soldaten lassen sich nicht wie Russen tractiren.“

„Und wer hat Dir denn gesagt, daß Schläge eingeführt werden sollen.“

Ein Bürger, der das Ding gut versteht.“

„Begreifst Du nicht, daß man Dir etwas aufgebunden hat?“

„Es muß doch was Wahres an der Sache seyn, weil der Prinz die Offiziere selbst mit der Reitpeitsche prügelt.“

„Welcher Prinz?“

„Der Herzog von Berri.“

„Wer das gesagt, hat gelogen. Wenn der Herzog von Berri auch heftig ist, zum Teufel! so weiß er die Uniform zu achten, die er selbst trägt, und sollte er sich gegen einen Offizier vergessen, so würde er ihm gewiß Rede und Antwort geben, wie unter Kriegsleuten gebräuchlich ist.“

„Werdet nur nicht böse Herr Forstwart; ich sage nur, was man mir erzählt hat.“

„Auch nicht gegen Dich bin ich aufgebracht. Dadurch aber, daß Du solchem Geschwätz geglaubt hast, bist Du in eine schöne Lage gerathen. Du warst gut gekleidet und gut genährt, Du schliefst ohne Sorgen, und jetzt mußt Du Dich wie ein Straßenräuber verbergen.“

„Ja, wenn es könnte ungeschehen gemacht werden . . . .“

„Reuet es Dich? Wirst Du Deiner Fahne treu bleiben, wenn Dir der König Pardon gibt?“

„Ich schwöre es, so wahr ich ein alter Soldat bin.“

„Ich will Deinen Schwur annehmen und hoffen, daß Du ihn hältst. Ich will beim Könige für Dich um Pardon bitten; will man eine Bürgschaft dafür, so soll der Herzog von Berri für Dich gut sagen.“

„Der Herzog von Berri?“

„Georg,“ sprach der Prinz leise zu dem ihn begleitenden Jäger, „führe die Burschе auf das Rendezvous, laß ihnen zu essen und zu trinken geben, sage aber nicht, wer ich bin.“ Mit diesen Worten ritt er im Galopp davon.

Das Rendezvous war beim Teiche de la Tour, wo ein reichverzierter Pavillon zur Aufnahme des Königs und der königlichen Familie errichtet worden war. Die Herzogin, der König, die Prinzen, der ganze Hof war schon versammelt, lustiges Hörnergetön mischte sich in das Geheul der nach der Jagd begierigen Meuthe. Eben wollte der König das Zeichen zum Beginn der Jagd geben, als der Herzog von Berri herantrat und sprach: — „will

der König mir wohl vergönnen, um eine Gnade zu bitten?“

Nun führte Georg auf einen vom Prinzen erhaltenen Wink die beiden Ausreißer herbei, die den Herzog von Berri im Forstwart erkennend, ihm zu Füßen fielen.

„Vom Könige, Kameraden,“ sprach er zu ihnen, „müßt Ihr Pardon erflehen, denn nur er allein kann ihn Euch gewähren. Heute früh versprach ich Euch aber, daß der Herzog von Berri für Eure künftige Treue Bürge seyn wollte, und ich will mein Wort halten. Nimmt der König meine Bürgschaft an?“

„Ich nehme sie an, und um Ihnen zu beweisen, daß ich sie für gut halte, befehle ich diese beiden Leute meiner Garde einzureihen. Nun meine Herrn vorwärts, an unser Werk!“

Von allen Seiten erschallte es vive le Roi; der Herzog von Berri war ganz von Freude strahlend, die Herzogin gerührt und der König sehr glücklich. Die Jagd ging an diesem Tage nicht gut. Der Hirsch, der Anfangs sehr gut angelegt war, machte Wiedergänge und wurde von den Hunden verloren. Daher sagte auch der

König mit dem ihm eigenen feinen Spott während der Tafel zu den Jägern: — „Ihr treibt mir niemals etwas auf; der Herzog von Berri versteht sich besser auf die Jagd als Ihr!“

Die Jagd schien überhaupt dem Prinzen Glück zu bringen. Als er sich ein anderes Mal wiederum dieser Erholung überließ, gelang es ihm, einem Kinde das Leben zu retten. Der Prinz jagte auf Dammhirsche im Walde von Meudon; die Herzogin, die schon weit in ihrer Schwangerschaft vorgeschritten war, konnte ihn folglich nicht begleiten, sie hatte sich aber in einem offenen Wagen nach Sevres begeben, um ihn zu erwarten. Der sehr geschickt gehetzte Hirsch stürzte ganz in der Nähe der Stelle, wo die Herzogin sich befand, als die plötzlich herbeistürzende Meuthe einen Knaben umwarf, der ein Kind von drei Monaten trug. Groß war die Gefahr mitten in dieser wüthenden Menge, das Leben des Kindes sichtbar gefährdet. Da warf der Herzog sich mitten unter die Hunde, raffte das Kind auf und legte es frisch und munter in die Arme seiner Eltern.

Wir haben oben gesagt, daß der Herzog und die junge Herzogin die Künste geliebt hätten, doch

gingen die Pflichten den Vergnügungen vor, und eben so die Armen den Künsten. Man trug ihnen einige Gemälde der holländischen Schule zum Kauf an. „Ich habe Ihren Vorschlag überlegt," schrieb der Herzog an den französischen General-Konsul in Antwerpen, Despalières, „und muß den Ankauf weiter hinausschieben. In einer Zeit, wo meine Armen meine ganze Kasse in Anspruch nehmen, würde ich mir selbst Vorwürfe machen, wollte ich ein Vergnügen, dessen ich wohl entbehren kann, so theuer erkaufen."

Wenn die Bedürftigen nicht die Einkünfte der Bewohner des Elisée-Pallastes aufzehrten, so bestand einer ihrer angenehmsten Genüsse darin, dieser so edeln und erhabenen Neigung nachzugehen, welche die junge Fürstin in ihrem frühern Vaterlande geschöpft und welche auch ihr Gemahl aus demselben mitgebracht hatte. In der Zusammensetzung ihrer Gemäldesammlung erkannte man ein königliches Herz vereint mit einem Künstler-Gemüth; nirgends aber gewahrte man jenen kleinlichen Geiz, der Fürsten entehrt. Der Herzog und die Herzogin von Berri beschützten die Künste, trieben aber keinen Handel mit ihnen. Den Werken

der großen Meister zur Seite sah man nicht selten in ihrem Pallaste flüchtige unvollkommne Entwürfe, aus denen kaum irgend eine Spur von späterm Talente hervorblickte. Denn, wenn auch ihr Kunstgeschmack ihnen die Mittelmäßigkeit eines solchen Werkes deutlich genug zeigte, so sagte ihnen dagegen ihr Herz, daß die jungen Künstler, auf welche sich ihre Freigebigkeit erstreckte, einer Stütze bedürften, um den Durchbruch ihres Talentes zu erwarten. Den Einen kauften sie vollendete Werke ab, den Andern bezahlten sie ihre Hoffnungen.

Gern besuchte der Herzog auch die Kunstwerkstätten großer Meister. Er fand Vergnügen daran, sie arbeiten zu sehen, auch waren seine Lobsprüche mit manchen gelehrten Kritiken gewürzt.

Die Herzogin liebte auch die Gesellschaft der geschicktesten Maler; sie zeichnete Landschaften, dem Wunsche des Prinzen gemäß vertauschte sie aber den Bleistift mit dem Pinsel und selbst ihre ersten Versuche in dieser schweren Kunst leitend, brachte er, um den Eifer seiner Schülerin zu vermehren, ganze Stunden mit Malen neben ihr zu.

So verflossen in dem stillen Glücke des häuslichen Lebens, in dem Genusse der Künste und in

geistigen, in Frankreich so beliebten Vergnügungen, die ersten Jahre einer unter glücklichen Anzeichen geschlossenen Ehe. Solch volles Vertrauen, solch tiefer Frieden, solch innige Vereinigung schienen das Glück der beiden Gatten zu sichern. Die Gegenwart lächelte ihnen freundlich zu und auch die Zukunft schien ihnen weder Unglück noch Gefahr zu drohen.

Dieses glückliche Leben wurde nur unterbrochen durch den Mangel an Kindern. Der Erbe, den die Herzogin von Berri dem Geschlechte der Bourbons geben sollte, erschien nicht. Zweimal schon waren die allgemeinen Hoffnungen getäuscht worden, als Mademoiselle das Licht der Welt erblickte, der Herzog liebte aber nichts desto weniger die kleine Prinzessin. Er vertraute sie der Pflege der Vicomtesse von Gontaut und bei dieser Gelegenheit schrieb er folgendes Billet an den Marquis von Gontaut.

„Dadurch, daß ich der Vicomtesse von Gontaut die Sorge für mein Theuerstes auf der Welt anvertraue, habe ich geglaubt, ihr einen Beweis meiner vorzüglichen Achtung zu geben, und habe zugleich mit Vergnügen diese Gelegenheit ergriffen,

um allen denen, die den Namen Biron tragen, zu zeigen, wie sehr auch ich auf einen Eifer und eine Ergebenheit rechne, an die wir seit Jahrhunderten gewöhnt sind.“

Am 13. Julius 1817 war die Herzogin mit einer todtgebornen Tochter niedergekommen. Sie jammerte, daß sie dem Throne keinen Erben gegeben habe. „Betrüben Sie sich nicht,“ sprach ihr Gemahl, „wäre es ein Knabe gewesen, so hätte die boshafte Welt gesagt, es sey nicht unser Kind gewesen, jetzt aber wird uns Niemand diese arme kleine Tochter streitig machen.“

Am 13. September 1818 kam die Prinzessin mit einem Knaben nieder, der zwei Stunden nach der Geburt starb. Dem Prinzen fiel unwillkührlich dieser Datum des dreizehnten auf, der sich so unglücklich wiederholte.

Siebentes Buch.

Siebentes Buch.

Herzliches Verhältniß der verschiedenen Zweige der königlichen Familie. — Monsieur. — Madame. — Der Herzog von Angoulême. — Anecdote bei der Einweihung der Statue Heinrichs IV. — Prinz Condé. — Sein zurückgezogenes Leben. — Herr von Talleyrand zum Besuch beim Prinzen Condé. — Anecdote. — Vorliebe des Prinzen Condé für den Herzog von Berri. — Er war sein alter General gewesen. — Sein Tod. — Aeußerung des Herzogs von Berri bei der Nachricht von diesem Todesfalle. — Vermächtnisse des Prinzen. — Die Familie Orleans. — Liebe der Herzogin von Berri zu ihrer Tante. — Kurzer Abriß des Betragens des Herzogs von Orleans seit der hundert Tage. — Anecdote vom Marschall Soult und Boulay de la Meurthe. — Entfernung der Royalisten vom Haupte der jüngern Linie. — Protection der königlichen Familie. — Die Zurückgabe der Apanage wird bestätigt. — Prozesse und andere Streitsachen. — Der Herzog von Orleans gegen den Herzog von Bassano. — Vertraulichkeit zwischen dem Elysée und dem Palais-Royal. — Die Herzogin von Berri trifft Lord Bentink bei

ihrer Tante. — Schritte, um dem Herzog von Orleans den Titel „Königliche Hoheit" zu verschaffen. — Weigerung des Königs. — Gründe, welche die Schritte der Herzogin von Berri erklären können. — Gründe zur Erklärung der Weigerung des Königs — Der Herzog von Orleans in den Tuilerien — Der Herzog von Orleans im Palais-Royal. — Bemerkenswerthe Stelle in einer Rede Laffittes. — Seine Verbindungen mit dem Herzoge von Orleans steigen bis zu den hundert Tagen hinauf. — Der Argwohn der Tuilerien wird nicht vom Elysée getheilt. — Zärtlichkeit des Herzogs von Berri und seiner Gemahlin für die Kinder des Herzogs von Orleans. — Bemerkenswerthe Aeußerung des Letztern. — Aeußerungen des Herzogs von Berri.

Bis jetzt haben wir nur das häusliche Leben des fürstlichen Ehepaares geschildert, ihr Leben in ihrem Pallaste, fremd der Etiquette, fremd der Pracht und der Größe der Tuilerien und nur ausgefüllt durch Künste, Wissenschaften, häusliches Glück und Wohlthun. Eine solche Existenz gefiel den beiden Gatten. Dem Herzoge von Berri machte es Vergnügen, Gelegenheiten zu Ausübung seiner mildthätigen Gesinnungen aufzusuchen. Bald half er Feuersbrünste löschen, bald unglückliche Zufälle mildern, unaufhörlich war er mitten unter

den eigentlichen Volksklassen zu finden. So geschah es eines Tages, daß er von einem Spaziergange in Begleitung eines einzigen Adjutanten heim kehrte, und auf dem Quai, der längs der Insel St. Louis sich hinzieht, Kohlenträger bemerkte, die alle Kräfte anstrengten, um einen ihrer Kameraden zurückzuhalten, der mit aller Gewalt sich ihnen entreißen und in die Seine springen wollte. Der Prinz ließ sich mit den braven Leuten in ein Gespräch ein und erfuhr, daß der Kohlenträger, ein Familienvater, durch den Verlust einer Summe von vier hundert Franken ganz in Verzweiflung gerathen sey. Nicht ohne Mühe sich durch die Menge drängend, gelang es ihm bis zu dem Unglücklichen zu kommen und nach langem Widerstande das Versprechen von ihm zu erhalten, die Ausführung seines unglücklichen Vorhabens noch einige Augenblicke aufzuschieben. Der Adjutant eilte in den Pallast und brachte die vier hundert Franken. Neugierig waren ihm einige Kohlenträger nachgefolgt und alle erfuhren nun, wer ihren Kameraden gerettet habe. Später werden wir Gelegenheit haben, ihrer Dankbarkeit zu gedenken.

Diese Neigung zum häuslichen Leben hinderte aber den Herzog und die Herzogin von Berri keineswegs mit dem übrigen Theile der königlichen Familie in hoher Vertraulichkeit zu leben. Diese bestand damals aus Monsieur, dem Grafen von Artois, aus dem Herzog und der Herzogin von Angoulême, aus der Linie Orleans und der Linie Condé.

Monsieur hegte für die junge Herzogin die Gefühle eines Vaters. Der ächt und durch und durch französische Geist dieses Fürsten wußte die Anmuth und die gemüthliche Lebhaftigkeit seiner Schwiegertochter hinreichend zu würdigen. Der Pavillon Marson, den er bewohnte, wurde fleißig von ihr und ihrem Gemahle besucht.

Die Herzogin von Angoulême, die man nicht ohne innige Rührung betrachten konnte, denn deutlich war an ihrer stolzen und schwermüthigen Gestalt das so großartig von ihr ertragene gewaltige Unglück zu lesen, hatte mit zarter Freundschaft die junge Verwandte aufgenommen. Zwischen dem Herzoge von Angoulême und dem Herzoge von Berri herrschte zu große Einigkeit, als daß die von der Prinzessin für ihre Schwägerin gehegten Gefühle nicht auch von ihrem Gemahle

hätten getheilt werden sollen. Die gesammte erlauchte Familie lebte in der vollkommensten Vertraulichkeit. In ihrem Innern hörte man auf Fürst zu seyn, um ganz als Vater, Sohn oder Bruder zu erscheinen. Diese Familienanhänglichkeit offenbarte sich auch zuweilen dem größern Publikum. Am Tage der Aufstellung Heinrichs IV. auf dem Pontneuf hielt ein Zufall in der Straße Marigny den Wagen auf, der die Bildsäule herbeiführte. Der Herzog von Berri, der auf der Terrasse seines Palais stand, bemerkte Monsieur und den Herzog von Angoulême in ihrem Staatswagen an der versperrten Passage halten. So wie er gerade da stand, in bloßem Kopfe und blauem Frack, ohne Orden, eilte er gleich hinab und hatte Mühe durchzukommen, weil man ihn nicht erkannte. Endlich wurde sein Name von einem der Anwesenden genannt, die Menge theilte sich vor ihm, der Prinz durchschritt die ihm geöffnete Gasse und sagte mit einer aller Welt gefallenden Herzlichkeit: „Entschuldigung, Freunde, mein Vater und mein Bruder rufen mich zu sich!“

Der Prinz Condé lebte äußerst zurückgezogen und eben so sein Sohn, der Herzog von Bourbon

und erschien nur selten bei Hofe. Tiefe Trauer lastete seit der Ermordung des Herzogs von Enghien auf dem Chef dieses glorreichen Zweiges des königlichen Hauses; das Gewicht der Jahre in Verein mit diesem langen Schmerz, hatten ihn so niedergebeugt, daß er nur höchst selten ausging. Es schien, als ob diese hohe Intelligenz, ohne ganz erloschen zu seyn, sich gänzlich in sich selbst zurückgezogen hätte. Dieses reine und schöne Leben vermied die Berührung mit jenen großen aber beschmutzten Namen, welchen unaufhörlich zu begegnen das Unglück der Zeiten mit sich brachte; folglich zog er sich zurück, um zu endigen, wie er angefangen, nehmlich ohne Tadel und ohne Flecken. Man hätte glauben können, der Letzte der Condé's habe verstanden in der Zukunft zu lesen und die Vergangenheit mit einem Blicke umfassend, habe er seinen Namen beweint, den nach ihm Niemand mehr tragen sollte, und zwischen der Erinnerung an den Todeskampf in den Gräben von Vincennes und der Vorahnung des Todeskampfes in dem verhängnißvollen Kabinette in St. Leu stehend, habe der erlauchte Greis den Trauerzug seines Geschlechtes selbst geleitet.

Ein einziges Mal wurde seine ehrwürdige Einsamkeit durch einen Menschen gestört, dessen Anwesenheit ihn allerdings überraschen mußte: Fürst Talleyrand erschien nämlich, um dem Prinzen Condé seine Aufwartung zu machen. Dies hieß, wie man damals behauptete, soviel, als die krumme Linie mache bei der geraden einen Besuch. Sey es nun geschehen durch eine Verwirrung der Begriffe, Folge des hohen Alters des Prinzen, oder durch einen Anfall von soldatischer Hitze, die zuweilen in seinem Gemüthe und in seinen Worten sichtbar wurde, genug er hielt oder schien wenigstens den Fürsten Talleyrand für dessen Oheim zu halten, der Großalmosenier von Frankreich und damals Erzbischof von Rheims war, ein sehr ehrwürdiger Mann, für den Prinz Condé eine ganz besondere Zuneigung hegte.

„Herr Erzbischof," begann der alte Prinz, besuchen Sie mich so oft, als sie nur können, ich werde Sie stets mit großem Vergnügen bei mir sehen. Allein ich bitte um die Gefälligkeit, mir doch ja niemals Ihren Neffen, den Bischof von Autun mitzubringen."

„Weil mir jetzt Ew. Hoheit ihre Willens-

meinung zu erkennen gegeben hat," antwortete mit seiner unerschütterlichen Kaltblütigkeit der ehemalige Bischof von Autun, „so kann ich Ihnen versprechen, daß Fürst Talleyrand niemals Ihnen seine Aufwartung machen wird."

Diese Einsamkeit, die der Prinz Condé so fest um sich zu ziehen wußte, wurde sehr gern vom Herzog und der Herzogin von Berri besucht. Für Erstern hatte Prinz Condé stets eine wahre väterliche Liebe gehegt und diese Zuneigung schrieb sich noch aus den Zeiten der Emigration und aus den Feldzügen der Armee des Prinzen her. Dort hatten sich große und edle Thaten zugetragen; in jeder Schlacht hatte von beiden Seiten der französische Name durch glänzende Waffenthaten hell gestrahlt, und Frankreichs Kinder, entweder kämpfend für den Boden, das materielle Vaterland, oder für ein Princip, das moralische Vaterland, das man mit sich führt auf fremde Erde, hatten bewiesen, daß der Nationalmuth hinreiche, um mit Ruhm zwei verschiedene streitende Parteien und zwei Fahnen reichlich auszustatten. Während jener Feldzüge, in denen die Generale der royalistischen Armee den Talenten der Generale der Republik

alle Ehre widerfahren ließen und ihnen umgekehrt dasselbe geschah, war der Herzog von Berri der Waffenbruder des Herzogs von Enghien geworden. Prinz Condé hatte ein mildes und schwermüthiges Andenken von dieser Freundschaft bewahrt, die unter dem Zelte begonnen, nur mit dem Tode seines Enkels endigen konnte. Denn diesen glaubte er in der Person eines Fürsten zu lieben, der mit ihm in Hinsicht auf Charakter und Muth so viele Aehnlichkeit besaß, ohne jener traurigen Aehnlichkeit zu gedenken, die ein unglückliches Schicksal in ihr beiderseitiges Ende bringen sollte. Er gedachte jenes kriegerischen Eifers, der immer vorwärts wollte, jenes Stolzes der Bourbons, der nur an Schlachttagen hervortrat, wenn man ihm seinen ihm gebührenden Platz verweigerte, den ersten nämlich und den nächsten an der Gefahr; er gedachte jenes französischen Geistes, der dem jungen Herzoge von Berri Billets eingab ganz im Geiste Heinrichs IV., wie folgendes Beispiel, in dem er den Wiederausbruch der Feindseligkeiten meldete: „der Krieg wird eben wieder beginnen; wir Prinzen werden alle dabei seyn. Für die Ehre des Corps muß man hoffen, daß Einer von uns sich tödten lasse.“

Es fanden folglich häufige Beziehungen statt zwischen dem alten Prinzen Condé und den Bewohnern des Palais Elysée. Unglücklicherweise dauerten diese Verhältnisse aber nur kurze Zeit. Gegen Anfang des Jahres fühlte der Prinz, der gleich dem berühmtesten seiner Vorfahren sich nach Chantilly zurückgezogen hatte, um seine letzten Tage in einem kleinem, allein mitten unter Ruinen dieses prachtvollen Sitzes stehen gebliebenen Pavillons hinzubringen, daß seine Kräfte immer mehr abnahmen. Am Pfingstfeste erfüllte er endlich seine letzten christlichen Pflichten auf seinem Sterbelager, wie er sonst seine Pflichten als Soldat in der Feldschlacht erfüllt hatte. Seine alten und kühnen Gefährten umstanden ihn noch an diesem letzten Tage. Berühmte Ueberreste der kleinen Condé'schen Armee, die im Feuer groß wurde, eilten herbei, um sie würdig am Sterbebette ihres alten Feldherrn zu vertreten. Eines der letzten vom Sterbenden ausgesprochenen Worte war würdig, das Geschick eines so kriegerischen Geschlechtes zu schließen: „— Wo gibts Krieg? Vorwärts?“ Dann vernahm man, wie er mit leiser und dumpfer Stimme das christliche Glaubensbekennt-

niß hersagte, doch nicht zu beendigen vermochte. Dem Siege mußte das vorletzte Wort eines Condé gewidmet seyn, Gott aber mußte das Letzte haben.

Als Ludwig XVIII. der Tod des Prinzen Condé gemeldet wurde, antwortete er dem Großmeister der Ceremonien auf dessen Anfrage, wie der Prinz beerdigt werden sollte: „Wie Duguesclin und Turenne.“ Der Herzog von Berri, der schmerzlich von diesem Verluste berührt wurde, rief aus! „Wir haben unser altes weißes Panier verloren!“

Ein schönes und großes Legat war ihm vom Prinzen Condé vermacht worden, ein Legat, würdig des Erblassers, und welches sicher vom Erben nicht gegen die ganze Erbschaft vertauscht worden wäre, die später einem andern Zweige des königlichen Hauses zufiel. Der Herzog von Berri ersetzte nämlich seinen alten General als Präsidenten der väterlichen Association der St. Ludwigs-Ritter. Der Prinz Condé glaubte seinen alten Waffen-Gefährten noch auf dem Sterbebette keinen bessern Beweis seines Andenkens hinterlassen zu können, als wenn er den Herzog ersuche, ihr Vertreter

beim Könige zu werden, denn jener stand an der Spitze mehrerer ähnlicher Gesellschaften und seine Gemahlin, seinem Beispiele nachahmend, fand großes Vergnügen daran, der Centralpunkt aller barmherzigen und wohlthätigen Anstalten zu seyn, so daß ein ehrwürdiger Prälat sehr Recht hatte, wenn er behauptete, das Palais Elysée werde von Tag zu Tag mehr die Hauptstadt des Königreiches der christlichen Mildthätigkeit.

In dem jüngern Zweige der königl. Familie hatte die Herzogin in Paris Verwandte wieder gefunden, die ihr in Sicilien sehr theuer gewesen waren, und treulich hatte ihre Jugend der Kindheit Zuneigungen bewahrt. Wir haben gesehen, wie der Herzog von Orleans bei der ersten Restauration nach Frankreich zurückgekehrt war, wie die königliche Großmuth ihm seine reichen Apanagen wieder verliehen und mit welcher lebendigen Dankbarkeit der Herzog solche große Wohlthaten empfangen hatte. Gleichermaßen haben wir gesehen, wie er zu den Zeiten der hundert Tage mit Monsieur abreiste, um das Kommando eines Armeecorps zu übernehmen. Bald darauf war Frankreich vom Herzoge von Orleans gleich den übrigen Gliedern

der königlichen Familie verlassen worden. Er flüchtete nach England, wo die ältere Linie einigen Verdacht wegen mancher Schritte gegen ihn faßten, die er, wie man behauptete, beim Kabinette von St. James gethan haben sollte, und über welche dumpfe Gerüchte umherliefen. Ja die Sachen schienen so weit gediehen zu seyn, daß der Herzog von Dalmatien von Lyon aus an Napoleon meldete, wie der Name Orleans im Munde der meisten Generale und Anführer zu hören sey. Andeutungen über diese Umtriebe wurden sogar von der Tribune gegeben. In der Sitzung vom 25. Junius, als gerade die Frage über einen Napoleon zu gebenden Nachfolger verhandelt wurde, sagte Boulay de la Meurthe: „Wir sind umgeben von Factionen, von Intriganten, denen nichts lieber wäre, als den Thron für ledig zu erklären, damit die Bourbons wieder hinaufgesetzt werden könnten. Auch gibt es eine Faction Orleans, doch ist zu bezweifeln, ob der Herzog von Orleans die Krone annehmen würde, oder, wenn es der Fall wäre, ob er sodann sie nicht Ludwig XVIII. abtreten wollte.“

Hieraus ersieht man, daß Boulay de la Meurthe

den Herzog nicht weniger günstig beurtheilte, als der Herzog von Wellington. Ein Vorfall trug wahrscheinlich wesentlich dazu bei, diese zweifache gute Meinung aufzustellen. Als der Herzog von Orleans nämlich ernstlich um eine Erklärung seiner Absichten angegangen wurde, hatte er, ohne Zweifel der Stimme seines Herzens folgend, so geantwortet, daß er das einige Wochen später ihm vom Herzoge von Wellington über seine loyale Unterwürfigkeit unter den legitimen König ertheilte Lob vollkommen verdiente, und die Ansicht, die Boulay de la Meurthe in Rücksicht seiner Treue von ihm hegte, bestätigte.

Bei der zweiten Restauration waren jedoch diese Wolken noch nicht gänzlich zerstreut, und man muß eingestehen, daß die dem Hause Bourbon am meisten ergebenen Männer von dem Herzoge nicht sehr günstig urtheilten. Sein Name erweckte zu traurige, zu blutige Erinnerungen! Vergebens hatte der König bei seiner ihm ertheilten Verzeihung wohl unterschieden zwischen dem jungen reuvollen Prinzen und der väterlichen Schande. Die der ältesten Linie treuesten Diener, die aufrichtigsten Freunde derselben, die gern und willig

jedem Befehle nachkamen, versagten fast dem Willen des Königs den Gehorsam, wenn es sich vom Herzoge von Orleans handelte.

Schon vor der Restauration konnte man bemerken, wie Emigrirte auf ganz unzweideutige Art die Abneigung beurkundeten, die sie gegen den Namen und einige frühere Vorgänge des Prinzen fühlten, und eines Abends mußte in London der Herzog von Berri sogar, um in dem Foyer eines Theaters unangenehme Auftritte zu vermeiden, den Arm seines Vetters Orleans nehmen und mit strengem Tone zu den ihn Umstehenden sagen: „ist Jemand hier zugegen, der auf feineres Gefühl Anspruch macht, als der Herzog von Berri?“

Nach der zweiten Restauration fand der Herzog den liebevollen Schutz der königlichen Familie unverändert vor, der ihn schon einmal gegen die Anfeindungen der Emigrirten vertheidigt hatte. Nach seiner Rückkehr aus England hatte er eine lange Audienz bei Ludwig XVIII. Mit Unwillen, der dem Zorn ähnlich sah, wies er hier jeden Gedanken an eine Usurpation zurück, welchen die Parteien nach den hundert Tagen ihm zugeschrieben hatten. Seine Betheuerungen waren so leb-

haft und energisch, daß Ludwig XVIII., der weniger günstig als die Prinzen seines Hauses gegen ihn gestimmt war, endlich doch mit vieler Güte zu ihm sagte: „Mein Vetter, nach dem Herzoge von Berri stehen Sie dem Throne am nächsten, das Recht öffnet Ihnen folglich bessere Aussicht, als Gewalt. Ich vertraue daher Ihrem Verstande eben so sehr, als Ihrem guten Herzen, und bin deßwegen ruhig!“ Diesen wohlwollenden Worten fügte der König eine Handlung hinzu, die den Herzen lebhaft zu rühren schien. Er bestätigte ihm die Zurückgabe der alten Apanage der Orleans, die dem Staate heimgefallen war. Doch wurde diese Restitution nur vermittelst einer Ordonnanz vollzogen, und beharrlich verweigerte der alte König, aller deshalb bei ihm geschehenen Schritte ungeachtet, diesen bloßen Akt des königlichen Willens durch ein Gesetz ganz rechtskräftig machen zu lassen.

Obwohl der Herzog von Orleans sehr bedauerte, daß es ihm nicht gelingen wollte zu dieser großen Gnade auch noch deren Unwiderruflichkeit zu fügen, so beeilte er sich doch sehr, wieder in den Genuß des ihm zurückgegebenen kolossalen Vermögens zu

treten. Nun sah man ihn abermals jene unermüdliche Thätigkeit, jene scharf ausgesprochene Vorliebe für Besitz entwickeln, die schon einmal auf so glanzvolle Art bei der Unterhandlung sich bemerklich gemacht hatte, die von ihm wegen der Mitgift der Herzogin von Orleans einst bei dem sicilianischen Parlamente betrieben worden war.

Als der Friede in der ganzen Welt zu herrschen begann, fing der Herzog seinen Feldzug an. Es handelte sich hier allerdings nicht um einen Feldzug, wo Kanonen donnern und Schwerdter klirren, und wo der Sieg zwischen zwei Pannieren entscheiden soll; dießmal war der Justizpallast das Schlachtfeld. Das Palais royal war das Hauptquartier der gerichtlichen Operationen des Herzogs geworden, und breitete seine weitausgedehnten Besitzungen täglich weiter aus. Mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit hatte er einen rechtserfahrnen Rath gebildet, und verfolgte nun, umgeben von diesem gelehrten, aus den geschicktesten Rechtsgelehrten Frankreichs zusammengesetzten Generalstabe, eine beträchtliche Menge von Prozessen, die große Bestürzung unter den Käufern der Nationalgüter erregten.

Sollte man nun dieses Verfahren des Prinzen dem Verlangen, seine großen Besitzungen besser zu arrondiren, allein zuschreiben, oder fand er, vermöge eines im Hintergrunde versteckt liegenden politischen Gedankens, seinen Vortheil dabei, dem Könige Ludwig XVIII. eine neue Bürgschaft dadurch zu geben, daß er selbst seine liegenden Güter vergrößerte?

Diese kleinen gerichtlichen Scharmützel endigten endlich mit einer Hauptschlacht; denn diesen Namen darf man dem wichtigen Processe geben, den der Herzog von Orleans gegen den Herzog von Bassano begann, und der sich von Kanal-Actien herschrieb, die ursprünglich zur Apanage Orleans gehörig von Napoleon an seinen alten Minister Maret im Jahre 1815 als Unterpfand gegeben worden waren. Man sah, daß der Herzog von Orleans diese Actien wahrscheinlich einigermaßen um sein Vermögen zu vergrößern, hauptsächlich aber nur um seine festgestellten Grundsätze aufrecht zu erhalten, zurückforderte. „Denn," wiederholte er mit unvergleichlicher logischer Kraft, „eine durch eigene Gewalt eingesetzte Regierung, eine illegitime Regierung

kann auf keine legale Weise diese Actien übertragen.“

Als die Herzogin von Berri nach Frankreich kam, fand sie den Herzog mit diesen Rechtssachen tief beschäftigt. Von jeher hatte die junge Fürstin für die Herzogin von Orleans, ihre Tante, große Zuneigung gehegt, ihre Ankunft brachte folglich den ältern und den jüngern Zweig der Bourbons in weit häufigere und weit vertraulichere Beziehungen. Gern begab sie sich ohne Etiquette und ohne Gefolge in das Palais-Royal, nnd die Bewohner dieses Pallastes waren fortwährend im Elysée zu finden.

Bei einem solchen unerwarteten Besuche, mit welchen die Herzogin von Berri oft ihre Tante zu überraschen pflegte, ereignete sich ein Vorfall, bei welchem die junge Prinzessin, die man bis jetzt nur für flüchtig und naiv gehalten hatte, einen solchen Stolz und eine solche Energie blicken ließ, die Niemand in ihr gesucht hätte.

Die Herzogin von Berri hatte sich in das Palais-Royal begeben, und weil sie, wie ihre Gewohnheit war, nicht gemeldet seyn wollte, so trat sie bei ihrer Tante, unmittelbar dem ihr

vorausgehenden Huissier folgend, ein. Schon unter der Thür erkannte sie den vor der Herzogin von Orleans sitzenden und mit ihr conversirenden Lord Bentink, der von dieser äußerst artig behandelt zu werden schien. Bei diesem Anblicke trat vor das Gedächtniß der Herzogin jener Tag, an dem sie ihre Großmutter von diesem hochmüthigen Fremdlinge aus Sicilien verbannt sehen mußte. Hastig kehrte sie um und verließ das Palais-Royal ohne ein einziges Wort mit ihrer Tante gewechselt zu haben. Am andern Tage eilte die Herzogin von Orleans in den Pallast Elysée, um zu erfahren, welche Ursache wohl an dem schnellen Weggehen der königl. Hoheit schuld gewesen seyn möchte. Da sprach Letztere zu ihr: „Ich konnte unmöglich mit kaltem Blute einen Mann so gut aufgenommen sehen, den ich als den Mörder Ihrer Mutter betrachte.“

Dieser Vorfall störte übrigens keineswegs die vertrauten, unter Tante und Niéce obwaltenden Verhältnisse, und bald fand die Herzogin von Berri Gelegenheit, einen Beweis davon zu liefern, indem sie sich in eine Angelegenheit mischte, die dem Haupte der jüngern Linie vor allen andern am Herzen lag.

Als Tochter eines Königs führte die Herzogin von Orleans den Titel „königliche Hoheit;“ der Herzog von Orleans hingegen, als Sohn eines Prinzen von Geblüt und selbst Prinz von Geblüt, nur den Titel „Durchlaucht“ (Altesse Serénissime). Die Etiquette gebot folglich, daß bei feierlichen Gelegenheiten seine Gemahlin den Rang vor ihm hatte. Diese Ungleichheit schien dem Herzoge von Orleans ganz unerträglich zu seyn. Bei jeder Gelegenheit beklagte er sich darüber, und er verkündete laut, daß sein ganzer Ehrgeiz an dem Tage sich vollkommen befriedigt sehen würde, an dem durch einen Akt der Gnade, der Titel „königliche Hoheit“ dem Namen des Chefs der jüngern Linie vorausgesetzt werden dürfte. Die Herzogin von Berri, die vermöge ihrer häufigen Verbindungen mit dem Palais-Royal am bestem von dem brennenden Wunsche ihres Onkels unterrichtet seyn konnte, organisirte in der königlichen Familie eine Art von wohlwollender Verschwörung, um vom Könige für den Herzog von Orleans diesen so innig begehrten Titel zu erhalten. Fest und unbeugsam beharrte Ludwig XVIII. aber auf seiner Weigerung. — „Der

Herzog von Orleans," antwortete er allen Bitten, „steht dem Throne schon nah genug; ich bin es meinem Neffen schuldig, ihn nicht noch näher zu bringen."

Lag nun vielleicht in dem Betragen des Herzogs von Orleans irgend Etwas, das diesen unbesiegbaren Widerstand Ludwigs XVIII. rechtfertigte, der sogar durch die Bitten eines Theils seiner Familie nicht zu beugen war, oder war dies Betragen selbst so beschaffen, daß es zu solchen wohlwollenden Gesuchen berechtigte, und einen Schein von Ungerechtigkeit auf diese beharrliche Weigerung warf? Beide Fragen lassen sich bejahend lösen, obgleich sie ganz entgegengesetzter Natur sind. Alles hängt von demjenigen der beiden im Charakter des Herzogs von Orleans begründet liegenden Systeme seines Betragens ab, welches man untersuchen will.

So oft der Herzog in den Tuilerien erschien, so oft geschah dies auch mit einer tiefen Rührung, die seine Gefühle der Dankbarkeit und der Ergebenheit gegen den König ausdrückten. Die achtungsvolle Zuneigung, die er zu seiner geheiligten Person trug, war eine wirkliche religiöse

Verehrung. Die lebhaftesten Aeußerungen schienen ihm nicht genügend, wenn es darauf ankam, den sein Herz erfüllenden Gefühlen Luft zu machen. Bei den Familientafeln, wo die königlichen Gesundheiten ausgebracht wurden, bewunderte man die außerordentliche Wortfülle und das ungemeine Gefühl, mit welchem er diese Pflicht erfüllte. Der König, Monsieur, Madame, die Herzogin von Berri, jedes wurde der Reihe nach von seinem Toaste begrüßt. Trug sie der Herzog von Orleans nicht sammt und sonders in seinem Herzen? Kaum vermochte das strenge Gesetz der Etiquette seinen Enthusiasmus in Schranken zu halten. Zuweilen brach aber doch seine Ergebenheit sich Bahn und dem Augenblicke vorauseilend, wo es ihr erlaubt war, sich auszusprechen, vernahm man bei solchen feierlichen Gelegenheiten eine wohlklingende Stimme, die ganz allein die Stille durch ein **vive le Roi** unterbrach. Und dieß war die Stimme des Herzogs von Orleans.

Mit diesen schon an und für sich selbst gewichtigen Gründen verband sich noch überdies eine politische Betrachtung.

Der Herzog von Orleans war ein weiser und

kluger Mann. Lange und harte Erfahrung hatte ihn gelehrt, was es Fürsten kostet, wenn sie sich von den Verführungen der Demokratie hinreißen lassen. Was hatten die Männer von 91 und 93 nicht alles seinem Vater versprochen? War es nicht der Reiz einer Krone gewesen, durch den sie ihn von Todesurtheil zu Todesurtheil bis auf sein eigenes Blutgerüst gelockt hatten? Wie viele Verbrechen ließen sie ihn begehen, mit welchen wilden Todeskämpfen, mit welchen furchtbaren Schrecken hatte die Revolution vom Jahre 93 die Verschwendungen belohnt, die der Fürst ihr vier Jahre lang mit dem Erbgute seiner Ahnen gemacht hatte, ohne nur zu erwähnen jenes 21. Januars, wo er schauderhaft freigebig gewesen war mit ihrem edelsten Blute, um endlich zu jener verhängnißvollen Entwicklung des Trauerspiels zu gelangen? Der jetzige Herzog von Orleans durfte nicht den Balcon seines Pallastes betreten, ohne daß seine Augen auf jenen Platz fielen, wo man mittelst einer ausgesuchten Grausamkeit den fatalen Karren Halt machen ließ, der seinen Vater führte, damit die Pracht seiner Vergangenheit jetzt in die Verzweiflung der Gegenwart hineinschimmernd,

noch seine Qual vermehren und neue Bitterkeit in seinen Todeskampf werfen sollte.

Zwanzig Jahre lagen zwischen diesem finstern Ereigniß, als ein Mann, der sein Unglück und seine Reue von Land zu Land getragen, den Dienern dieser ihm jetzt fremden Wohnung unbekannt, das Palais-Royal betrat, und an der großen Haupttreppe sich niederwerfend, mit seinen Lippen die Stufen berührte. Der Herzog von Orleans war dieser Mann, der endlich an den Ort seiner Geburt heimkehrend, den Boden küßte, auf dem seine Vorfahren einhergeschritten waren. Er aber war gewiß nicht derjenige, der jetzt die Sicherheit dieser Restauration stören wollte, die Jedem seine Stelle anweisend, auch das Palais-Royal der jüngern Linie geöffnet hatte, wie dem ältern Stamme die Tuilerien.

Sonder Zweifel lag in solchen Betrachtungen Etwas, wodurch der Eifer der königlichen Familie, dem Herzoge von Orleans den Titel, auf den sein ganzer Ehrgeiz gerichtet war, zu verschaffen, gerechtfertigt werden konnte. Diejenigen, welche die Weigerung Ludwigs XVIII. billigten, hatten ihrerseits aber auch einige Gründe geltend zu

machen, die keineswegs eines gewissen Anscheins von Richtigkeit entbehrten.

Sie ließen zuvörderst bemerken, daß die Salons des Palais-Royal sich allen denen öffneten, die in den Tuilerien keinen Zugang fanden, und daß dagegen die Personen, die man gewöhnlich in den Tuilerien sah, sich nur höchst selten im Palais-Royal einfanden. Diese beiden Residenzen erschienen gleich zwei einander feindlich gegenüberstehenden Hauptstädten verschiedener Reiche.

In der Einen sammelten sich Alle, die Probe geliefert hatten von Treue und Ergebenheit für monarchische Grundsätze, erprobte Biederkeit, reines, fleckenloses Leben, stark befestigte monarchische Meinungen, kurz alle Männer, welche die feste Ueberzeugung gewonnen hatten, daß die junge Freiheit Frankreichs nur im Schatten der tausendjährigen Eiche der Monarchie erstarken könne.

Im Palais-Royal sah man hingegen herbeiströmen alle Ueberbleibsel der revolutionären Versammlungen, Namen, die zu allen Zeiten dem Hause Bourbon feindlich gesinnt waren, und die, nachdem sie durch dessen Bekämpfung politische Berühmtheit errungen hatten, auch jetzt ihren

Widerwillen keineswegs verbargen, als sie dieses Haus den Thron wieder besteigen sahen. Wenn aber solche Männer die täglichen Gäste im Palais-Royal waren, so mußte man auch natürlich auf den Schluß kommen, daß sie gut daselbst empfangen würden. Warum füllte sich auch die Wohnung des Ersten Prinzen von Geblüt mit Dienern des Kaiserreichs, die sich der ältern Linie nicht hatten anschließen wollen?

Mußte man nicht auch auf die Vermuthung gerathen, daß irgend ein verborgener Sinn in jener Affectation liege, die sich bestrebte, alle historische Erinnerungen der Jahre 89 und 92 hervorzusuchen, um Vernets Pinsel zu beschäftigen? Zu einer und derselben Zeit nahm der Herzog die Revolution auf in seine Gemälde-Sammlung und die Revolutionäre in seine Salons. Wer im Schlosse keinen Zutritt mehr erhielt, dem öffneten sich die Pforten des Palais-Royal. Seine Gunst suchte die in Ungnade Gefallenen auf. Welcher Reiz lockte die Unzufriedenen jeder Gattung an? Warum bildete die Opposition stets die Majorität bei seinen Festen.

Zur Unterstützung solcher Bemerkungen wurden

Thatsachen angeführt. Als der Kanzler Pasquier das Unrecht beging, Casimir Delavigne seines bescheidenen Amtes eines Bibliothekars der Chancellerie wegen seiner ersten Messéniennes, die nur der ehrenvolle Ausdruck eines National-Gefühls waren, zu entsetzen, konnte Ludwig XVIII. der diese zugleich ungerechte und unpolitische Handlung tadelte, diesen Fehler nicht wieder gut machen. Mit einer Hast, der irgend etwas Berechnetes zu Grunde zu liegen schien, war ihm der Herzog von Orleans zuvor gekommen. Der Titel eines Bibliothekars des Palais-Royal war an die Stelle dessen getreten, den man dem jungen Dichter genommen hatte. Lag hierin nicht eine öffentliche Censur der Regierungshandlungen des Königs und eine sehr klar ausgesprochene Absicht, seine eigene Popularität auf Kosten der ältern Linie zu erheben?

Noch etwas Stärkeres! Unter den Mitgliedern der Deputirten-Kammer zählte man damals einen Mann, der einen sehr mächtigen Einfluß besaß. Der Handel hatte ihm königlichen Reichthum gegeben; in den letzten Augenblicken des Kaiserreiches ward ihm Napoleons Vertrauen. Alle

Notabilitäten, der am wenigsten günstig für die ältere Linie gestimmten parlamentarischen Schattirungen, gruppirten sich um diese gewaltige Geldmacht, und hierdurch wurde er gewissermaßen das Haupt der Opposition in der Wahlkammer. Dieser Mann war Laffitte und seine Verbindung mit dem Herzoge von Orleans allgemein bekannt. Zur Zeit der hundert Tage selbst, hatte der Bankier dem ersten Prinzen von Geblüt einen Dienst erwiesen, der vielleicht Veranlassung zu dem vertrauten Verhältniß wurde, das nach der zweiten Restauration unter ihnen entstand. Ueberrascht wie alle Welt von der Catastrophe des 20. März, sah sich auch der Herzog genöthigt, Frankreich sehr eilig zu verlassen. Alle seine in diesem Augenblicke disponibeln Mittel beliefen sich auf 15 bis 1600,000 Franken in Papieren, die aus Holzschlägen herrührten, gegen welche die kaiserliche Regierung Einspruch gethan hatte. Der überall versuchte Umsatz dieser Papiere schlug auch überall fehl. Vergebens erbot sich der Herzog, sie zwanzig Procent unter ihrem Werthe herzugeben; kein einziges Wechselhaus wollte sich mit dieser Sache befassen, die unglücklich ablaufen konnte, wenn

das Glück auf Napoleons Seite trat. Da begab sich ein Agent des Herzogs zu Laffitte, der al pari diese Papiere annahm, die man vergeblich mit zwanzig Procent Verlust allen Bankiers der Hauptstadt angetragen hatte.

Faßte man nun diesen ausgezeichneten Dienst, und die Aufmerksamkeit, mit welcher der Herzog den reichen Bankier der Chaussée d'Antin bei sich empfing, zusammen, so mußte man an eine zwischen ihnen bestehende Freundschaft glauben. Derselbe im Palais-Royal so wohl gelittene Laffitte hatte überdies auf der Tribüne eine Phrase fallen lassen, die lange Zeit von der Presse herum gezogen wurde, und einen überhaupt schwer zu vertilgenden Eindruck hinterließ. Am 10. Februar 1817 verhandelte man über das auf Finanzen bezügliche Gesetz, als Laffitte das Wort nahm, das Ministerium heftig angriff und unter Berufung auf geschichtliche Beweise hinzusetzte, die Erfahrung habe bewiesen, daß unter dem Schatten alter Dynastien keine junge Freiheit aufkommen könne. „Die Engländer," rief er endlich, „verdanken alle Freiheiten jener Revolution, welche die Krone auf Wilhelms Haupt setzte!"

Diese schon an und für sich sehr verständliche Anspielung wurde dies noch mehr, als der damalige Erste Minister, Herzog von Richelieu, mit loyalem Unwillen die Worte des Deputirten der Seine auffaßte, und ihn fragte, er möge offen erklären, ob seine Absicht gewesen sey, zu Gunsten des Herzogs von Orleans eine Bewegung hervorzurufen.

Es kann nicht geleugnet werden, daß solche Bemerkungen und solche Thatsachen der beharrlichen Weigerung des Königs Ludwigs XVIII. allerdings bewegende Ursachen unterlegten; wenigstens beriefen sich alle die Personen, die dem Herzoge von Orleans nicht günstig waren auf diese Umstände, um ihr Mißtrauen laut werden zu lassen, und ihre ungünstigen Einflüsterungen zu rechtfertigen.

Im Palais Elisée fanden jedoch solche Personen kein Gehör. Der Herzog und hauptsächlich die Herzogin von Berri würden den leisesten Zweifel an der Loyalität und Treue der Familie Orleans für eine Beleidigung gehalten haben. Sie wußte ja, welche Sprache ihre so sehr geliebte Tante zu ihnen führte. Wie oft hatte sie sich nicht er-

griffen gefühlt, von der wahrhaft zärtlichen Begeisterung, dies war das Wort, mit welchem der Herzog von Orleans selbst sich über den König und die königliche Familie äußerte. Wie oft war ihr Schloß in Rosny, unter dessen Laubgewölben sie so gern die edeln Bewohner des Palais-Royal empfing, Zeuge solcher Ergießungen gewesen! Gern sah sich die Herzogin von Berri in der Mitte der Kinder ihrer Tante, denn in ihrem Herzen war kein Platz für Neid. Auch der Herzog von Berri theilte in dieser Hinsicht alle ihre Gefühle.

Im Jahre 1818 hatte die Geburt eines Prinzen, der aber nach zwei Stunden schon der Tod folgte, das Palais Elysée in Trauer gestürzt. Wenige Tage nach diesem Verluste machte der Herzog von Berri dem Herzoge von Orleans einen Besuch, der mit dem jungen Herzoge von Chartres in seinem Kabinette sich befand. Als er den Herzog bei sich eintreten sah, that er, als wenn er seinen Sohn entfernen wolle, weil er wahrscheinlich besorgte, der Anblick seines Familienglücks könne die Betrübniß seines Vetters vermehren. Wohlwollend hielt aber der Herzog

von Berri den jungen Prinzen zurück, der sein und seiner Gemahlin Liebling war, und stets im Elisée gern gesehen wurde. Hierauf zog er den Knaben näher an sich heran und sprach schwermüthig lächelnd: „Der hübsche junge Mensch hier geht wahrscheinlich einer hohen Bestimmung entgegen. Meine Frau wird mir wohl keine Kinder mehr schenken, oder auch gewiß nur Mädchen, und dann kommt die Krone an Ihren Sohn.“

Hierauf entgegnete der Herzog von Orleans mit tiefer Rührung: „sollte er ja einst die Krone erhalten, so würde er sie nur aus Ihren Händen, als von seinem zweiten Vater, empfangen; denn Sie sind jünger als ich, und mein Sohn würde Alles nur Ihrer Gnade zu danken haben?“

Als im folgenden Jahre Mademoiselle geboren wurde, schloßen sich beide Familien noch inniger an einander. Schon entwarf man Pläne für die Zukunft der Neugebornen, die mit dem Herzoge von Chartres einst vermählt werden sollte, und diese in weiter Ferne liegende Hoffnung wurde mit allen Zeichen der herzlichsten Dankbarkeit vom Hause Orleans aufgenommen. Auf diese

Art würde sich das Blut der ältern Linie mit dem der jüngern gemischt haben, und wäre es vom Schicksal beschlossen gewesen, daß der Herzog von Chartres einst König werden sollte, so würde er den letzten Sprößling von Ludwigs XIV. Stamme mit sich auf den Thron erhoben haben; in einem entgegengesetzten Falle hätte Mademoiselle dem Erben des Hauses Orleans den zweiten Rang im Reiche verliehen.

Diese noch in der Wiege ruhenden Hoffnungen verdoppelten die Einigkeit der beiden Familien; nichts konnte verglichen werden mit den Banden der Freundschaft und des Wohlwollens, die damals das Palais-Royal mit dem Elysée vereinigte.

Achtes Buch.

Achtes Buch.

Politische Lage Frankreichs beim Anfange des Jahres 1820. — Menschen und Sachen. — Die neuen Interessen und revolutionäre Leidenschaften. — Decazes Politik. — Folgen dieser Politik. — Aufregung der Gemüther. — Bedenkliche Wahlen. — Beunruhigende Anzeichen. — Der Herzog von Berri erhält anonyme Briefe. — Seine Ahnungen. — Der Herzog und die Herzogin auf dem Balle des Grafen Greffulh. — Die Nacht des 13. Februars. — Der Herzog und die Herzogin in der Loge der Familie Orleans. — Die Herzogin geht früher fort. — Ihr Gemahl begleitet sie bis an den Wagen. — Ermordung des Prinzen. — Sein langer Todeskampf. — Seine letzten Worte. — Sein Tod.

Das Jahr 1820 hatte begonnen. Die Gemüther befanden sich in großer Aufregung. Tiefe unversöhnliche Leidenschaften harrten nur des günstigen Augenblicks, um hervorzubrechen; unbestimmtes Gefühl von Unruhe lastete auf der Gegenwart; drohende Wolken schwebten über der Zukunft.

Diese schwierige Lage war Folge der störenden, in Frankreich verborgen liegenden Elemente und der von den Machthabern befolgten Politik.

Wenn eine Revolution lange Zeit ein Land durchwühlt hat, und wenn sie auch alsdann hin und wieder von der Oberfläche verschwindet, so läßt sie doch ihre Wurzeln tief im Boden steckend zurück. Dieß war auch in Frankreich mit den revolutionären Meinungen der Fall gewesen. Als die Restauration ins Leben trat, entwichen sie aus dem Gesichtskreise, hörten aber darum nicht auf, in der Stille fortzuwuchern. Noch lebten in der gewaltigen Bevölkerung einige jener blutgierigen Seelen, die man in der Schreckenszeit von 93 mit so furchtbarer Gewalt zahllos hatte entstehen sehen, denn niemals wird ein Zeitabschnitt gänzlich geschlossen; scheint er auch für ewig von der Bühne abgetreten zu seyn, so läßt er doch immer irgend einen Stellvertreter zurück. Zu diesen wilden Leidenschaften gesellten sich auch ferner die durch den Verkauf der Nationalgüter entstandenen revolutionären Interessen; denn, hatte auch die Charte sie für unantastbar erklärt, so fürchteten die neuen Eigenthümer doch, daß sie Anfechtungen

würden erleiden müssen. Das Gesetz war zwar zu ihren Gunsten, ein Gesetz kann aber, wie ihnen bekannt war, wohl geändert werden. Die Mehrzahl dieser Leute war also von Hause aus gesonnen, der Befestigung des Hauses Bourbon allerlei Hindernisse in den Weg zu werfen. Sie wollten, daß das Königthum kraftlos seyn solle, damit es nichts gegen sie unternehmen könne.

So groß aber auch diese Hindernisse erschienen, so waren sie doch nicht unübersteiglich. Es lag nicht im Reiche der Unmöglichkeit, die neuen in Schrecken gesetzten Interessen nach und nach zu beruhigen und die schlechten Leidenschaften vertilgen zu können, die in der Stille fortglimmten. Nichts aber dieser Art geschah und zwar vermöge des politischen Systems, das man in dieser, schon an und für sich selbst so schwierigen Lage anwendete.

In diesem Augenblicke war die Macht einem jungen Minister anvertraut, den das Wohlwollen Ludwigs XVIII. zu dem ersten Posten im Staate erhoben hatte. Der Graf Decazes war bei dem Könige an die Stelle des Herzogs von Blacas getreten, und sein Glück schnell und groß gewesen; denn er stand in einem Alter, in welchem man

gewöhnlich erst seine Laufbahn beginnt. In kurzer Zeit erhob ihn die königliche Gunst aus seiner subalternen Stellung, und setzte ihn ohne die gehörige Erfahrung an die Spitze der Geschäfte.

In dieser wichtigen Stelle war Herr von Decazes nur das Instrument eines Systems, für dessen Erfinder er sich hielt. Unaufhörlich wurde ihm wiederholt, sein Ministerium habe von der Revolution nichts zu fürchten, denn nicht aus dem Schooße der Meinungen der linken Seite konnte seiner Ansicht nach der Erbe seiner Macht hervorgehen. „Die Royalisten besaßen die Macht und alle Anmaßungen, die aus der größeren Anzahl entspringen, und theuer würden sie ihn ihren Beistand haben bezahlen lassen. Unabhängig von ihm würden sie ihn gezwungen haben, allen ihren Launen und Forderungen nachzugeben. Die Männer der linken Seite hingegen würden gewiß sich dankbar und gelehrig gegen den beweisen, der sie aus ihrer Niedrigkeit emporzöge. Auch sey es auf jeden Fall besser, sich auf den Arm eines Beschützten zu stützen, als auf die Hülfe eines Beschützers rechnen zu müssen.“

Die Männer, die so zu Herrn von Decazes

sprachen, waren solche, die entweder zur Zeit der Revolution oder des Kaiserreichs am Ruder gewesen waren. Sie fürchteten, die Restauration könnte zu mächtig werden und ihnen folglich entschlüpfen, daher beschloßen sie, die Revolution in Frankreich nicht ganz in Abgang kommen zu lassen, deren sie als eines Schreckbildes bedurften, um das Königthum zur Achtung ihrer Stellung zu zwingen, und deren sie sich wie eines Branders bedienen könnten, um den Thron in die Luft zu sprengen, wenn er es wagen wollte, sie gänzlich ihres Einflusses zu entziehen.

Von jetzt an begann jene Politik, deren Folgen so beklagenswerth werden sollten. Man mußte sehen, wie die Freunde des Königs Feinde wurden des Ministeriums, und wie das Ministerium allgemach die Feinde des Königs zu seinen Freunden machte. Ein solches Verfahren zog unzuberechnende Folgen nach sich. Die Massen wurden zu dem Glauben verleitet, daß die den monarchisch gesinnten Männern von der Verläumdung ihrer Gegner untergeschobenen Pläne in der Wirklichkeit vorhanden seyn müßten, weil der Fürst sie aus seiner Gunst und aus seinem Rathe entfernte.

Auf der andern Seite durften die von einem royalistischen Ministerium unterstützten Revolutionsmenschen ihr Haupt von Neuem erheben. Sie mußten aufhören, Furcht einzuflößen, wenn sie an der Hand, welche die Gewalt besaß, vor dem Lande auftraten. Wie konnte man glauben, daß der Staatsmann, der des hohen Vertrauens des Thrones sich erfreute, mit Männern im Verein handeln dürfte, die seine Feinde gewesen waren? Jetzt entstand eine Verwirrung, die nothwendigerweise verhängnißvoll werden mußte; die neuen Interessen, die allein existiren wollten, traten mit dem revolutionären Hasse, der die Monarchie vernichten wollte, in Konflict. Der letztere, der weder auf Zahl noch Stärke zählen konnte, verbarg sich von nun an hinter dem ersteren, und so gelang es ihm, sie in Allarm zu setzen, und zwar so gut, daß diese Interessen selbst zum Angriff übergingen, während sie sich nur zu vertheidigen glaubten, und sich unter der Fahne politischer Leidenschaften zusammenrotteten, ohne zu wissen, wohin dieses sie führen würde.

Vergeblich würde man die Behauptung aufstellen, daß das Königthum von seinem Ministerium

repräsentirt, keineswegs dem Argwohn und dem Hasse ausgesetzt werden konnte, die man gegen die Royalisten aufzuregen suchte. Es gab eine tief liegende natürliche Ueberzeugung, die Jedermann auf den Gedanken leitete, daß vermöge einer unvermeidlichen Neigung das Königthum früh oder spät zu seinen angebornen Freunden zurückkehren müsse. Man suchte es folglich zu schwächen, damit es ihnen nur unmächtig und entwaffnet überliefert würde, und der schwere Argwohn und das Mißtrauen, welche das Ministerium auf die monarchisch Gesinnten warf, selbst bis zum Thron aufsteige, weil Jeder wußte, daß ein Tag kommen müsse, wo der Thron sich auf sie stützen werde.

Unterdessen hatte die Revolution auf solche Art von Herrn von Decazes begünstigt, rasche Fortschritte gemacht und zwar solche rasche Fortschritte, daß ein Theil des Conseils darüber doch in Unruhe gerieth. Die Wahlurne ließ furchtbare Namen erscheinen. Die heftigsten Flugschriften gingen im Publikum umher, nährten den Haß und entflammten den Zorn. Der loyale Herzog von Richelieu, dessen Wort Frankreich die Räumung seines Gebietes verdankte, und Lainé, der mächtige

Redner, hatten sich längst zurückgezogen, als sie vergeblich geflehet hatten, auf dem Abgange inne zu halten, zu welchem man mit drohender Schnelligkeit hingerissen wurde.

Der Graf von Decazes allein stehend, hatte demungeachtet sein System beharrlich verfolgt. Von Tag zu Tag wurden die Leidenschaften wüthender, die Gefahr größer. Der royalistische Unwille und die revolutionäre Wuth reizten sich immer mehr; beide glichen zwei gewaltigen Feuersbrünsten, die ihre Flammen einander zuschleuderten.

Diese Verhältnisse hatten endlich einen solchen Höhepunkt erreicht, daß Herrn von Decazes sich endlich selbst die Augen zu öffnen begannen. Die Wahlkollegien sendeten ihm den Königsmörder Grégoire und was ihm noch schwerer aufs Herz fiel, Benjamin Constant, welcher, der Revolution als Dollmetscher dienend, großgezogen unter dem Schatten des jungen Ministeriums, und nur daran denkend, der Vormundschaft zu entschlüpfen, eine Flugschrift hatte ausgehen lassen, in welcher er mit der ganzen Naivetät politischer Undankbarkeit verkündigte, die Zeit der Dienste und der Macht des Herrn von Decazes sey jetzt vorüber und er

müsse und solle jetzt auf seinen Rückzug denken, weil man seiner nicht mehr bedürfe.

Aufgeschreckt durch solche Anzeichen wollte Graf Decazes in Verbindung mit den Doctrinärs jetzt das Wahlgesetz umgestalten, um zu gleicher Zeit nicht nur den Einfluß der Royalisten zu vermindern, die ihn fortwährend mit der größten Lebhaftigkeit angriffen, sondern auch die Revolutionäre in ihre Schranken zurückzudrücken, die ihm jetzt furchtbar zu werden begonnen. Es galt die Wahl von zwei entgegengesetzten Punkten der Circumferenz zurückzuweisen, um sie dadurch mehr dem Centralpunkte zu nähern. Letzte Illusion der Staatsmänner, denen die Gegenwart entschlüpft und die ihrem Untergange entgegeneilen, während sie Gesetze machen, um die Zukunft zu beherrschen!

Inzwischen hatte Decazes in der Thronrede das Geständniß abgelegt, daß eine gewisse, noch schwankende, aber doch wirklich vorhandene Unruhe in Frankreich herrsche. Die Aufregung der Gemüther fing an überall Lärm zu verbreiten, und sogar der Friede im Pallaste Ellysée wurde dadurch gestört. Die Zeit neigte sich hin zu Revolutionen. Hatte man nicht gesehen, wie das spanische

Heer sich empörte und wie diese Militär-Insurrection nach und nach das ganze Land umfaßte? Jedermann wartete der Dinge, die da kommen sollten; die jetzigen Verhältnisse schienen irgend ein ernstes Ereigniß in ihrem Schooße zu tragen, das zwar noch Niemand sah, dessen Anwesenheit aber alle Welt hinter dem verbergenden Schleier zu ahnen schien.

Seit einiger Zeit empfing der Herzog von Berri fast täglich mehrere anonyme Briefe, die furchtbare Drohungen enthielten. Der Tod schien ihn aus jeder Falte der von ihm geöffneten Zuschriften anzugrinsen. Die unsichtbaren Hände, die ihm solche Nachrichten mittheilten, ermüdeten nicht und er selbst empfand trübe Ahnungen, die er, so viel er nur immer vermochte, seiner Gemahlin zu verbergen suchte. War es eine verborgene Stimme, die ihm eine nahe Gefahr verkündete, oder waren es die dumpfen Gerüchte selbst, die endlich sein Gemüth verdüsterten?

Es ist bekannt, daß einer seiner erlauchtesten Ahnherren gegen das Ende seines Lebens ähnliche Vorgefühle hatte. — „Pardieu!“ sagte Heinrich IV. zu Sully; „ich muß in dieser Stadt

sterben; ich kann nicht lebendig aus ihr heraus. Sie werden mich umbringen. Ich weiß wohl, daß sie ihre letzte Hoffnung auf meinen Tod setzen!“ Bei einer andern Gelegenheit sprach er zur Königin Maria von Medici: — „Mamie, wenn Ihre Krönung nicht noch vor Donnerstag statt findet, so gebe ich Ihnen die Versicherung, daß Sie mich nach dem Freitage nicht mehr sehen werden.“ Und später sagte er zu ihr: — „gehen Sie nur voraus Frau Regentin!“ Nach Péréfixé's Bericht kamen ihm zu gleicher Zeit von mehreren Seiten her Nachrichten von gegen seine Person, angesponnenen Verschwörungen zu; in Spanien und in Mailand verbreitete sich zu Einer Zeit das Gerücht von seinem Tode, und acht Tage vor seiner Ermordung eilte ein Courier durch Lüttich, der einem deutschen Fürsten die Nachricht seines Todes brachte.

Aehnliche Vorzeichen und Gerüchte erneuerten sich für den Herzog von Berri. Schon im Anfange des Februars wurde sein Tod in London angekündigt. Es schien, als ob in der Luft ein unsichtbarer Dolch schwebe, dessen Spitze nach seinem Herzen ziele, ohne daß man die ihn führende Faust sähe.

Die Annäherung des Karnevals hatte inzwischen die Unglück verheißenden Gedanken verscheucht. Der Herzog und die Herzogin von Berri hatten zwei sehr glänzende Bälle gegeben und ganz Paris hatte die elegante im Elysée herrschende Pracht bewundert, und noch mehr die über diese Feste allgemein verbreitete Anmuth. Am Sonnabend, den 12. Februar, wohnten der Prinz und seine Gemahlin einem vom Grafen von Greffulh gegebenen Balle bei. Sie ergötzten sich sehr an der scherzhaften Austheilung kleiner Messer, die der Herr vom Hause den Damen machen ließ, als eine Anspielung auf ein Stück, in welchem der beliebte Komiker Potier ganz Paris erfreute. Am andern Tage, den 13. Februar, nöthigte der Herzog dem Könige mehrere Male ein Lächeln ab, als er ihm bei der Tafel von dem gestrigen Feste erzählte und sich dabei in heiterer Laune beklagte, daß er für den heutigen Abend gar nichts vorhabe.

Es war der Sonntag vor Fastnacht, man gab in der Oper den Karneval von Venedig, die Nachtigall und die Hochzeit des Gammacho. Um den Abend, den die Bälle leer ge-

lassen hatten, auszufüllen, führte der Herzog die Herzogin in die Oper. Die Familie Orleans befand sich in demselben Theater und zahlreiche Zuschauer belebten den Saal, herbeigezogen von dieser lustigen Zeit des Jahres, die das Signal zu allen Vergnügungen gibt. Die von schönen Frauen, Diamanten und Blumen funkelnden Logen gewährten ein anmuthiges Schauspiel. Alle Gesichter hatten ein festliches Ansehen, und wohl hätte man sagen können, man athme mit der Luft den Einfluß jener tollen Tage ein, die gleichsam in den Lauf des Jahres geworfen scheinen, um die Menschen von dem Ernste des Verstandes und von der Thätigkeit des Geschäftlebens ausruhen zu lassen.

Ein Umstand hatte noch die allgemeine Zufriedenheit vermehrt. Das fürstliche Paar hatte einen Zwischenakt benutzt, um den Herzog und die Herzogin von Orleans in ihrer Loge zu besuchen. Der Herzog gab sich viel mit den Kindern ab, die er, wie wir schon gesagt haben, mit fast väterlicher Zärtlichkeit liebte. Er beschäftigte sich vorzüglich mit seinem Lieblinge, dem kleinen Herzoge von Chartres, und strich mehrere Male mit der Hand durch die blonden Locken des Knaben.

Gerührt von der unter den beiden Linien der königlichen Familie herrschenden Einigkeit gab das Publikum zum öftern laut seinen Beifall zu erkennen.

Es wurde unterdessen später. Die Herzogin von Berri hatte einen Theil der letztverflossenen Nacht auf dem Balle des Grafen Greffulh zugebracht und wurde überdies, als sie in ihre Loge zurückkehrte, ziemlich heftig von der Thüre einer andern Loge gestoßen. Im Zwischenakte der Hochzeit des Gammacho fühlte sie sich sehr angegriffen, daher ihr der Prinz vorschlug, nach Hause zu fahren. Es war damals kurz vor eilf Uhr. Der Herzog führte die Prinzessin an den Wagen und wollte wieder in seine Loge zurück, um den letzten Akt des Ballets noch mitanzusehen.

Um dasjenige, was jetzt folgen wird, besser verstehen zu können, ist es nöthig, einige topographische Einzelnheiten über ein Gebäude anzuführen, das jetzt nicht mehr besteht.

Die **Académie royale de Musique** war ein zwischen vier Straßen freistehendes Bauwesen. Die Thür genannt „**Entrée des Princes**," befand sich in einer Seitengasse, die

noch heute, wie damals, den Namen vom Tonsetzer Rameau führte. Vor diesem Eingange hielt der Wagen der Herzogin von Berri. Der Schlag war geöffnet; die Wache im Vorplatze und die außerhalb stehende Schildwache präsentirten das Gewehr; denn schon seit geraumer Zeit litt der Herzog von Berri nicht mehr, daß die Wache herausging, um Spalier zu bilden, wenn er das Theater verließ.

Die das Gewehr präsentirende Schildwache wendete der Straße Richelieu den Rücken, rechts von ihr an der Ecke des Eingangs stand der Adjutant des Prinzen, Graf Choiseul, und wendete der genannten Straße auch den Rücken. Der Graf von Mesnard, Erster Stallmeister der Herzogin, reichte ihr die linke Hand, um ihr in den Wagen zu helfen, eben so wie der Gräfin von Bethisy; der Herzog selbst bot ihr die rechte Hand. Der Graf Clermont Lodève, Gentilhomme d'honneur des Prinzen, stand hinter demselben.

Schon schlug einer der Diener den Fußtritt auf. Der Prinz, der noch unter dem Vordache des Porticus stand, winkte der Prinzessin mit der Hand und sagte: „Adieu Caroline! wir

sehen uns bald wieder!“ und schon hatte er sich halb umgewendet, um in das Theater zurück zu gehen, als ein Mann, aus der Straße Richelieu hervortretend, sich zwischen der Schildwache und den andern Personen, die den Herzog umringten, durchdrängte, mit einer Hand ihn an der linken Schulter packte und mit der andern ihm einen heftigen Stoß unter die rechte Brust versetzte.

Der Graf Choiseul glaubte, der Mensch habe nur unversehens den Prinzen gestoßen und warf ihn mit den Worten zurück: „gebt Achtung, was Ihr thut!“

Während er entfloh, fuhr der Herzog mit der Hand an die Seite, in welche er den Stoß bekommen hatte, und rief: „ich bin ermordet!“ Und als ihn die Umstehenden mit immer wachsender Bestürzung befragen wollten, rief er nochmals mit starker Stimme: „ich bin ein todter Mann; ich habe den Dolch!“

Der Graf Choiseul und Clermont, die Schildwache, Desbiès genannt, einer der Kammerlaquaien und einige andere Personen waren dem Mörder nachgeeilt.

Die Herzogin von Berri, deren Wagen noch vor dem Eingange hielt, vernimmt den Schmerzensruf ihres Gemahls. Sie will sich aus dem Schlage stürzen, den man öffnet. Frau von Bethisy hält sie zurück, ein Laquai will ihr beim Aussteigen helfen, sie springt aber vom Fußtritt herunter und ruft: „Laßt mich! Ich befehle Euch, laßt mich heraus!“

Nun will sie auf den Herzog zu, umfängt ihn mit ihren Armen, als er eben das Eisen aus der Wunde ziehend, es dem Grafen Mesnard reicht*).

Man ließ den Prinzen auf eine im Durchgange, wo die Wache stand, befindliche Bank nieder, lehnte ihn mit dem Rücken an die Mauer und öffnete seine Kleider, um die Wunde zu suchen.

Die Herzogin lag vor ihm auf den Knien und suchte das in furchtbarer Menge hervorströmende Blut zu stillen. Da sprach der Prinz von

---

*) Der Dolch von sechs Zoll Länge hatte eine gerade und schmale Klinge, war zweischneidig, gut verstählt, ungemein spitz und hatte ein hölzernes, sehr kurzes Heft gleich einem Handwerksgeräth.

Neuem: — „Ich bin getödtet! Einen Priester!.. Komm, beste Frau, laß mich in Deinen Armen sterben!“ Nun warf sich die Herzogin auf ihren Gemahl, der in Ohnmacht sank, und wurde von seinem Blute überströmt.

Inzwischen floh der Mörder mit außerordentlicher Geschwindigkeit, und weil er einen Vorsprung vor seinen Verfolgern hatte, so wäre er ihnen beinahe entkommen, als gegenüber der Passage Colbert, ein Kellner aus dem Café Hardy, mit Namen Paulmier, ihn packte, sich seiner nach kurzem Kampfe bemächtigte und dem zuerst ankommenden Desbiès, der Schildwache, überlieferte.

Man führte den Mörder in die Wachtstube der Opernwache. Hier richtete Graf Clermont zuerst das Wort an ihn und sprach: „Ungeheuer! was konnte Dich zu einer solchen That bewegen?“ Die einzige Antwort des Mörders lautete: „sie sind die grausamsten Feinde Frankreichs!“ Getäuscht über den Sinn dieser Worte, vermuthete Graf Clermont, der Mörder wolle Geständnisse machen; bald aber sah er, daß dasjenige, was er für einen Ausbruch von Reue gehalten hatte,

nur eine Verwünschung der königlichen Familie gewesen war.

Man durchsuchte den Mörder und fand die Scheide zu dem Messer bei ihm, das er in der Wunde des Prinzen hatte stecken lassen und eine Art von Pfriemen von anderer Form. Weil zu befürchten stand, daß die den Mörder umringenden Soldaten in dem ersten Ausbruche des Zorns ihn niederstoßen könnten, so riefen ihnen Herr von Mesnard und Clermont zu, ihn ja nicht zu verletzen, weil die vielleicht von ihm zu erhaltenden Mittheilungen für das ganze Land von höchster Wichtigkeit seyn könnten.

Während dieses außerhalb des Theaters statt fand, begab sich im Innern desselben eine solche schmerzliche und verzweiflungsvolle Scene, die allen Anwesenden Thränen abpreßte. Nur mit vieler Anstrengung war es gelungen, den Herzog von Berri die Treppe hinauf zu bringen, die zu dem kleinen, an seine Loge stoßenden, Salon führte, und hier meldete ihm Graf Clermont die Ergreifung des Mörders. Das erste Wort des verwundeten Prinzen war: „ist er ein Fremder?“ Und als man ihm mit Nein antworten mußte,

rief er schmerzvoll aus: „wie grausam ist's, von der Hand eines Franzosen zu sterben.“

Seit dem er in dem Salon lag, war er wieder zu sich gekommen. Auf einem großen Armsessel halb liegend, verstand er Alles und gab Antwort, seine Blässe war aber furchtbar, die Hand des Todes schien schon auf seiner Stirne zu ruhen. Der Herzog und die Herzogin von Orleans nebst der ältesten Prinzessin, die aus ihrer Loge herbeigeeilt waren, wohnten in stummer unbeweglicher Trauer dieser Jammerscene bei. Zwei Aerzte, Blancheton und Drogart hatten gerade angefangen, den Prinzen zu untersuchen, dessen Gemahlin, die gespannteste Aufmerksamkeit auf die leisesten Veränderungen in seinem Gesichte gerichtet, sein dahinströmendes Leben aufhalten zu wollen schien.

Ach! Jugend und Kraft vermögen nichts gegen den im Dunkel der Nacht schleichenden Mörder! Eben noch kräftig und gesund und jetzt schwach, halb entseelt daliegend und den eisigen Hauch des Todes schon auf der Stirn spürend!

Die Unthat war so rasch geschehen, und so

wenige Personen hatten bis jetzt noch Kenntniß davon, daß die Schreckensnachricht noch nicht bis in den Saal der Oper gedrungen war. Der zweite Akt des Ballets wurde folglich nicht unterbrochen; im Salon, wo der Prinz im Sterben lag, vernahm man die Musik, durch ein breites in die Loge führendes Fenster sah man sogar die auf der Bühne ausgeführten Tänze. Würdiges Bild eines ewigen Schmerzes! Die lustigen Töne des Orchesters, die nach und nach verklingen, und das Röcheln eines Todeskampfes, der beginnt! Fest und Mord! Thränen, Wehklagen, Trauer, Verzweiflung im Tempel der Freude! Die lächelnden Bilder des profanen Ortes müssen als furchtbare Ironie den Augen erscheinen, die sich jetzt für immer schließen sollen! und nur eine dünne Wand trennt die Freuden der Welt von allen Schrecken des Todes!

Jeden Augenblick öffnet sich die Thüre der Loge, um neue Hülfe, neuen Jammer herein zu lassen. Lacrois und Caseneuse eilten herbei, um alle Mittel ihrer Kunst zu Hülfe zu bringen. Aderlasse waren am Arm angebracht und versucht worden, die Wunde zu erweitern, um dem sich

in dieselbe ergossenen Blute Ausgang zu verschaffen. Jetzt richtete die Herzogin von Berri an den, einige Schritte von dem Prinzen stehenden, Doctor Blancheton mit leiser Stimme die Frage: — „Ist die Wunde tödtlich? Ich habe Muth, ich habe viel Muth! ich will Alles ertragen können, aber reden Sie Wahrheit!“ Der Arzt redete ausweichend; er fürchtete, Hoffnungen zu erregen, die der nächste Augenblick als nichtig zeigen konnte.

Der Prinz, der seit dem ersten Augenblick sich auf den Tod getroffen gefühlt hatte, wiederholte inzwischen noch weit dringender den Ruf: „meine Tochter und den Bischof von Amyclää!“ Graf Clermont eilte in die Tuilerien, um den Prälaten herbei zu holen, während ein anderer so hastig als möglich in das Elysée sich begab, um Frau von Gontaut, der Gouvernante von Mademoiselle diese Trauerbotschaft zu bringen. — Zu eben der Zeit entledigte sich Graf Mesnard eines peinlichen Auftrags bei Monsieur, Madame und dem Herzog von Angoulême, und meldete ihnen, das sich eben zugetragene Unglück.

Bald langte der Leibchirurg von Monsieur, Bougon an. So bald er die Wunde untersucht hatte,

legte er seinen Mund an sie, um das Blut auszusaugen. „Was thun sie?“ sprach der Prinz ihm abwehrend; „die Wunde ist vielleicht vergiftet.“

Die betrübte Neuigkeit fing nun an, sich in Paris zu verbreiten, in welchem in der heutigen Nacht eine Festlichkeit an die andere sich reihete. Der Salon des Herzogs von Albufera, in welchem er einen prachtvollen Ball gab, war einer der Ersten, in den das Gerücht der Ermordung drang. Die Herzogin von Reggio, die sich dort befand, verließ eiligst den Saal; die Bestürzung wurde allgemein und das Fest unterbrochen. Bald war die gräßliche Nachricht in der ganzen Stadt verbreitet, und brachte überall die gleiche Wirkung hervor. Die Tänze hörten auf, die Menge verlief sich in düstrem Schweigen, aus allen diesen Gesellschaften eilten aber doch irgend einige alte Diener herbei, um sich nach dem Befinden des sterbenden Herzogs zu erkundigen.

In wenig. Augenblicken waren der Foyer und und die Corridors des Opernhauses angefüllt. Alles, was in Frankreich groß und erlaucht war, drängte sich in diese nur zu eng gewordenen

Räume. Der Herzog von Bourbon und von Richelieu, der Vicomte von Chateaubriand, alle Minister, der ganze Hof eilte dem Orte zu, in welchem der Prinz im Sterben lag, und aus dieser Thür, die jeden Augenblick sich öffnete, trat abwechselnd Furcht und Hoffnung hervor, um alle diese Herzen in die heftigste Bewegung zu setzen.

Kurze Zeit nach Mitternacht kamen der Herzog von Angoulême, Monsieur und Madame nach einander an: die Zusammenkunft der beiden Brüder war herzzerreißend. Monsieur suchte nach Worten und fand nur Seufzer und Stöhnen. Ludwigs XVI. Tochter, die an alle Arten von Schmerz und Muth gewöhnte Frau, die stets größer, als das sie treffende Unglück erfunden geworden war, erstarrte in dieser neuen Catastrophe, und verweilte schweigend und unbeweglich im Angesichte des neuen Grabes, auf dem auch noch Thränen zu vergießen, sie bestimmt war.

Um diese Zeit brachte Frau von Gontaut Mademoiselle zum sterbenden Prinzen. Mit Anstrengung legte er auf seine Tochter die kraftlose Hand. „Armes Kind," sprach er, „mögest Du

weniger unglücklich werden, als die Kinder meines Geschlechtes!“

In dem engen Salon fiel dem Prinzen das Athemholen beschwerlich. Man schaffte ihn in den Administrationssaal und dachte nun daran, ihm ein Lager zu bereiten, denn bis zu diesem Augenblicke war er in dem Armsessel sitzen geblieben. Aus dem Mobiliar des Vergnügens mußten die Materialien genommen werden, um ein Sterbebett aufschlagen zu können.

Gegen Ein Uhr langte endlich der berühmte Dupuytren an. Der Prinz lag auf der rechten Seite, die breite Wunde war offen, seine Stirn todtbleich, sein Lager mit Blut bedeckt, das Ganze, ein grauenvolles Schauspiel. Die Männer der Kunst beriethen sich. Ein einziger Versuch blieb noch übrig, und der bestand darin, die Wunde noch mehr zu erweitern, um dem Blute leichtern Ausfluß zu verschaffen.

Nun trat Dupuytren näher zum Herzoge und richtete einige Fragen an ihn, die unbeantwortet blieben. Auf sein Ansuchen wurden sie von der Herzogin wiederholt, die noch hinzusetzte: „ich flehe Sie an, bester Freund, zeigen Sie mir

die Stelle, wo Sie leiden!“ Der Herzog ergriff die Hand seiner Gemahlin und legte sie auf seine Brust. „Leiden Sie hier?“ fuhr die Herzogin fort. „Ja,“ antwortete er mit schwacher und dumpfer Stimme, „ich ersticke.“

Die Operation sollte begonnen werden, da ersuchte Dupuytren Monsieur, ob er nicht für die Entfernung der Herzogin Sorge tragen wollte. „Vater,“ entgegnete sie, „zwingen Sie mich nicht, Ihnen ungehorsam zu werden.“ Dann setzte sie zum Wundarzte gewendet, hinzu: „fangen Sie immer Ihr Werk an. Ich werde Sie nicht unterbrechen.“ Und niedergekniet an der Seite des Bettes, hielt sie fortwährend die linke Hand des Prinzen, die sie mit ihren Thränen benetzte. Als der Herzog das Instrument in der Wunde fühlte, stöhnte er: „Laßt mich! ich muß doch sterben!“ — „Theuerster Freund,“ sprach die Gattin zu ihm, „ertragen Sie meinetwegen den Schmerz!“

Ohne die leiseste weitere Klage vorzubringen, duldete der Prinz die neue Marter. Die Operation war inzwischen vollendet, der Verband mit Blut überschwemmt. Die Respiration des Herzogs war leichter geworden, der Puls schlug weniger

matt; empfand er aber auch einige Linderung, so war doch alle Hoffnung geschwunden. Jetzt erst kannte man die Tiefe der Wunde. Die sechs Zoll lange Klinge war ganz in den Körper des Herzogs eingedrungen. „O arme Frau! wie unglücklich bist Du!“ sprach er zu der Herzogin, und fuhr mit der Hand über ihr Haupt, als ein Augenblick der Ruhe nach der Operation eintrat. Dann, als er die Verzweiflung der Herzogin nach Maasgabe als seine eigenen Kräfte abnahmen, immer stärker werden sah, fuhr er mit stärkerer und festerer Stimme fort: „Lassen Sie sich nicht vom Schmerze überwältigen, Theuerste! Schonen Sie sich für das Kind, das Sie unter dem Herzen tragen.“

Bei diesen Worten entstand eine allgemeine Bewegung im Saale. Aller Herzen bebten, ein Blitzstrahl glänzte in Aller Augen. Neben dem geöffneten Grabe war plötzlich eine Wiege aufgetaucht. Schon halb von den Fittigen des Todes bedeckt, schien der Prinz noch einmal zu sich zu kommen, um seinem Geschlechte das Wort des Lebens zu verkündigen; mitten in die blutige, Ludwigs XIV. Familie bedeckende Fin-

sterniß war ein heller Strahl der Zukunft hinein gefallen.

Zu wiederholten Malen hatte der Prinz seinen Mörder zu sehen verlangt. „Was habe ich diesem Menschen gethan?“ begann er abermals; „habe ich ihn ohne mein Wissen und Willen beleidigt?“ — „Nein! niemals haben Sie ihn gesehen,“ antwortete Monsieur, „und keinen persönlichen Haß trägt er gegen Sie.“ — „So muß er wahnsinnig seyn!“ rief der Herzog von Berri. Dies war der härteste Ausdruck, dessen sich das Schlachtopfer gegen seinen Mörder bediente. Der Herzog hatte gebeten, daß der König ersucht würde, sich zu ihm zu begeben. „Der König kommt nicht;“ wiederholte er zum Oeftern, „mir wird keine Zeit bleiben, ihn um Gnade für den Menschen zu bitten.“

Dieser Gedanke schien ihn sehr zu beschäftigen, und immer kam er auf ihn zurück. Es war zwei Uhr des Morgens; die berühmtesten Aerzte von ganz Paris waren um sein Lager versammelt und hatten ihre Ueberzeugung ausgesprochen, daß sein Zustand keine Hoffnung aufkeimen ließ. Ein erstes Bulletin war gegen Mitter-

nacht an den König abgegangen; jetzt folgte ein zweites.

Man hätte behaupten können, der Prinz habe das Bedürfniß gefühlt, sich noch mit allem, was ihm auf Erden theuer gewesen, zu umgeben. In England waren ihm aus einer Verbindung, welche die Weihe der Religion nicht empfangen hatte, zwei Kinder geworden; jetzt bat er seine Gemahlin um die Erlaubniß, sie vor seinem Tode noch umarmen zu dürfen. „Wo sind sie?“ rief die Prinzessin; „ich will ihre Mutter seyn.“ Drei viertel Stunden später kamen die Kinder; es waren zwei liebliche kleine Mädchen, die weinend dem Bette naheten, auf dem der Prinz im Sterben lag. Die Herzogin führte sie selbst herbei, brachte ihnen ihre eigene Tochter und sprach: „umarmt Eure Schwester!“ Dann über ihren Gatten gelehnt, wiederholte sie öfters: „Karl, Karl! ich besitze jetzt drei Kinder!“

Da ertönte eine Stimme hinter dem Bette und sprach die Worte: „Sie ist mehr als groß! Sie ist erhaben!“ Die Herzogin von Angoulême hatte gesprochen.

Fast war es drei Uhr und noch erschien der

König nicht. Immer schwächer wurde der Herzog und litt furchtbare Schmerzen. Der Diener der Religion wartete schon zu Häupten seines Bettes, und dessen Beistand begehrte er nun. Man hatte ihn auf eine Matratze gelegt, um das Bett, auf dem er gelegen, bequemer zu machen. In dieser Lage hörte er die Ermahnungen des Erzbischofs von Chartres, und legte mit lauter Stimme und vor der ganzen Versammlung seine Beichte ab, bat Gott um Vergebung seiner Fehler und alle ihn Umstehende um Verzeihung des Aergernisses, das er ihnen vielleicht gegeben haben dürfte. Der Abkömmling der allerchristlichsten Könige starb, wie man in seinem Geschlechte zu sterben gewohnt ist, kühn vor den Menschen, demüthig vor Gott.

Wenige Augenblicke später erschien der Pfarrherr von St. Roch mit der heiligen Wegzehrung. Freudig empfing der Sterbende die letzte Hülfe, die den Menschen gewährt wird, wenn alle andere Hülfe fehlt. Die Tröstungen, die er hieraus zu schöpfen schien, milderten in Etwas die Verzweiflung seiner Gemahlin. „Ach!“ rief sie, „ich wußte wohl, daß diese schöne Seele für den

Himmel geboren war und daß sie zu ihm zurückkehren würde.“

Alle Symptome wurden immer düsterer. Die Aerzte faßten ein abermaliges Bulletin ab, das mit den Worten anfing: „Der Prinz nähert sich seinem letzten Augenblicke.“ Graf Decazes*) brachte dieses Bulletin in die Tuilerien. Der Herzog litt furchtbaren Durst; unaufhörlich stöhnte er: „ich leide gräßlich! O wie lang ist diese Nacht! Ach und wie langsam schleicht der Tod heran!“ Dann, nach ziemlich langem Schweigen, rief er plötzlich und suchte die Hand seiner Gemahlin: „Der Dreizehnte, theuerste Karoline, ist ein höchst verderblicher Monatstag für uns.“ Sie hatten auch wirklich an diesem Tage zwei Kinder verloren.

Man benachrichtigte ihn, daß die Marschälle eben angekommen seyen; „gern wäre ich,“ sprach er zu ihnen, „auf dem Schlachtfelde in Ihrer Mitte gefallen!“

Um halb fünf Uhr verlangte er nach Herrn von Nantouillet, seit dreißig Jahren sein Freund

*) Decazes erhielt erst später den Herzogs-Titel.

und erster Offizier seines Hauses. Bei seinem Anblicke raffte er alle Kräfte zusammen und sprach: „Komm mein guter Nantouillet, mein alter Freund, laß Dich noch einmal umarmen, bevor ich sterbe!“ Alle Freunde, alle Diener des Prinzen drängten sich um sein Sterbelager. Da fand man jene Namen erprobter Treue, den Grafen Chabot, den Marquis Coigny, den Vicomte Montélégier, den Prinzen Bauffremont, den Prinzen Eugène d'Astorg, da war auch der Marquis Latour Maubourg, so großartig durch den Sieg verstümmelt. Aufrecht stand er dem Lager des Prinzen gegenüber, wie eine lebende, von Feindes-Kugeln durchlöcherte Standarte.

Die Gedanken des Sterbenden beschäftigten sich unaufhörlich mit der Ankunft des Königs, den er erwartete, um Gnade für den Mörder zu erflehen. In den Zwischenräumen der ihn befallenden Krisen, horchte er aufmerksam und wiederholte öfters: „ich höre die Escorte!“ Immer in seiner Erwartung getäuscht, sagte er zu Monsieur mit großherzigem Eifer: „Der König kommt nicht, mein Vater! Könnten Sie mir nicht im Namen des Königs versprechen, dem

Menschen Gnade für sein Leben auszuwirken?“ Im Augenblicke, als der Prinz diese Worte gesprochen, vernahm man das Geraſſel zahlreicher Kavallerie: es nahete der König.

Es war fünf Uhr Morgens. Ohnmachten folgten auf Ohnmachten, der Tod war ganz in der Nähe. Doch errang der Herzog von Berri beim Anblicke des Königs einige Kraft. Beim Mangel des Lebens, das ihn zu verlaſſen anfing, erwärmte das Gefühl von Milde und Barmherzigkeit, das er so oft ausgesprochen hatte, sein Herz. „Gnade Sire!“ bat er; „Gnade für den Mann, der mich getroffen!“ und mit dumpfer Stimme, die schon dem Grabe entstiegen schien, wiederholte er: „Gnade wenigſtens für das Leben des Menschen.“

Der König antwortete: „Mein Sohn, Sie werden wieder hergeſtellt werden, und dann wollen wir darüber weiter reden. Jetzt laſſen Sie uns nur an Sie denken.“

Endlich nahete er sich seinem Ende, dieſer Todeskampf, der schon länger als sechs Stunden gedauert hatte, und der anbrechende Tag beleuchtete diesen Tod, der zu muthig und zu schön war, als um in den Schatten der Nacht verborgen zu

bleiben. Der Herzog fing an, das Bewußtseyn zu verlieren; er sprach nicht und verstand nichts mehr. Ein einziges Mal hörte man ihn flüstern: „Die Begnadigung des Menschen hätte vielleicht meine letzten Augenblicke leichter gemacht!“ Die Aerzte benachrichtigten den König, daß der Prinz so eben verscheiden würde. Auf ein Zeichen des Königs führte die Herzogin von Reggio und die andern Damen die Herzogin von Berri in ein anstoßendes Gemach. Nun folgten den Scenen der Verzweiflung, Scenen des Jammers, des Schmerzes! Unaussprechliches Schluchzen und Weinen! Nochmals stürzte die Herzogin in das Unglücks-Gemach und nur mit Mühe vermochte man sie zu entfernen. Während ihrer Abwesenheit drehte man den Prinzen auf die linke Seite und in demselben Augenblicke erloschen vollends seine geistigen Functionen. In langen Pausen hörte man ihn noch mit gebrochener Stimme die Worte sagen: „Heilige Mutter Gottes! erbarme Dich meiner!“ Endlich etwas später, nachdem er noch eine vergebliche Anstrengung sich aufzurichten, gemacht hatte: „o mein Vaterland! Unglückliches Frankreich!“

In diesem Momente stürzte die Herzogin alle Hindernisse mit der Kraft ihres Schmerzens vor sich niederwerfend, wieder in das Gemach und auf das Lager ihres Gemahls. Seine Hand war kalt, das Glas des Spiegels, den Dupuytren ihm vor den Mund hielt blieb ungetrübt. Alles war geendigt. Der Herzog hatte zu leben aufgehört.

In höchster Verzweiflung stieß die Herzogin unzusammenhängende Worte aus. Erschöpft endlich vom Weinen und Jammern, sank sie wie todt dem Könige zu Füßen, und diesen Moment ergriff man, um sie in ihren Wagen zu bringen. Alle Anwesenden beschworen den König, sich von diesem Orte der Verzweiflung zu entfernen. „Noch habe ich die letzte Pflicht gegen meinen Sohn zu vollziehen," entgegnete er, und gestützt auf Dupuytrens Arm, näherte er sich dem Bette, drückte die Augen des Prinzen zu, küßte ihm die Hand und entfernte sich in tiefen Schmerz versunken.

Das laute Jammern, das den Saal im Augenblicke durchdrang, als der Prinz verschieden war, hatte sich auch nach außen verbreitet und

auf seinem ganzen Wege wurde der König durch lautes Schluchzen und Weinen empfangen. Man konnte sagen, daß er bei der Rückkehr in sein Schloß, den Schmerz seines Volkes durchschritt, denn eine unermeßliche Menschenmenge, welche die Nacht unter den Fenstern des Saales, in welchem der Prinz seinen Todeskampf durchgelitten, zugebracht hatte, erfuhr so eben seinen Tod.

So endete Karl Ferdinand von Artois, Herzog von Berri, geboren am 24. Januar 1778 und gestorben am 14. Februar 1820 um sechs Uhr fünf und dreißig Minuten Morgens den Tod seines Ahnherrn Heinrichs IV.

Ende des ersten Bandes.

Inhalts-Verzeichniß

des ersten Bandes.

Erstes Buch.

Seite 11.

Größe des Hauses Bourbon. — Wie die Herzogin von Berri von demselben abstammt. — Französische Bourbons in Madrid. — Spanische Bourbons in Neapel. — Der Sohn der Herzogin von Berri stammt auf vierzehn verschiedene Arten von Heinrich IV. ab. — Karl III. — Ferdinand IV. — Urtheile über diesen Fürsten. — Seine Erziehung. — Seine Vermählung. — Seine Reisen. — Anecdoten. — Die Wittwe und die drei kalekutischen Hähne. — Jammer des Königs bei der Nachricht vom Erdbeben in Messina. — Seine

edle Aeußerung darüber. — Seine Minister. — Chevalier Acton. — Lady Hamilton. — Lord Nelson. — Die Eltern der Herzogin von Berri. —

Zweites Buch.

Seite 43.

Maria Karolina wird geboren. — Neapel. — Verhältnisse, unter denen die Prinzessin das Licht der Welt erblickt. — Die republikanischen Heere sind Meister von Italien. — Die königliche Familie muß nach Sicilien flüchten. — Neapel wird eingenommen. — Die parthenopäische Republik. — Schönes Wort des Duca Piscielli. — Es bildet sich ein royalistisches Heer. — Schilderung des Kardinals Ruffo. — Der Pfarrer Rinaldi. — Fra Diavolo, Sciarpa. — Neapel wird wieder genommen. — Ruffo fällt in Ungnade. — Reaction. — Mit dem ersten Consul wird Friede gemacht. — Mariens Karolinens Vater vermählt sich zum zweiten Male. — Neuer Bruch mit Frankreich. — Abermalige Auswanderung nach Sicilien. — Maria Karolina erreicht ihr siebentes Jahr. — Tyrannei der Engländer. — Verbannung der Königin. — Begebenheiten der Jahre 1812, 1813 und 1814. — Napoleons Fall. — Unschlüßige Wahl des Wiener Congresses zwischen den neapolitanischen Bourbons und zwischen Murat. — Ausspruch des Prinzen de Ligne. — Tod

der Königin Karolina in Schönbrunn. — Die hundert Tage. — Wiedereinsetzung der Bourbons in Neapel.

Drittes Buch.

Seite 71.

Kinderjahre und Erziehung Maria Karolinens. — Ihre Gouvernante de la Tour d'Envoivre. — Maria Karoline wird von Jugend auf an Gefahren gewöhnt. — Ursprung ihrer Liebe für die Künste. — Zwei Jugendeindrücke. — Ihr Unwille bei der Verbannung ihrer Großmutter. — Eindruck, den die Ankunft des Herzogs von Orleans in Sicilien auf sie macht. — Vermählung dieses Fürsten mit der Prinzessin Amalia, der Tante Maria Karolinens. — Die zwei Reisen des Herzogs von Orleans nach Spanien in den Jahren 1808 und 1810. — Lage der königlichen Familie in Sicilien. — Betragen des Herzogs von Orleans. — Seine Abreise im Jahr 1814 bei der Restauration. — Der König von Neapel beauftragt ihn, seine Interessen zu wahren. — Die Neuigkeit von Napoleons Rückkehr nach Frankreich gelangt nach Palermo. — Murats Fall und Wiedereinsetzung der Bourbons in Neapel. — Der Kronprinz gibt die ihm anvertraute Macht in die Hände seines Vaters zurück.

Viertes Buch.

Seite 107.

Heirathś-Projecte für den Herzog von Berri. — Politische Betrachtungen, welche Ludwigs XVIII. Wahl bestimmten. — Herr von Blacas wird nach Neapel gesendet, um für den Herzog von Berri um die Hand der Prinzessin Karolina zu werben. — Früher schon hatte der Herzog mit einer neapolitanischen Prinzessin vermählt werden sollen. — Seine Reise nach Italien im Jahre 1800. — Sein Brief an den Ritter Acton. — Schreiben des Herzogs an die Prinzessin Karolina. — Oeffentliches Aufgebot in der Kirche St. Germain de l'Auxerrois. — Schreiben des Herzogs von Berri am Tage der durch Procuration vollzogenen Vermählung an die Prinzessin. — Feste in Neapel. — Ankunft der Prinzessin in Marseille. — Zusammensetzung ihres Hofstaates. — Ihr Aufenthalt im Lazareth. — Ihr Einzug in die Stadt. — Begeisterung der Provençalen. — Prächtiger Anblick von Marseille. — Ceremonien im Marseiller Stadthause. — Uebergabe der Herzogin von Berri an den Herzog von Havré.

Fünftes Buch.

Seite 135.

Reise der Herzogin von Berri von Marseille nach Fontainebleau. — Aix. — Orange. — Montélimart. —

Valence. — Vienne. — Lyon. — Ihre Briefe an ihren Gemahl. — Dessen Antworten. — Der Wald von Fontainebleau, das Kreuz von St. Herem. — Der König und die königliche Familie empfangen die Herzogin von Berri. — Etiquette und Ceremoniel. — Ist der Teppich neutral? — Die Prinzessin wirft sich dem Könige zu Füßen. — Ihr Einzug in Paris. — Trauung in Notre-Dame. — Feste und Amnestie.

Sechstes Buch.

Seite 165.

Politische Lage Frankreichs bei Ankunft der Herzogin von Berri. — Sie nimmt keinen Antheil an den Geschäften. — Ihre Rolle in der Gesellschaft. — Ihr Einfluß. — Ihr Geschmack und ihre Neigungen stimmen mit denen ihres Gemahls überein. — Sie liebt und befördert die Künste. — Häusliches Leben. — Wohlthätigkeit. — Fußpromenaden. — Der kleine Knabe und der Korb. — Der junge Mensch und der Regenschirm. — Die Stuhlvermietherin und die zwei königlichen Hoheiten. — Charakter des Herzogs. — Sein Abenteuer mit dem Grafen B. — Sein Aufbrausen und gutes Herz. — Seine Liebe zu den Soldaten. — Vive l'empereur und vive le roi! Die Jagd in Rambouillet und die zwei Deserteure. — Das im Walde bei Meudon gerettete Kind. — Pflichten gehen dem Vergnügen vor,

Schreiben an Herrn Despalières. — Der Herzog in den Kunstwerkstätten. — Die Herzogin lernt malen. — Die guten und schlechten Gemälde in der Gallerie. — Kinderverlust. — Mademoiselle wird geboren. — Billet an den Marquis Gontaut. — Der Dreizehnte.

Siebentes Buch.

Seite 191.

Herzliches Verhältniß der verschiedenen Zweige der königlichen Familie. — Monsieur. — Madame. — Der Herzog von Angoulême. — Anecdote bei der Einweihung der Statue Heinrichs IV. — Prinz Condé. — Sein zurückgezogenes Leben. — Herr von Talleyrand zum Besuch beim Prinzen Condé. — Anecdote. — Vorliebe des Prinzen Condé für den Herzog von Berri. — Er war sein alter General gewesen. — Sein Tod. — Aeußerung des Herzogs von Berri bei der Nachricht von diesem Todesfalle. — Vermächtnisse des Prinzen. — Die Familie Orleans. — Liebe der Herzogin von Berri zu ihrer Tante. — Kurzer Abriß des Betragens des Herzogs von Orleans seit den hundert Tagen. — Anecdote vom Marschall Soult und Boulay de la Meurthe. — Entfernung der Royalisten vom Haupte der jüngern Linie. — Protection der königlichen Familie. — Die Zurückgabe der Apanage wird bestätigt. — Prozesse und andere Streitsachen. — Der Herzog

von Orleans gegen den Herzog von Bassano. — Vertraulichkeit zwischen dem Elysée und dem Palais-Royal. — Die Herzogin von Berri trifft Lord Bentink bei ihrer Tante. — Schritte, um dem Herzog von Orleans den Titel „Königliche Hoheit" zu verschaffen. — Weigerung des Königs. — Gründe, welche die Schritte der Herzogin von Berri erklären können. — Gründe zur Erklärung der Weigerung des Königs. — Der Herzog von Orleans in den Tuilerien. — Der Herzog von Orleans im Palais-Royal. — Bemerkenswerthe Stelle in einer Rede Laffittes. — Seine Verbindungen mit dem Herzoge von Orleans steigen bis zu den hundert Tagen hinauf. — Der Argwohn der Tuilerien wird nicht vom Elysée getheilt. — Zärtlichkeit des Herzogs von Berri und seiner Gemahlin für die Kinder des Herzogs von Orleans. — Bemerkenswerthe Aeußerung des Letztern. — Aeußerungen des Herzogs von Berri.

Achtes Buch.

Seite 227.

Politische Lage Frankreichs beim Anfange des Jahres 1820. — Menschen und Sachen. — Die neuen Interessen und revolutionäre Leidenschaften. — Decazes Politik. — Folgen dieser Politik. — Aufregung der Gemüther. — Bedenkliche Wahlen. — Beunruhigende Anzeichen. — Der Herzog von Berri erhält anonyme Briefe. —

Seine Ahnungen. — Der Herzog und die Herzogin auf dem Balle des Grafen Greiffulh. — Die Nacht des 13. Februars. — Der Herzog und die Herzogin in der Loge der Familie Orleans. — Die Herzogin geht früher fort. — Ihr Gemahl begleitet sie bis an den Wagen. — Ermordung des Prinzen. — Sein langer Todeskampf. — Seine letzten Worte. — Sein Tod.

Memoiren

der

Frau Herzogin von Berri.

II.

Memoiren

der

Frau Herzogin von Berri

von ihrer Geburt bis auf die jetzige Zeit.

Herausgegeben

von

Alfred Nettement.

Aus dem Französischen übertragen

von

Fr. A.

Zweiter Band.

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

1837.

8858
22/11/90

Neuntes Buch.

Neuntes Buch.

War die Ermordung des Herzogs von Berri ein isolirt dastehendes Verbrechen? — Gründe für diese Meinung. — Gründe für die entgegengesetzte. — Der Minister Decazes stimmt der Erstern bei. — Sein Sturz. — In wie fern gab seine Politik moralische Veranlassung zu dieser Catastrophe? — Aenderung der Meinungen. — Allgemeiner Schmerz und Unwille. — Jammer der Herzogin von Berri. — Sie verläßt das Palais Elysée Bourbon. — Ihre Festigkeit. — Ihre Worte an einen Geistlichen. — Begräbnißfeierlichkeiten. — Der Münster in St. Denys. — Leichenrede, vom Coadjutor von Quelen gehalten. — Die Kohlenträger-Zunft in St. Denys. — Brief des Herzogs von Levis. — Antwort der Herzogin von Berri.

Ein großes, ein furchtbares Verbrechen war begangen worden! Die Frage warf sich auf: stand dieses Verbrechen in Verbindung mit der allgemein herrschenden Lage? Oder war es rasender Ausbruch einer vereinzelt dastehenden Wuth? Sehr schwer ist es die zweite Hypothese, als die

allein wahre anzunehmen, allein es wollte der Gerechtigkeit auch nicht gelingen, die erstere bis zur Evidenz zu erweisen und zu zeigen, wie hinter Louvels Dolch eine politische Verschwörung im Hintergrunde gelauert habe. Des Mörders Antworten bei der Untersuchung waren trotzig und kalt; sie offenbarten jene Verstocktheit des Lasters, welche von solchen schweren Verbrechern für Kraft der Tugend gehalten werden. Haß dem Königthum und der Religion, dies waren die beiden in allen seinen Antworten vorherrschenden Gefühle. Im Augenblicke, wie er vor Gott treten sollte, rief er: „Gott ist nur ein leerer Wortschall!“ Als man ihm die Frage stellte, warum er gerade den Herzog von Berri zu seinem Opfer auserwählt habe, antwortete er: „ich habe den Prinzen getödtet, weil er der Jüngste seiner Familie war, und weil er bestimmt schien, das Geschlecht der Bourbons fortzupflanzen.“ Hartnäckig weigerte er, Mitschuldige anzugeben und behauptete fortwährend, daß er nur für sich allein gehandelt habe. Und muß man es wirklich sagen? er nahm als sein volles und alleiniges Eigenthum, den Mord in Anspruch, und als man in ihm nichts, als nur

das blinde Werkzeug politischen Hasses erblicken wollte, schien es, als raube man ihm dadurch seinen ganzen Ruhm.

Diejenige Schattirung der öffentlichen Meinung, die man im Verdachte der furchtbaren Mitwissenschaft dieses Verbrechens vielleicht hätte haben können, beeilte sich rasch die vom Angeklagten angenommene Haltung zu ihrem Vortheile auszubeuten. Laut verwünschte sie das begangene Verbrechen, laut verurtheilte sie den Mörder, verkündete aber dabei, daß sein Dolchstoß eine nur von ihm allein ausgegangene Handlung gewesen wäre. Bewiesen die eigenen Worte des Mörders nicht augenscheinlich diese Angabe? Wäre er von Andern angestiftet worden, würde er nicht an ihnen zum Verräther werden, um sich zu retten? Solche grausige Thaten konnten nur von dem in sich selbst zurückgezogenen Hasse ausgebrütet werden, der nur seinem eigenen Kopfe folgt und nur seinen Arm zum Mitschuldigen hat. Daß ein einzelnes Individuum Mörder wird, läßt sich begreifen, nicht aber, daß eine ganze politische Faction auf Mord sinnen sollte. Unter solchen Umständen Argwohn fassen, heiße verläumden.

Graf Decazes und seine Anhänger vertheidigten eifrigst diese Ansicht. Die Verantwortlichkeit des Ersten Ministers sah sich schwer compromittirt, ihm mußte folglich Alles daran liegen, die Ermordung des Herzogs von Berri so erscheinen zu lassen, als sey sie nur ein unglückliches von der politischen Lage ganz unabhängiges Ereigniß gewesen, welches weder durch menschliche Weisheit, noch durch ministerielle Wachsamkeit hätte verhindert werden können.

Denjenigen, welche die entgegengesetzte Meinung vertheidigten, fehlte es dagegen auch keineswegs an Worten. Man erinnerte an die blutgierigen Briefe, die von unbekannten Händen mehrere Monate vor dem 13. Februar, sowohl an den König, als an den Herzog von Berri gerichtet worden waren, und die Unglück verheißende, durch den Erfolg nur zu sehr gerechtfertigte, Prophezeiungen enthielten. Oft hatten sie sogar in furchtbaren Zeichnungen einen gegen die Brust des Prinzen gezückten Dolch gezeigt, und so zu sagen die am 13. Februar ausgeführte Mordthat im Bilde vorgestellt. Unmöglich konnte angenommen werden, der Mörder habe selbst diese drohenden

Nachrichten gesendet, denn, wenn auch viele dieser Drohbriefe dem Verbrechen vorangegangen waren, so liefen doch auch später noch viele ein. Der Minister wußte dieses, weil der König diese sämmtlichen Briefe ihm übergeben hatte. Furchtbaren Drohungen waren Ausbrüche einer eben so gräßlichen Freude gefolgt. Auch erinnerte man daran, wie der Tod des Prinzen in mehreren fremden Hauptstädten und in entlegenen Provinzen acht bis zehn Tage vor dem traurigen Ereignisse bekannt geworden sey. War das Verbrechen nur in einem einzigen Haupte verschlossen, wie konnte es so vielfältig besprochen werden? Das Geheimniß eines einzigen Mannes konnte in London nicht früher bekannt seyn, als es in Paris ausgeführt worden war. Der Verbrecher mußte Mitschuldige haben, weil er Mitwisser besaß.

Nun kamen Louvels Verhöre. Er hatte gesagt, nach dem Herzoge von Berri müsse er nun noch den König, Monsieur und den Herzog von Angoulême umbringen. Von der jüngern Linie hatte er nichts erwähnt. Waren die irreligiösen und antisocialen von ihm bekannten Grundsätze nicht gerade diejenigen einer gewissen Meinung, die nur

mit großem Widerstreben die Wiedereinsetzung des Hauses Bourbon gesehen hatte, und die sich durch ihre Politik an die Secte des Jahres 93, durch ihre Philosophie an die atheistische Schule des XVIII. Jahrhunderts anschloß? Ein berühmter Schriftsteller hatte mit vollem Rechte gesagt: „ich habe die Waffe gesehen, sie war eine liberale Idee!“

Auch fanden sich noch andere Anzeigen, obwohl geringerer Ordnung, vor. Als man den Mörder in sein Gefängniß führte, hatte er sich hastig umgedreht, als er den Schlag einer zugeworfenen Thür vernahm und mit unzweideutigem Ausdruck von Freude gerufen: „Kanonendonner!“ Jener Trotz und Kaltblütigkeit, die er während des Prozesses bewiesen hatte, folgte ihm nicht zum Blutgerüste. Auf dem verhängnißvollen Karren sitzend, ließ er mit sichtbarer Unruhe seine Blicke über die Volksmasse schweifen und schien irgend ein Signal zu erwarten. Als er sah, daß die Bewegung, auf die er gerechnet hatte, nicht ausbrechen wollte, hatte ihn seine Entschlossenheit verlassen; er mußte auf das Schaffot getragen werden und verlor früher sein Bewußtseyn, als sein Leben.

Auf welche dieser zwei einander entgegengesetzten Meinungen neigt sich nun wohl der größere Anschein von Wahrheit? Die Geschichte vermag nicht auf positive Weise diese Frage zu lösen, doch scheint ein gewöhnlicher Verstand hinreichend, das Rechte hier zu finden.

Allerdings darf man nicht annehmen, daß eine politische Faction die Solidarität des Verbrechens vom 13. Februar übernommen habe. In jetziger Zeit und in Frankreich besonders greifen die Partheien zum Schwerdte und nicht zum Dolche; sie kämpfen, aber meuchelmorden nicht. Dieses darf jedoch nicht die Untersuchung verhindern, welche Verhältnisse zwischen der allgemeinen Stimmung der Gemüther und dem Dolchstoße des 13. Februars statt fanden. Solche Thaten wurden von jeher von einzeln stehenden Männern, von vorzugsweise zum Mord organisirten Naturen unternommen. Allein es gibt allgemeine Gesetze, die solche vereinzelte Ausbrüche von Verruchtheit regieren; doch tragen solche gräßliche Ausnahmen das Siegel ihrer Zeit an der Stirn. Auch in dem Gebiete des Verbrechens gibt es Revolutionen, die mit denen, die in den Ideen der Gesellschaften

vorkommen, correspondiren und der Mensch, das schwankende Rohr, gibt den herrschenden Stürmen nach und schmiegt sich in die von ihnen angegebene Richtung, wenn es sich beugt, um sich in Blut zu tauchen.

Man kann unmöglich die Begebenheiten, welche dem 13. Februar vorangingen und nachfolgten, betrachten, ohne die Bemerkung machen zu müssen, daß dieses isolirte Verbrechen allerdings doch einigen Zusammenhang hatte mit den im Allgemeinen obwaltenden Verhältnissen. In Neapel und Madrid erhob die Revolution kühn ihr Haupt, im Inlande folgten Bewegungen und Verschwörungen einander mit furchtbarer Beharrlichkeit. Die Armee wird bearbeitet durch einen revolutionären Gährungsstoff, die Jugend durch unbekannte Hände zur Unruhe entflammt. Insurrection selbst scheint zur constitutionellen Sphäre zu gehören; ein Wahlkollegium sendet einen Königsmörder in die Kammer. Alle diese Thatsachen fallen in eine Periode mit Louvels Verbrechen, und liefern dazu entweder die Vorrede oder die Erläuterung.

Diejenigen, die an der Spitze dieser Bewegungen standen, waren wahrscheinlich keine Mitschul-

dige des Mordes vom 13. Februar. Wer kann aber behaupten, ob dieser einzeln stehende Wahnsinn nicht auch an dem Herde dieser entfesselten Leidenschaften sich entzündet habe, bevor er zur Ausführung seiner That schritt? Wer kann behaupten, daß Louvel nicht, um uns dieses Ausdrucks zu bedienen, in der allgemein verbreiteten Atmosphäre den Keim seines Verbrechens eingeathmet habe?

Durch ein unkluges System hatte Decazes, wie wir gesehen haben, die so schwache Revolution erstarken lassen. Dadurch, daß er gegen die Royalisten wüthete und vor ihren Augen den Gegnern des Hauses Bourbon, unter der Regierung des Oberhauptes eben dieses Hauses, zu einem unerhörten Siege verhalf, hatte der dirigirende Minister in den Reihen der rechten Seite die tiefste Indignation erregt, und diese rechte Seite, vertrieben von dem Gebiete des Handelns, rächte sich durch das Wort. Die von ihren Erinnerungen unerbittlich ausgeübte Gerechtigkeit überwältigte ihre Gegner. So mußte es folglich geschehen, daß der Haß, anstatt sich zu mildern, täglich an Bitterkeit zunahm, daß Leidenschaft sich in Muth verwandelte,

daß der Zorn immer tiefer einfraß und die Opposition zu Extremen hingerissen wurde. Wenn nun unter solchen Umständen, jener dem Hause der Bourbons feindlich gesinnte Gedanke, der in einem Wahlkollegium einen Königsmörder hatte erwählen lassen, und zu einer und derselben Zeit die Straßen-Emeuten und die Kasernenverschwörungen nährte, einem jener wilden, nach Blut dürstenden Gemüther begegnete, so mußte er ihn in einen Mörder umwandeln.

Hier aber trat das Ende der Macht des Ministers Decazes ein. Der Tod des Herzogs von Berri wurde das Signal zu einer in der Meinung vorgehenden unermeßlichen Veränderung. Der öffentliche Schmerz war groß, war aufrichtig, denn ein Gefühl ist über Frankreich verbreitet, das jedes Verbrechen in seinem wahren verwerflichen Lichte erkennen läßt. Jeder begann auch überdies über die Aufregung unruhig zu werden, zu denen dieser Mord Veranlassung geben konnte. Die materiellen Interessen fühlten den Boden unter ihren Füßen wanken und verlangten strenge Maasregeln zu seiner Wiederbefestigung. Auf die revolutionären Ideen fiel das ganze Gewicht der

moralischen Mitschuld am 13. Februar; von allen Seiten erhob sich gegen sie nur ein Schrei des Unwillens. Die Kammern, die Tribunale, alle öffentlichen Behörden, alle Städte, alle Dörfer legten ihren Schmerz nieder am Fuße des Thrones. Die Popularität des Hauses Bourbon tauchte mit neuer Kraft auf aus dem Blute, in welchem man seine Macht hatte ertränken wollen.

Während Frankreich so seine lange Wehklage ertönen ließ, gab es noch eine andere, weit untröstlichere Trauer, nämlich die der königlichen Familie. Die Verzweiflung der Herzogin von Berri hauptsächlich, stieß lange Zeit jeden Trost zurück. Dieses lebhafte und offne Gemüth, an dem jedes Gefühl sich unverholen zeigte, drückte seinen Schmerz auch eben so kräftig aus. Sie schnitt sich ab ihre langen Locken, auf denen die Hand ihres Gemahls in seinen letzten Augenblicken geruht hatte, sie hüllte sich ein in Trauer, um die Vernichtung ihrer jugendlichen Hoffnungen zu beweinen und jene lange Zukunft, die sie von der Hand des Todes so plötzlich abgeschnitten sah. Das Elysée Bourbon, das ihr so glückliche Momente gegeben hatte, war ihr ein schmerzerfüllter

Aufenthalt geworden, und die vergangenen Freuden mußten ihr das jetzige Alleinstehen noch empfindlicher erscheinen lassen. Kurze Zeit nach dem Tode des Herzogs nahm sie ihren Wohnsitz in den Tuilerien, im Pavillon Marsan, in den der Wohnung Monsieurs nächstgelegenen Gemächern.

Mitten unter allem diesen Jammer entwickelte jedoch die Herzogin von Berri eine Charakterfestigkeit, die Niemand vor dem 13. Februar in ihr geahnet hätte. Es schien, als ob ihr durch die Leiden jener finstern Nacht erprobter Muth jetzt gegen alle Gefahren gestählt sey. Bis dahin war ihr nur Gelegenheit geworden, die glücklichen Eigenschaften eines heitern Gemüthes zu zeigen, und die sanften Tugenden eines Herzens, das sich zu jeden Handlungen der Güte und Wohlthätigkeit gern hinneige. In jener Unheil schwangern Nacht hatte man jedoch die Entdeckung gemacht, daß dieses anmuthsvolle Haupt, das nur für Blumenkronen geschaffen schien, nicht niedergesunken war unter der Last einer furchtbaren Lage. Das jugendliche Weib war verschwunden und die Fürstin an deren Stelle getreten. Mit Recht erstaunte man über das große Herz, das einen so feinen

Körper in solchen Schreckensscenen aufrecht zu erhalten vermochte. Sechs Stunden nach dem Tode des Herzogs sprach seine Wittwe zu einem Gottgeweihten Priester: „es ist vorüber; mein Opfer ist gebracht. Ich bin bereit zu Allem; ich habe versprochen muthig zu seyn und will Wort halten!“ Und dem geschah also! Von diesem Augenblicke an, war ihr Schmerz wohl innig, aber still und ohne Schwäche. Sie schien zu fühlen, daß sie berufen sey, zu einer großen Bestimmung, auf deren Höhe sie sich halten müsse.

Mit düsterer Feierlichkeit waren inzwischen die traurigen Ceremonien, wodurch Begräbnisse der Fürsten sich auszeichnen, vollendet worden. Der Leichnam des Herzogs war wie Heinrich IV. im Louvre ausgesetzt gewesen, von ganz Frankreich besucht worden und jetzt nahete endlich der Tag der Beisetzung heran. Seit dem 22. Februar hatte man die sterblichen Ueberreste des Prinzen, mitten unter allgemeinen Thränen nach St. Denys gebracht. In dem Trauergeleite sah man die Armen mitziehen, die durch den Tod dessen, der ihre Leiden gemildert, so viel verloren hatten und bemerkte auch die Genossenschaft der Kohlen-

trager, die ihre letzte Ehrerbietung dem Gedächtnisse eines Fürsten darbringen wollten, der kurz vorher einen der Ihrigen gerettet hatte.

Der 14. März war vom Könige zum feierlichen Trauergottesdienste bestimmt worden. Alle Pracht des Todes hatte man für denjenigen hervorgesucht, der während seines Lebens die Hoffnung seines Geschlechtes gewesen war. Ludwig XVIII. hatte befohlen, daß kein Pomp irgend einer Art dieser schmerzlichen Ceremonie mangeln solle. Die Künste waren aufgefordert worden, um den Ausdruck des Schmerzes noch düstrer zu machen*). Der im

*) Vermittelst beispielloser Thätigkeit und Anstrengung wurden die nothwendigen Arbeiten zur feierlichen Beisetzung in der Nacht des 13. März fertig. Es möge hier eine kurze Beschreibung der Kirche folgen.

Der Behang des Portals war mit alterthümlich angeordneten Draperien verziert, überragt von einer Gruppe von Genien mit umgekehrten Fackeln und den Namenszug des Prinzen tragend.

In der Kirche selbst war jedem Tageslicht sorgfältig der Zugang versperrt, Alles schwarz ausgeschlagen, mit Hermelin verbrämt und die Wappenschilder des Verstorbenen daran aufgehängt.

Um den faltenwerfenden Behang in dem Hauptschiffe und in dem Chore zu befestigen, hatte man oben an dem

Innern bis zur äußersten Höhe schwarz ausgeschlagene Münster von St. Denys glich einem

---

Gewölbe der Kirche ein leichtes und kühnes Gerüst angebracht. An jedem der schwarzen Pfeiler stand ein silberner Engel von natürlicher Größe und trug einen großen Armleuchter mit vielen Kerzen.

Der mitten im Chor errichtete Katafalk, war in antiker Form, behängt mit den Wappen des Prinzen und von sehr vielen brennenden Kerzen umgeben. Ein prachtvoller Baldachin erhob sich über ihm, dessen Spitze bis an das Gewölbe reichte, und reiche Draperien herabfallen ließ. Rechts und links am Eingang zum Chor stiegen zwei silberne Obelisken empor, mit Lichtern übersäet und vom Kreuze überragt; weiter zurück standen zwei pyramidalen Säulen, ebenso illuminirt und Grab-Urnen tragend. Die Architekten beabsichtigten hierdurch an die beiden Kinder zu erinnern, die der Prinz kurz nach ihrer Geburt wieder verloren hatte. Zwei an dem ganzen Umfang der Kirche und des Chors hinlaufende Reihen von Kerzen, eine große Zahl von den Gewölben herabhängende Kronleuchter, zwei durch die ganze Kirche fortlaufende Reihen von Kandelabern, im Hintergrunde des Chors ein hellglänzendes Kreuz, vervollständigten diese prachtvolle Erleuchtung, zu der nicht weniger als vierzig Tausend Lampen und Kerzen verbraucht wurden.

Unter allen Bogen waren hölzerne, sich stufenweise erhebende und schwarz ausgeschlagene Gerüste angebracht. Die größte Ordnung fand bei Vertheilung der Plätze statt.

Riesengrabe. Diese Tausende von Kerzen, die Feuerguirlanden bildeten auf den schwarzen Behängen, dieser betende Clerus, alle Größe der Erde in den Staub geworfen vor der Majestät des Sanges, diese Trauerharmonien, unter denen man heraus deutlich lautes Schluchzen vernahm und vor allem diese königliche Familie, die in den von der Revolution entvölkerten Grüften von St. Denys einen der vor der Zeit Gefallenen der Ihrigen beisetzte, das Andenken an das Verbrechen, die Furcht vor der Gegenwart, die Ungewißheit vor der Zukunft, dieses erlauchte Geschlecht, unter dem der Thron wankte, und welches die Wuth der Menschen nicht einmal im Besitze seines Grabes gelassen hatte, in diesem Allen lag Etwas, das wohl die tiefe Rührung erklären konnte, die sich auf allen Gesichtern abspiegelte und alle Herzen erbeben machte.

Der König befand sich auf einer dem Katafalke gegenüber errichteten Tribüne, nebst Madame und der verwittweten Herzogin von Orleans. Der Herzog von Angoulême führte den Trauerzug und war begleitet vom Herzoge von Orleans und von Bourbon. Herr von Quélen, der Coadjutor des

Erzbischofs von Paris hielt die Leichenrede. Zum Texte diente ihm die Stelle der Schrift: „Amos 8, 10: ich will eure Feiertage in Trauern und alle eure Lieder in Wehklagen verwandeln.“

Nach beendigtem Gottesdienste erhoben die Gardes du Corps von Monsieur den Sarg und trugen ihn schweigend und langsam zur Gruft. Als sie vor den Tribünen vorüberzogen, knieten der König und die Herzogin von Angoulême nieder. Madame, so stark sie auch gegen Schmerz gewaffnet war, fühlte doch, wie ihre Seele von dieser letzten Probe erlag und mußte sich entfernen. Der König beugte sein ehrwürdiges Haupt, und Thränen sah man seinen Augen entströmen.

In Gegenwart der Großoffiziere der Krone wurde die Gruft geöffnet. Neben ihrem Eingange stehend, rief der Groß-Ceremonien-Meister mit lauter Stimme die Offiziere vom Hause des Prinzen, welche die Insignien des verblichenen Herzogs trugen. Der schwere Augenblick war erschienen! Der Herzog von Angoulême stieg zuerst hinab in das Trauergewölbe, der Sarg des Herzogs folgte, dann kam der Herzog von

Angoulême allein wieder herauf, und ein und zwanzig Kanonenschüsse verkündeten den verhängnißvollen Moment.

Nun trat Graf Nantouillet vor den Eingang des königlichen Grabgewölbes und richtete folgende Worte an die Offiziere des Prinzen: „Sr. königliche Hoheit der Herr Herzog von Berri Euer Herr und der Meinige ist todt; Offiziere, sehet Euch vor!“ Hierauf rief der Waffenkönig zweimal: „Der sehr hohe und mächtige Prinz Karl Ferdinand von Artois, Herzog von Berri, ist todt; betet zu Gott für die Ruhe seiner Seele!“ Nach diesen Worten wurde der, die Gruft verschließende, Stein wieder vorgeschoben, und die Begleitung ging auseinander.

Während dieser traurigen Feierlichkeit war die Herzogin einsam ihrem Schmerz überlassen geblieben. Bald jedoch mußte man einen Gegenstand bei ihr in Anregung bringen, der Bezug auf die Beisetzung hatte. Das Herz des Herzogs von Berri war nur provisorisch in St. Denys von Herrn von Bombelles, Bischof von Amiens, beigesetzt worden, dem alten Waffengefährten des Prinzen während seiner ersten Feldzüge, der erst den Ruhm

der Waffen und die diplomatische Laufbahn versucht hatte, bevor er sich dem Priesterstande widmete. Die Ansicht der herzoglichen Wittwe, was jetzt mit diesem kostbaren Depositum geschehen sollte, mußte eingeholt werden. Der Herzog von Lévis, der mit diesem traurigen Geschäfte beauftragt worden war, erzählt den Erfolg seines Unternehmens und das Benehmen der Fürstin in folgendem Briefe: „Der Schmerz der Frau Herzogin von Berri ist tief aber ruhig. Ihre Ergebung, gestärkt durch christliche Frömmigkeit und Kraft ihres Charakters wird nicht mehr gestört durch neu hervorgerufene furchtbare Erinnerungen. Vor Kurzem ward mir der sehr traurige Auftrag, Ihre Willensmeinung darüber zu vernehmen, wohin Sie das Herz Ihres Gemahls gebracht zu sehen wünschte. Ihre Antwort war: „Ich habe folgendes beschlossen: in Rosny will ich ein Gebäude errichten lassen, bestehend aus einem Pavillon mit zwei Flügeln. In einem sollen Kranke Aufnahme finden, im andern arme Kinder erzogen werden. Die Mitte wird eine Kapelle einnehmen, in welcher zu Gott

für meinen seligen Gatten gebetet werden soll!“

Schien es nicht, als habe die Prinzessin durch solche Umgebung andeuten wollen, wie sie sich selbst zwischen die Trauer stelle, die ihr derjenige, der nicht mehr war, zurückgelassen hatte, und zwischen die Hoffnungen, die ihr von jenem wurden, der noch nicht war?

Zehntes Buch.

Zehntes Buch.

Die Herzogin von Berri verläßt am 20. März zum Erstenmale ihre Gemächer. — Das Volk drängt sich auf ihrem Wege. — Stimmung. — Die politischen Leidenschaften scheinen im Auslande, wie im Inlande einem Ausbruche entgegen zu eilen. — Revolutionen in Madrid, in Lissabon, in Neapel. — Schilderung einiger in letzteren auftretenden Charaktere. — Besorgniß der Prinzessin für ihre Familie. — Ihre Angst wird vom Herzoge von Orleans getheilt. — Verschwörung im Innern. — 1668, 1793 und 1800. — Unruhen in den höhern Schulen. — Unruhen in der Kammer. — Militärverschwörung vom 19. August. — Sie wird vom Baron Mounier entdeckt. — Milde des Königs gegen die Anstifter dieser Komplotte. — Attentate gegen die Herzogin von Berri. — Bouton und Gravier. — Das Vertrauen der Herzogin verleugnet sich keinen Augenblick. — Ihr Traum. — Ihre Promenaden auf der Wasser-Terrasse. — Ihre Antwort auf die Rathschläge der Klugheit. — Frankreichs Hoffnungen. — König Ludwig XVIII. verkündigt, daß, wenn ein Prinz geboren würde, er den Titel „Herzog von Bordeaux" führen soll. — Deputation der Hallen jener Stadt. — Madame Aniche. — Jeanne d'Albret's Lobgesang. — Der Béarner Knoblauchskopf. — Warum man an die Geburt eines Heinrichs IV. glaubt!

Länger als einen ganzen Monat hatte die Herzogin von Berri zurückgezogen in ihren Ge-

mächern verweilt. Bevor sie wieder öffentlich erschien, mußte sie nothwendig erst ihre Kräfte mit ihrem Unglück abmessen und sich an ihre Trauer-Gewänder gewöhnen, die ihr unaufhörlich jene unheilschwangere Nacht ins Gedächtniß zurückriefen. Am 20. März endlich wagte sie ihren ersten Ausgang und ließ sich von Mademoiselle, ihrer Tochter, begleiten, die von einer Kammerfrau getragen wurde. So oft die Herzogin oder ihre Tochter von jetzt an auf der Wasserterrasse sich zeigten, versammelte sich die Volksmenge vor den Tuilerien, laut ausbrechende Beifallsbezeugungen folgten ihnen und das Volk wünschte mit achtungsvoller Theilnahme, daß der Jammer der Wittwe bald durch die Freuden der Mutter gemildert werden möchte.

Sie schritt inzwischen in ihrer Schwangerschaft vor; es schien dabei den Anschein zu haben, als wollten die entzügelten Leidenschaften, die noch über deren Ausgang schwebende Ungewißheit benutzen, um die Frage zu Gunsten der Revolution zu lösen. Jeder Tag brachte neue Anzeichen, daß, wenn auch das Verbrechen des 13. Februars, wie wir schon angeführt haben, wirklich auch materiell nur isolirt aufgetreten war, es doch

moralisch mit der allgemeinen Lage in enger Verbindung stand. Die Revolution versuchte nicht nur ihr Glück in Frankreich, sondern fast in ganz Europa. Schon erwähnten wir des Militäraufstandes auf der Insel Leon; ihr sollten nach nur kurzer Dauer von Mäßigung alle revolutionären Ausschweifungen baldigst folgen, welche in Frankreich das Jahr **1792** bezeichneten und das Folgende vorbereiteten. Die spanische Revolution, welche keineswegs die Massen für sich gestimmt fand, erschien inzwischen in der kleinen Anzahl der Ortschaften, wo sie wirklichen Einfluß auf die städtische Bevölkerung ausübte, nur als eine Parodie ihrer Vorgängerin jenseits der Pyrenäen.

Bald nach der spanischen brach auch die portugiesische Revolution aus, und auch von Neapel empfing die Herzogin von Berri Nachrichten, die sie sowohl als Fürstin, wie als Tochter höchlichst betrüben mußten. Denn auch dort war es eine Militär-Insurrection gewesen, die der Revolution den Weg gebahnt hatte, wodurch die spanische Constitution von **1812**, die denjenigen, die sie proklamirten, vollständig unbekannt war, zum Feldzeichen eines politischen Umsturzes wurde.

General Pépé hatte sich an die Spitze der revoltirenden Regimenter gesetzt, seinen Triumpheinzug in Neapel gehalten und diese Stadt, die aus allen ihr zustoßenden Ereignissen ein Fest zu machen versteht, hatte ihre Lazzaroni unter diesen kriegerischen Einzug gemischt. Auf Vergnügen und Abwechslung versessen, trat Neapel mehr auf die Seite der Bewegung und des Lärms, als auf die Seite einer öffentlichen Meinung. Seltsamen Eindruck machte es, wenn man diesen sonderbaren Zug defiliren sah, der aus Soldaten und Kindern, Lazzaronis und jungen Mädchen, auf Esel reitenden Bauern und einigen Mönchen bestand, unter denen man den Kanonikus Minichini in geistlicher Tracht bemerkte, mit einer Brille auf der Nase und einem gewaltigen runden Hute auf dem Haupte, wie er rechts und links unaufhörlich grüßte, als sey er gleichsam der Ceremonienmeister dieser Revolution, zu deren wildesten Anstiftern er allerdings gehört hatte. Betrachtete man diesen aus so buntscheckigen Theilen zusammengesetzten Zug, so konnte man sehr leicht auf die Vermuthung gerathen, man sehe die leibhafte Anarchie in Person in ihre Hauptstadt Einzug halten. Hinter

diesem grotesken Aeußern lauerte aber etwas sehr Ernstes, das die Herzogin von Berri wohl für das Schicksal ihrer Familie besorgt machen konnte. Die Seite der Carbonari, die in weit ausgedehnten Verzweigungen ganz Italien umfaßte, und sogar bis über die Alpen sich ausbreitete, war die Basis dieser Bewegung. Pépé und seine Offiziere hatten die dreifarbige Kokarde aufgestellt, die von der Revolution auf allen Punkten Europa's angenommen worden war. Man mußte in jedem Augenblicke erwarten, ganz Italien in Flammen stehen zu sehen. Bemerkenswerth war es hierbei noch außerdem, daß die Häupter der Insurrections-Junta fast sämmtlich zu Murats alten Anhängern gehörten. So die Generale Parisi und Pépé, Delfiro und der Marchese Martucci. Die Usurpation, die stets mit der Revolution gute Nachbarschaft hält, konnte sich leicht in ihrem Gefolge zeigen.

Ein Courier des Herzogs von Narbonne, damaligen Gesandten am Hofe beider Sicilien, brachte die erste Nachricht von der neapolitanischen Revolution. Er überbrachte Briefe vom Könige, vom Kronprinzen, dem damaligen Generalvicar des

Reiches, an Ludwig XVIII., an die Herzogin von Berri, an die Herzogin von Orleans und an den Fürsten Castelcicala. Die Tuilerien wurden durch diese in Neapel stattgefundene Ereignisse sehr in Unruhe versetzt. So viele Bande vereinigten die Bourbons dieser beiden Linien! Schmerzlich fühlte sich die Herzogin von Berri ergriffen, als sie erfuhr, daß dieselben Grundsätze, die so eben erst die Tage ihres Gemahls verkürzt hatten, jetzt auch die Macht, vielleicht sogar das Leben ihres Vaters und ihres Großvaters bedroheten.

Der Herzog von Orleans äußerte sich mit der größten Lebhaftigkeit über diese in Neapel ausgebrochene Revolution. Er belegte diesen Aufruhr und die in diesen tumultuarischen Scenen handelnd auftretenden Personen mit den härtesten Namen, war einer der entschiedensten Verfechter der Ansicht, daß diese Empörung auf das schnellste und kräftigste unterdrückt werden müsse, und konnte gar nicht begreifen, daß die benachbarten Staaten nicht einschritten, um die Rechte des Königs, seines Schwiegervaters, wieder herzustellen, der durch einen bloßen Straßentumult seines Ansehens entsetzt worden sey. Der Kongreß von Troppau

verscheuchte baldigst die Besorgniß des Herzogs und österreichische Intervention machte den italienischen Unruhen ein schnelles Ende.

Das Innere Frankreichs wurde eben so beunruhigt, wie die Nachbarstaaten. Die Faction, welche so lange die Stütze des Ministers Decazes gewesen war, sah, daß die durch Ermordung des Herzogs gänzlich veränderte Stimmung ihr die Leitung der Geschäfte entreißen würde. Als ihr nun die constitutionelle Thätigkeit entwischte, suchte sie sich durch eine außerparlamentarische zu entschädigen. Kaum zu Noth verhüllter Aufruf zur offenen Empörung erscholl von der Rednerbühne. Fast öffentlich schwaag Lafayette die dreifarbige Fahne in Reden, aus welchen sein berühmter Grundsatz durchschimmerte: Insurrection ist die heiligste der Pflichten! Eine permanente Verschwörung, mit der einzigen auf Sturz der Bourbons hinarbeitenden Absicht, zerfallend in mehrere partielle Komplotte, so bald es sich um die Bestimmung handelte, wer eigentlich dann das Ruder der Macht führen sollte, zeigte sich drohend und unter jeglicher Gestalt auf allen Punkten. Bonapartistisch in den Kasernen, volksthümlich,

wenn sie zu den Vorstädten sprach, in den Kammerndoctrinen parlementarische Souveränität predigend, die Jugend, die sie durch Benjamin Constants Mund für ehrwürdig erklären ließ, durch aufrührerische Huldigungen anlockend, warf sie zu einer und derselben Zeit Demokratie, Kaiserreich, den Prinzen von Oranien, die Jahre **1793**, **1800** und **1668** zusammen in eine Wagschale, um die seit Hugo Capet gegen acht Jahrhunderte hinaufsteigende Legitimität der Bourbons herunter zu ziehen.

Die Haupthoffnungen setzte man auf eine vom Militär ausgehende Bewegung, die in Paris, wie in Madrid und Neapel die Macht den Händen der revolutionären Faction überliefern sollte. Umtriebe waren angezettelt worden in den Regimentern, Geld hatte man mit vollen Händen vertheilt, den Soldaten Gratificationen, den Unteroffizieren höhere Grade versprochen; der ewige Hebel bei Lagerrevolutionen! Der Abend des **19.** Augusts war zum Ausbruche des Komplotts fest bestimmt worden. Ein Offizier sollte das Kommando bei jeder Legion übernehmen, deren Oberst arretirt worden wäre; Vincennes sollte die dreifarbige

Fahne aufpflanzen, das zweite und fünfte Garde-Regiment den Aufruhr unterstützen. Eine provisorische Regierung sollte sogleich eingesetzt werden und sich der Gewalt bemächtigen und das Leben sämmtlicher Glieder der königlichen Familie respectirt werden, so lange sie keinen Widerstand leisten würden.

Der damalige Generaldirector der Polizei, Baron Mounier, ein gewandter kluger Mann, zeigte das Komplott am Abend des 16. August dem Minister-Rathe an. Die Bestürzung des Herzogs von Richelieu, des Nachfolgers des Grafen Decazes, war ungemein groß. Lange wurde die Frage berathen, ob man nicht das Komplott ausbrechen lassen wolle, damit man endlich einmal die Feinde des Hauses Bourbon von den treuen Unterthanen desselben unterscheiden und an das helle Tageslicht ziehen könne jene heuchlerischen Feindschaften, welche im Dunkel die Hand verbargen, von der alle gegen die herrschende Dynastie geführten Streiche herrührten. Die königliche Humanität entsetzte sich jedoch vor dem Gedanken an Blutvergießen, und lieber wollte man dem Ausbruche des Komplotts zuvorkommen, als sich in die

Nothwendigkeit gesetzt sehen, alsdann erst dasselbe unterdrücken zu müssen. Als alle Vorkehrungen getroffen, alle von dringender Noth gebotenen Arretirungen vollzogen waren, trug abermals Milde und Humanität den Sieg über reine Politik davon. Die Hauptgegner des Bourbonschen Hauses waren in die Verschwörung des 19. Augusts verflochten. Es circulirte eine Liste, an deren Spitze man die Namen Lafayettens und mancher anderer hochgestellter Personen las, deren hitzige Opposition gegen die legitime Königswürde genugsam bekannt war, auch fehlte es keineswegs an hinreichenden Anzeichen, um sie der Mitschuld bezüchtigen zu können, und jetzt handelte es sich darum, ob ihre Namen auch in der Anklageakte gehört werden sollten. Da dehnte königliche Milde sich auch über sie aus, in der Hoffnung, daß ihr zukünftiges Betragen die Vergangenheit vergessen machen werde; sie gedachte, wie diese Männer, obgleich in politischer Hinsicht verdammlich, ein anerkannt ehrenvolles Privatleben führten, und wollte also der Gesellschaft einen Schmerz ersparen, den sie sehr lebhaft gefühlt haben würde und ihren Familien großen Jammer. Auch die übrigen

Angeklagten, anstatt ihre Sache den Kriegsgerichten zu übeegeben, deren hastige und unerbittliche Justiz schnell mit einem Bluturtheile fertig ist, wurden vor das Gericht der Pairskammer gebracht, um von diesem mit der Mäßigung eines hohen politischen Gerichtshofes ihr Urtheil zu empfangen. So zeigte sich die königliche Gnade sogar dort, wo nur die strengste Gerechtigkeit gehandhabt werden sollte.

Vermöge jenes in den Gemüthern vorwaltenden und früher schon von uns erwähnten Natur-Gesetzes geschah es auch, daß Versuche zu individuellen Verbrechen gleichen Schritt hielten mit den Versuchen zu offenem Aufruhr. Die Herzogin von Berri hauptsächlich sah sich den Nachstellungen solcher vom Parteigeiste exaltirter Männer ausgesetzt. Der von ihr beweinte Gemahl hatte ihr vor ihrer Ankunft in Frankreich in einem seiner von uns angeführten Briefe gesagt: „Sie sind der Schrecken der Factionen!“ Jetzt war sie der Punkt geworden, auf welchen alle ihre Angriffe hinzielten, sie wußten, daß sie in ihrem Schooße die Zukunft des Hauses Bourbon trage.

In den ersten Monaten ihrer Schwangerschaft

wurde ein Mordschlag unter den Fenstern ihrer Gemächer losgebrannt. Man hoffte, der durch diese unvermuthete Detonation hervorgebrachte Schreck würde eine vorzeitige Geburt bei ihr veranlassen. Als die Herzogin von Berri aber das Losgehen des Mordschlages hörte, sagte sie höchst kaltblütig: „sie haben mich erschrecken wollen, dies soll ihnen jedoch nicht gelingen.“

Kurze Zeit darauf wurde ein abermaliger solcher Versuch gemacht; seit der letzten Explosion war jedoch die Polizei auf ihrer Huth. Einer ihrer mit Ueberwachung des Schlosses beauftragten Offizianten sah gegen Mitternacht einen Mann dem den Gemächern der Herzogin zunächst gelegenen Eingange zu schleichen und ein Paket hinlegen, an das er eine brennende Cigarre hielt. Polizei und Gendarmen stürzten sogleich über ihn her, während einer von ihm den Mordschlag aufhob und die schon brennende Lunte auslöschte. Der in den Tuilerien gerade den Dienst habende General verhörte den Schuldigen, der sich Gravier nannte. Nähere Untersuchung leitete auf die Entdeckung, daß dieser Mensch noch einen Mitschuldigen, Namens Bouton habe.

Mitten unter allen diesen Attentaten verlor die Herzogin von Berri nie ihr festes Vertrauen. Je näher sie dem Ziele ihrer Schwangerschaft kam, um so fester wurde ihre Zuversicht, daß sie mit einem Prinzen niederkommen würde. Gegen Anfang des Monats Mai hatte sie einen äußerst lebhaften Traum, den sie am andern Morgen beim Lever mehreren Personen ihres Hauses mittheilte. „In der verflossenen Nacht war ich im Elysium," erzählte sie, und führte meine beiden Kinder an der Hand, meine Tochter und einen kleinen Prinzen. Da erschien mir ganz deutlich der heilige Ludwig, und wollte mit seinem Königsmantel die Tochter umhüllen, ich aber reichte ihm den Sohn auch hin und nun umschlang der heilige König uns alle drei mit seinem Mantel, hat seinen Segen uns ertheilt und meinen Kindern Kronen aufgesetzt."

Diese in ihrem Herzen festgegründete Ahnung, die ihrem Verstande sogar fast eine Gewißheit geworden war, hielt sie in allen diesen Prüfungen aufrecht und gab ihr jenes feste Vertrauen, das durch nichts, was auch die Feinde des königl. Hauses während ihrer Schwangerschaft gegen sie unternehmen mochten, gestört werden konnte. Als

man ihr bei passender Gelegenheit bemerklich machte, wie beschwerlich es ihr fallen müsse, durch eine solche Menschenmenge hindurchzugehen, um ihre Spaziergänge auf der Wasserterrasse machen zu können und hinzusetzte, wie sie weit bequemer dieses Ziel ihrer Promenaden erreichen werde, wenn sie durch die vom Schlosse dorthin führenden Souterrains gehe, antwortete sie: „ich vermeide darum diesen Weg, weil man glauben könnte, ich hätte Furcht.“ Eben so hatte man sie nach der Nachricht von der Revolution in Neapel, als die erste augenblickliche Bestürzung vorüber war, sagen hören: „es ist allerdings ein höchst betrübter Vorfall, doch können sich die Ereignisse leicht ändern, und dann trage ich auch einen Sohn unter meinem Herzen, der den Thron meiner Familie in Neapel wohl wieder wird aufrichten können.“

Zu dieser Zeit bot Frankreich einen seltsamen Anblick dar. Auf der einen Seite stand eine Faction, die mit voller Kraft handelte und so schnell wie möglich das Haus Bourbon niederschmettern zu wollen schien, als habe sie gleichsam ein Ereigniß herannahen sehen, das alle ihre Machinationen über den Haufen werfen und auf unbestimmtere

Zeit das Ergebniß ihrer Umtriebe zurückdrücken würde. Hierher gehörten die Emeuten in den Kammern und auf den Straßen, die Kaserne-Komplotte, die haßerregenden öffentlichen Aufforderungen und Bekanntmachungen, die Mordversuche. Diesen revolutionären Agitationen gegenüber behauptete sich ein treues, ergebenes Frankreich, das voll Vertrauen auf eine von solchen Gefahren bedrohete Zukunft, obgleich jeder Tag neue Fall-Gruben unter ihren Füßen öffnete, mit voller Sicherheit ein Ereigniß erwartete, welches die göttliche Vorsehung den Enkeln des heiligen Ludwig verheißen zu haben schien.

Die Geburt eines Prinzen wurde beinah schon als eine in die Wirklichkeit übergegangene Begebenheit angesehen, während sie doch nur noch auf Hoffnungen beruhete. Ludwig XVIII. hatte angekündigt, daß, wenn die Herzogin von Berri mit einem Prinzen niederkommen würde, dieser den Namen eines Herzogs von Bordeaux führen sollte; sendeten nicht die Hallen dieser guten Stadt des Südens eine Deputation in den Tuilerien, um dem Könige für die ihrer Stadt erwiesene Ehre zu danken und die Herzogin von Berri zu beglückwünschen?

Mit anmuthigem Wohlwollen empfing die Prinzessin diese aus dem Volke hervorgegangene Deputation, die einen eben so guten Empfang bei den andern Gliedern der königlichen Familie fand. Die Anführerin derselben, Frau Aniche, hielt Anreden an den König und die Herzogin von Berri mit jener den südlichen Provinzen so eigenthümlichen, geistvollen Lebhaftigkeit. Die Damen der Halle von Bordeaux, die mit ihr bei der Prinzessin vorgelassen wurden, überbrachten ihr „oun brès“ (eine Wiege), reich verziert, und schrieen alle zumal: da bringen wir Etwas, um unsern Prinzen hineinzulegen; wir selbst wollen „sus pernos“ (seine Windeln) waschen, und unsere Männer müssen wachen, daß ihn die Jacobiner nicht am Schlafen hindern.“

Hätte die Prinzessin den inständigen Bitten dieser Bordeleser Deputation nachgeben wollen, so würde sie ihr Wochenbett in Bordeaux haben halten müssen. Die ehrlichen Frauen behaupteten unaufhörlich, daß sie in einer durch solche Unruhen aufgeregten Stadt nicht in Sicherheit wäre. Würde es doch auch ganz in der Ordnung gewesen seyn, wenn der junge Herzog in der Hauptstadt

seines Herzogthums zuerst das Licht der Welt erblickt hätte!

So herrschte fast überall das gleiche feste Vertrauen. Der Gedanke, daß die Vorsehung alle diese Hoffnungen vereiteln und die Wünsche eines ganzen Königreiches unerhört lassen könnte, kam Niemand in den Sinn. Während die Frauen von Bordeaux die Wiege darbrachten, in welcher das Kind ihrer Hoffnung ruhen sollte, langte von Béarn das Lied an, das Jeanne d'Albret im Augenblicke ihrer Niederkunft zu Ehren **de nouste Dame d'ou cap d'oü poun** *), zu Ehren Unserer Lieben

*) Der Lobgesang von Heinrichs Mutter lautet wie Béarner Patois und eine Uebersetzung, wie folgt:

Nouste Dame d'ou cap d'oü poun,
Adyudat-me a daquest' hore!
Pregats a daquest Dioü d'oü ceoü,
Qu'em bouille be delioüra leü,
D'u maynat qu'am hassio l'ou doun:
Touts d'inqu 'aü haut d'ous mounts l'implore.
Nouste Dame d'ou cap d'oü poun,
Adyadat-me a daquest hore.

Liebe Frau vom Brückenende,
Hilf mir jetzt zu dieser Stunde!
Bitt' zu Gott im Himmel droben,
Daß er bald mich lass' genesen
Eines Sohns, den er mir schenke.
Lass' nicht nach in deinen Flehen!
Liebe Frau vom Brückenende
Hilf mir jetzt zu dieser Stunde!

Frau von Brückenende, gesungen hatte, und dieser Sendung lag ein Knoblauchskopf bei, der Abkömmling von dem, mit welchem man die Lippen jenes andern Kindes des Béarner Hochlandes gerieben hatte, das sich zu Heinrich IV. ausbilden sollte. Eben so wenig war die Flasche mit Jurançon Wein gefüllt vergessen worden. In der Art und Weise, wie man bei dieser Gelegenheit immer wieder auf den Gedanken an Heinrich IV. zurückkam, lag wirklich etwas Auffallendes. Es schien, als ob alle Welt, die Einen aus Instinkt, die Andern aus Kenntniß der vorliegenden Verhältnisse, zu der Ansicht gekommen seyen, daß der Prinz, dessen Geburt man erwartete, bestimmt seyn dürfte, Bürgerkriege zu dämpfen, Hindernisse zu besiegen, Gefahren zu überstehen und schließlich eine Zeit der Unruhen und politischen Leidenschaften zu beendigen. Jedermann sah recht gut, auf welchem Wege Frankreich geholfen werden könne; die Geburt eines Heinrich IV. schien darum ganz Frankreich wahrscheinlich, weil es nothwendig des Genies eines Heinrichs IV. bedurfte.

Eilftes Buch.

Eilftes Buch.

Die Nacht des 29. Septembers. — Geburt des Herzogs von Bordeaux. — Der Marschall Herzog von Albufera ist als vom Könige berufener Zeuge dabei gegenwärtig. — Muth der Herzogin von Berri. — Die Nationalgardisten Lainé, Paigné, Dauphinot und Trionzon sehen das Kind, bevor es von der Mutter getrennt wird. — Die königliche Familie beglückwünscht die Prinzessin. — Der König schenkt seiner Nichte ein Diamanten-Bouquet. — Die Scene von Heinrich IV. Geburt wird in den Tuilerien wiederholt. — Die vier und zwanzig Kanonenschüsse. — Illumination des Hotels der Garden. — Die Rivolistraße um sechs Uhr Morgens. — Die Armee stattet dem Herzoge von Bordeaux den ersten Besuch ab. — Anreden mehrerer Soldaten. — Antworten der Herzogin. — Der Herzog von Orleans in den Tuilerein. — An das Volk gerichtete Worte des Königs. — Die Herzogin von Berri zeigt sich dem Volke mit ihrem Sohne in den Armen. Das beste schmerzstillende Mittel. — Austheilungen von Orden. — Gedichte. — Belohnungen. — Rede des päpstlichen Nuntius im Namen des diplomatischen Corps. — Das Kind von Europa. — Einige Antworten der Herzogin von Berri. — Ihr Schreiben an den König, um ihn für Gravier und Bouton um Gnade zu bitten.

Es darf die Behauptung aufgestellt werden, daß Frankreich während der ganzen Schwangerschaft

der Herzogin von Berri sich in einem Zustande von Gährung befand, und diese von uns geschilderte höchst aufgeregte Lage endigte sich erst mit dem 29. September. Bis zu diesem Tage hoffte die Revolution, die zwischen ihr und der Regierung obschwebende politische Streitfrage zu ihren Gunsten lösen zu können. Der 29. September that einen Machtspruch, das Schicksal hatte selbst zum Vortheile der Monarchie entschieden.

Der 28. September war angebrochen; alle Maasregeln waren getroffen und keine Vorsicht vergessen worden. Die Amme befand sich schon im Schlosse. Es war eine Madame Bayard, ein Name voll guter Vorbedeutung. Seit mehrern Nächten schlief der Herzog von Albufera, der vom Könige zum Zeugen bei der Geburt des von der Herzogin von Berri zur Welt zu bringenden Kindes erwählt worden war, in den Tuilerien. Die Prinzessin hatte beabsichtigt, ihr Wochenbette in ihrem Salon zu halten, und dabei das von Gerard gemalte Bild des ermordeten Herzogs über ihrem Haupte, und vor ihren Augen das Gemälde von Kinson zu haben. Inzwischen waren keine Anzeichen eingetreten, daß die Entbindung schon so

nahe bevorstehe. Am 28. September hatte der König noch Abends 9 Uhr bei Entlassung seines Hofstaates gesagt: „ich glaube nicht, daß die Frau Herzogin von Berri vor fünf bis sechs Tagen niederkommt.“

Frau von Bathaire, Erste Kammerfrau der Prinzessin und die Kammerfrau, Madame Bourgeois, hatten gegen halb zwei Uhr Morgens kaum die Prinzessin verlassen, als sie von ihr sich gerufen hörten: „Geschwind, Madame Bourgeois, geschwind; es ist kein Augenblick zu verlieren!“ Frau von Bathaire eilte, so sehr sie konnte, um den Doctor Deneux, die Herzogin von Reggio und die Vicomtesse von Gontaut herbei zu holen. Während ihrer Abwesenheit empfing Madame Bourgeois das Kind. Es war ein Prinz!

Als Doctor Deneux eintrat, waren die ersten Worte der Herzogin: „Herr Deneux, wir haben einen Prinzen. Ich befinde mich wohl; sorgen Sie nicht für mich, sondern für meinen Sohn. Es ist doch keine Gefahr vorhanden, wenn wir ihn in diesem Zustande noch lassen?“

Der Arzt antwortete: „Das Kind ist sehr stark; es athmet frei und ist so wohl, daß es

nöthigenfalls vor einer ganzen Stunde nicht von Ihnen genommen zu werden braucht.“

„Nun, denn lassen Sie es so,“ entgegnete die Prinzessin. „Ich will, daß man meinen Sohn noch mit mir vereinigt sehen soll, und daß er folglich gewiß mein eignes Kind ist.“

Sie verlangte nun Zeugen herbei zu rufen. Ein Gardist von Monsieur wurde hereingelassen. „Sie dürfen nicht Zeuge seyn,“ sprach die Prinzessin, „Sie gehören zum Hause. Man soll Nationalgardisten holen!“ Während sie dieses sagte, traten die Herzogin von Reggio und die Vicomtesse Gontaut ein. „Es ist ein Heinrich!“ rief ihnen die Prinzessin entgegen.

Nun wurden die Nationalgardisten von der 9. Legion, Lainé, Paigné, Dauphinot und Trionzon-Sadony hereingebracht. „Sie sind Zeugen meine Herren,“ sprach die Herzogin zu ihnen, „daß es ein Prinz ist. Sehen Sie, er ist noch nicht von seiner Mutter genommen.“ Dasselbe sagte sie zum Herzoge von Albufera, der einige Minuten später eintrat. Und erst, als er sich mit eigenen Augen, von dem, was die Prinzessin gesprochen, überzeugt hatte, trennte Doctor Deneux das Kind von ihr.

Der Marschall konnte sich nicht enthalten, laut seine Bewunderung auszudrücken, die ihm ein so seltner Muth einflößte.

Inzwischen war die königliche Familie angelangt. Diese Freude, die ihr endlich nach so vielem Schmerze und Jammer wurde, hatte sie beinahe trunken gemacht, denn stark gegen Unglück, war sie auf glückliche Ereignisse nicht vorbereitet, und nicht gewohnt Glück zu ertragen. Monsieur, Madame, der Herzog von Angoulême beglückwünschten die Prinzessin und gegenseitig sich selbst, als man den König ankündigte.

„Gott sey gelobt!“ rief er, „Sie haben einen Sohn!“ und hiermit übergab er seiner Nichte ein kostbares Diamantenbouquet und sprach: „Dies ist für Sie, und dies für mich!“ Mit diesen Worten schloß der ehrwürdige König das Kind in seine Arme, durch welches sein Geschlecht fortleben sollte. Dann ließ er sich den Knoblauch reichen und den Jurangon Wein, und weihete den Neugebornen dadurch zu einem zweiten Heinrich IV. ein, daß er seine Lippen mit dem einen rieb, und sie mit einigen Tropfen vom andern benetzte. Gut hielt das Kind die Probe aus und zuckte

nicht vor der Knoblauchs-Zehe des Béarners. „Sire," sprach die Herzogin von Berri, „wüßte ich nur die Melodie zu dem Liede der guten Jeanne d'Albret, damit Alles so wäre, wie bei der Geburt Heinrichs IV."

Wahre und tiefe Rührung ergriff Paris, als man die vier und zwanzig Kanonenschüsse vernahm, welche die Geburt eines Prinzen ankündigten. Der finstern Nacht des 13. Februars gegenüber, erschien nun die Nacht des 29. Septembers, strahlend in ihrer Freudenwonne. Hatte die Erste Frankreich in Trauer gestürzt und das Haus Bourbon mit nahem Ende bedroht, so verbreitete die Zweite überall Jubel und zündete von Neuem die große Fackel an, die dem Erlöschen nahe schien, als sie acht Jahrhunderte hindurch allem Glücke Frankreichs geleuchtet hatte. Die Wiege des 29. Septembers gab wieder, was das Grab des 13. Februars für immer verschlungen zu haben schien.

Als der Donner der Kanonen der Hauptstadt verkündete, daß ein Kind geboren worden sey dem kriegerischen Geschlechte, dessen starkes Schwerdt für Frankreich nach und nach einen schönen Platz

auf Europa's Charte errungen hatte, da sah man zu gleicher Zeit an mehrern Stellen der großen Stadt die Nacht sich gleichsam wie von selbst erhellen. Es waren die Kasernen, welche die Geburt eines neuen Soldaten feierten. Die Armee begrüßte zuerst festlich den jungen Prinzen bei seinem Eintritte in das Leben. Sie wußte ja, daß mit der Geburt eines Bourbons stets auch Siege geboren wurden!

So war es Morgens sechs Uhr geworden. Schon standen zahlreiche Gruppen unter den Fenstern der Herzogin von Berri. Die königliche Familie bildete an diesem Tage mit Frankreich nur eine einzige Familie; von Zeit zu Zeit zeigte man der versammelten Menge den Neugebornen an den Fenstern, hinter denen man eine im weißen Nachtgewande gekleidete Gestalt hin und her gehen sah, und dies war die Herzogin von Angoulême, denn diesmal war die ganze Familie vom Glück im Schlafe ebenso überrascht worden, wie erst vor Kurzem jene blutige Catastrophe sie überfallen hatte, und nach der Nacht des Jammers war nun die Nacht der Freude gekommen. Die Rivolistraße bot ein seltnes Schauspiel dar. Unbe-

kannte traten ganz bekannt einander entgegen; halbbekleidet war hier die ganze Stadt versammelt, und glaubte unter den Fenstern jenes Apartements, das Frankreichs Zukunft enthielt, noch fortzuträumen. Es war mit einem Worte einer jener seltnen Tage, wo die Völker wirklich Völker sind, weil ein einziger Gedanke ihren Kopf, ein einziges Gefühl ihr Herz erfüllt. National-Einigkeit, jene so bewunderte Fiction, war an diesem Tage in die Wirklichkeit übergetreten; nur ein einziger Gedanke herrschte in jedem Einzelnen und in Allen zusammen vor.

Auf Befehl der Herzogin von Berri wurde Allem, was Militär war, der Zutritt in ihr Gemach verstattet. Es galt ja den Sohn Heinrichs IV. und Ludwigs XIV. zu besuchen, sollte folglich der kriegerische Ruhm hier nicht den Vortritt haben?

Hier fielen manche rührende Worte, und zwar Worte von Kriegern, die einer Wiege von guter Vorbedeutung sind.

„Gesegnet sey mir," sprach ein alter Grenadier, „ich nehme eine neue sechsjährige Kapitulation!" Er hatte als Vendéer unter Lescure und Cathelineau gedient.

Ein mit Narben bedeckter und mit drei Chevrons gezierter Soldat rief traurig aus: „O Prinz! warum muß ich schon so alt seyn! Ich werde nicht mehr unter Deinen Befehlen dienen können!“

Die Herzogin von Angoulême tröstete ihn: „beruhige Dich, Alter! er wird früh genug anfangen.“

„Der Kleine hier, ist das Kind der Armee,“ meinte ein Anderer; „mitten unter Säbeln und Grenadier-Mützen ist er zur Welt gekommen und mein Hauptmann ist seine erste Wiegenfrau gewesen.“

Schon um fünf Uhr Morgens hatte der König seiner guten Stadt, nemlich dem Präfecten der Seine und den zwölf Maires, das ihm vom Himmel verliehene Glück mitgetheilt. „Sehr Theure und Vielgeliebte!“ hieß es in der Botschaft, „die Geburt eines Prinzen, mit dem Uns Unsere vielgeliebte Nichte, die Herzogin von Berri beschenkt hat, ist ein mit Unserm Flehen und mit den Gebeten Unserer Unterthanen so übereinstimmendes Ereigniß, daß wir des festen Glaubens sind, mit Mittheilung dieser frohen Nachricht nicht genug eilen zu können, um ihrer Liebe zu Uns

und zu dem Besten des Staates neue Nahrung zu geben.“

Gegen zehn Uhr kamen die Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt, unter denen man auch die gesammte Familie Orleans bemerkte, um der Herzogin von Berri ihre Glückwünsche darzubringen. Um eilf Uhr war großer Empfang in den Sälen der Tuilerien, in denen die Menschenmenge so groß war, daß der König kaum durch die enggedrängten Reihen kommen konnte, um sich in die Kapelle zu begeben, wo er vereint mit der ganzen königlichen Familie der Vorsehung für dieses dankwürdige Ereigniß seinen gerührtesten Dank darlegen wollte. Als er aus der Messe kam, zeigte sich der König, von der Familie umgeben, auf dem in den Garten hinausgehenden Balkon. Die Tuilerien verschwanden unter der sie erfüllenden Menge; allgemeiner Freudenjubel ertönte beim Anblick des Königs. Da gab er ein Zeichen, daß er reden wolle. „Meine Freunde,“ sprach er, als plötzlich tiefe Stille ringsum entstanden war, „Eure Freude vertausendfacht die Meinige. Uns allen ist ein Kind geboren worden. Dies Kind wird einst Euer Vater werden, es

wird Euch lieben, wie ich Euch liebe, wie alle meine Angehörigen Euch lieben!“

Am Nachmittage wollte die Herzogin aufstehen, um ihren Sohn dem Volke zu zeigen, und große Mühe kostete es den Aerzten, sie von diesem Entschlusse abzubringen. Im Mutterherzen wohnen prophetische Ahnungen. So schien auch sie die Nothwendigkeit zu fühlen, die arme Waise, welcher der Dolch des 13. Februars seinen besten Schutz geraubt hatte, vom ganzen Volke adoptiren zu lassen. Hierdurch glaubte sie zwischen ihrem Sohne und der Nation einen Vertrag abzuschließen, der viel fester sey, als solche, an deren Ende man hohe und mächtige Unterschriften und Siegel findet. Als sie sich gezwungen sah, den inständigen Bitten ihrer Umgebung ihren Vorsatz aufzuopfern, so verlangte sie wenigstens, daß man ihr Bett zum Fenster rolle, und so sich halb aufrichtend, zeigte sie sich, mit ihrem Sohne in den Armen, dem unter ihrem Fenster sich drängenden Volke. Bei diesem Anblicke stieg die Begeisterung auf den höchsten Grad. Noch zweimal wollte sie diese Scene erneuern und fand die ihr dazu mangelnden Kräfte in ihrem Muthe und in ihrer

Freude. Als sie bei der letzten dieser Anstrengungen eine Art von Ohnmacht anwandelte, reichte man ihr einen besänftigenden Trank. „Dank," sprach sie und grüßte die Menge, deren Jubel bis zu ihr hinaufstieg; „Dank! das Freudengeschrei da unten ist das beste Stärkungsmittel!"

Der Ausdruck der Freude war eben so lebendig und so allgemein, als die Freude in Paris und in allen Städten des Reichs selbst. Die Herzogin von Berri zeigte sich in ihrem Glücke eben so groß als sie sich erhaben in ihrem Unglücke benommen hatte. Wir wollen hier nicht die Adressen und die officiellen Glückwünsche aufführen, die nur zu oft nichts weiter sind als Denkmale von Kriecherei derjenigen, die sie darbringen, und Beweise von Leichtgläubigkeit derer, die sie annehmen, eine Art von auf Politik zum Vortheil der gerade am Ruder stehenden Macht ausgestellter Wechsel, die aber vom Undank aus den Händen der gefallenen Macht nicht eingelöst werden. Bei der jetzigen Gelegenheit vernahm man aber Worte und sah Handlungen, die ganz andern Sinn und besseres Gewicht hatten.

Der König theilte eine Menge Ordensbänder

aus und machte in seinen Geschenken keinen Unterschied unter alten oder neuen Illustrationen, denn Ludwig XVIII. feierte die Geburt eines Prinzen, der bestimmt war eine Zeit der Unruhen und Spaltungen zu endigen, dadurch, daß er Angesichts seiner Wiege durch einen feierlichen Akt bewies, wie er keinen Unterschied in Belohnung des errungenen Ruhmes zu machen gesonnen sey*).

---

*) In den Diplomen, welche den Orden beigefügt waren, wurde auch stets die Geburt des Prinzen erwähnt. Dichter und Chansonniers feierten dies denkwürdige Ereigniß und erhielten von der Herzogin von Reggio Namens der Herzogin von Berri Ehrenmedaillen. So Victor Hugo, Méry-Janin, Michelet, Gentil und Andere. Alissan de Chazet hatte schon aus derselben Hand von der gleichen Quelle eine goldne Medaille mit dem Bilde des Herzogs von Berri empfangen und zwar als Zeichen der hohen Zufriedenheit, mit welcher die Prinzessin seine ihr dedicirte Eloge historique auf ihren verstorbenen Gemahl gelesen hatte. Folgendes Schreiben lag dem Geschenke bei: „Ich habe schon früher die Ehre gehabt Ihnen zu sagen, wie sehr die Prinzessin durch die Gefühle gerührt worden ist, die Sie zu der ihr geweiheten Arbeit begeisterte. Jetzt ist mir der Auftrag geworden, Ihnen den Dank Ihrer königlichen

Als der päpstliche Nuntius, der im Namen des diplomatischen Corps das Wort führte, dem Könige seine Glückwünsche brachte, sagte er unter anderm, auf den Herzog von Bordeaux deutend: „Hier ist das große Geschenk, das Gottes gnädigste Vorsehung der väterlichen Liebe Ew. königlichen Majestät verliehen hat. Dies Kind der Schmerzen und der betrübtesten Erinnerungen ist auch das Kind Europa's. Es ist der Vorbote und der Bürge des Friedens und der Ruhe, die solchen gewaltigen Stürmen folgen müssen."

Diese Phrase war sehr bemerkenswerth. Das

Hoheit dafür auszudrücken. Sie haben Ihre Erwartungen nicht übertroffen, denn Sie wußte wohl, daß Sie mit Gemüth und Zartheit diesen Gegenstand behandeln würden; Sie haben aber noch überdieß Ihre Wünsche erfüllt. Beim Nachdenken über das Andenken, das Sie Ihnen dafür senden wollte, kam die Prinzessin auf den Gedanken, in dem Bilde des Prinzen das Ihnen angenehmste Geschenk gefunden zu haben, und damit dieser Beweis Ihrer Zufriedenheit keiner Zerstörung unterworfen seyn möge, hat Ihre königliche Hoheit die beiliegende Medaille für Sie prägen lassen.

Empfangen Sie u. s. w.

Die Marschallin, Herzogin von Reggio."

diplomatische Corps fühlte, daß das Haus Bourbon nicht nur den Frieden Frankreichs, sondern auch den Frieden der Welt sichere. Dies schwache Kind war ein großes Princip. Die jüngere Linie, deren Namen mit blutigen Erinnerungen in die Revolution gemischt war, verhieß weder Frankreich noch denen dasselbe umgebenden monarchisch-regierten Ländern dieselben Bürgschaften der Stabilität. Man wußte, daß dieses Frankreich zu mächtig sey, als daß nicht jede dasselbe erschütternde revolutionäre Krisis ringsumher die Throne Erdbeben gleich erzittern machen müsse, und daß folglich die größten Monarchen gleichsam ihre Kronen dem Schutze dieser Wiege anvertrauen würden. Alle Schreiben der Souveraine drückten denselben Gedanken aus. Kaiser Alexander schrieb dem Könige von Frankreich: „Die Geburt des Herzogs von Bordeaux betrachte ich als ein für den Frieden Europa's höchst glückliches Ereigniß, das überdies wohlverdienten Trost in den Schooß Ihrer Familie bringt. Ich bitte Ew. Majestät zu glauben, daß ich den Titel, Kind Europas, mit dem man den Herzog von Bordeaux begrüßt hat, als vollkommen gut gewählt anerkenne.“

Als die Herzogin von Berri von den Anstrengungen dieses Tages der Leiden und des Glückes wieder hergestellt war, empfing auch sie die Deputationen und Glückwünsche Frankreichs und Europa's. Ihre Antworten waren einfach, natürlich und würdevoll. So antwortete sie dem Herrn von Chabrol, der sie im Namen der Municipal-Behörden becomplimentirte; „ich bin sehr gerührt von den Gesinnungen, die Sie mir im Namen der Magistrate der Stadt Paris ausdrücken; dieß Kind ist unter Ihnen geboren worden, möge es Ihnen auch theuer seyn! Die von den Franzosen bei dessen Geburt bewiesene Freude hat mir die einzige Linderung gewährt, die ich in meinem Schmerze empfand.“

Dem diplomatischen Corps entgegnete sie: „Ich danke den Souverainen für die Gefühle, die mir von Ihnen ausgedrückt worden sind. Stolz bin ich auf den Titel, den Sie meinem Sohne ertheilt haben, „Europa's Kind!“ Als sie den Ministerrath empfing, antwortete sie: „Sehr gern sehe ich Sie bei mir, meine Herrn, um Ihnen zu sagen, wie dankbar ich Ihnen für die an meinen Leiden genommene Theilnahme bin. Der

Himmel hat Erbarmen mit mir gehabt. Sehen Sie hier meinen Sohn. Ich empfehle ihn Frankreich und Ihnen meine Herren. Für mich wird es die angenehmste Pflicht seyn, ihn Frankreichs und der Gefühle würdig zu machen, die allgemein bei seiner Geburt laut wurden."

Ein letzter Schritt setzte dem ganzen Benehmen, welches die Herzogin bei dieser Gelegenheit beobachtet hatte, die Krone auf. Bouton und Gravier, die, wie wir gesehen haben, eines Attentats auf ihre Person sich schuldig gemacht hatten, waren von den Assisen zum Tode verurtheilt worden. Die Prinzessin bat und erhielt ihre Begnadigung durch folgenden an Ludwig XVIII. gerichteten Brief.

„Weil mir heute nicht das Glück zu Theil wird, Ew. Majestät sehen zu können, so schreibe ich an Sie, um für zwei Unglückliche Gnade zu erbitten, die gestern zum Tode verurtheilt wurden, wegen eines gegen meine Person gerichteten Attentats. Ich würde in Verzweiflung gerathen, müßten Franzosen meinetwegen sterben. Der Engel, den ich beweine, bat sterbend für seinen Mörder um Gnade. Er war meines Lebens Führer, gestatten Sie daher auch mir, mein

Oheim, ihn nachzuahmen, und Ew. Majestät um das Leben beider Unglücklichen zu bitten. Das erhabene Beispiel des Königs hat uns an Milde gewöhnt, möge Er demnach gestatten, daß die ersten Momente des Daseyns meines Heinrichs, meines theuern Sohnes, Ihres Sohnes, Frankreichs Sohnes, durch einen Gnadenakt bezeichnet werde! Verzeihung, theuerster Oheim, wenn ich es wage, Ihnen frei mein Herz zu öffnen, Ihre nachsichtsvolle Güte hat mich aber bei allen Gelegenheiten dazu ermuthigt. Ich flehe Sie an, meine Kühnheit mir zu verzeihen und eben so sehr an die tiefe Achtung, als an die Gefühle zu glauben, mit denen ich bin

Ew. Majestät

unterthänigste, treugehorsamste Nichte

Karoline."

Das war ein schöner Commentar zu dem schönen auf dem Sterbebette am 13. Februar gesprochnen Worte: „Sire! Gnade für den Menschen!"

Zwölftes Buch.

Zwölftes Buch.

Politische Folgen der Geburt des Herzogs von Bordeaux. — Im Morning Chronicle eingerückte Protestation. — Der Herzog von Orleans in den Tuilerien. — An den Herzog von Albufera gestellte Frage dieses Prinzen. — Die Feinde des Hauses Bourbon werden in der constitutionellen Sphäre besiegt. — Wirkung, die durch das Benehmen der Herzogin von Berri hervorgebracht wird. — Neue Stellung der Dynastie. — Günstige Wendung für die Restauration. — Lamartine und Victor Hugo feiern die Geburt des Herzogs von Bordeaux. — Der Hofstaat des Herzogs von Berri geht auf seinen Sohn über. — Dessen Taufe. — Ceremonien und Feste. — Wohlthätigkeit. — Die beiden Namen des Herzogs von Bordeaux. — Nachrichten von Napoleons Tode. — Würdiges Benehmen der königlichen Familie. — General Rapp. — Chambord. — Entstehung der Subscription. — Ursache, warum man sie im Schlosse nicht gern sah. — Die Herzogin ist selbst im Irrthum. — Ihr Zusammentreffen mit Jemand, der von Chambord kommt und ihre Ansichten berichtigt. — Chambord und die kolossale Lilie. — Chambord und seine verschiedenen Bewohner. — Es wird im Namen des Herzogs von Bordeaux erkauft. — Franz I., Ludwig XIV. — Adresse der Stadt Caen.

Die Geburt des Herzogs von Bordeaux mußte nothwendig von den wichtigsten Folgen begleitet

seyn. Es war begreiflich, daß die durch diese Geburt verwundeten Leidenschaften und gänzlich vernichteten Berechnungen höchst ungern ein solches entscheidendes Ereigniß sahen, das für lange Zeit die Krone auf dem Haupte der Bourbons zu befestigen schien. Gegen bösen und übelwollenden Unglauben liefert aber die Geschichte keinen genügenden Beweis, denn bei ihm ist es Grundsatz, Alles, was ihm schädlich seyn könnte, zu bezweifeln. Die königliche Geburt des Herzogs von Bordeaux, der während einer vollen Stunde nicht von seiner Mutter genommen wurde und zwar überdies vor den Augen mehrerer aus der Nationalgarde und aus allen Klassen der Gesellschaft genommener Zeugen, ist sicher die allerbewiesenste Thatsache der neuern Geschichte. Aber Leidenschaften sind blind, und Blinde leugnen das Daseyn der Sonne.

Im Morning Chronicle erschien eine Protestation, in welcher behauptet wurde, in der Nacht des 29. Septembers sey eine Kinderunterschiebung vorgenommen worden. Von einigen Personen wurde diese Protestation dem Herzoge von Orleans zugeschrieben. Sobald die englische Zeitung in Paris angekommen war, begab sich

daher der Herzog in höchster Eil in die Tuilerien. Der König empfing ihn streng, der Herzog vertheidigte sich jedoch mit solcher Wärme gegen jeden Verdacht einer entehrenden Theilnahme an der Veröffentlichung dieses verächtlichen Artikels, daß der König vollkommen von der Aufrichtigkeit seiner Worte überzeugt werden mußte. Der Herzog von Orleans wußte recht gut, was er von der Fabel jener Kinderverwechslung zu halten habe. Schon am Tage der Geburt des Herzogs von Bordeaux hatte der Herzog von Orleans beim Herzog von Albufera einen Schritt gethan, der ihm allen und jeden Zweifel benommen haben mußte.

„Herr Marschall," hatte er ihn gefragt, „ich kenne Ihre Rechtlichkeit. Sie haben als Zeuge der Niederkunft der Herzogin von Berri beigewohnt, ist sie wirklich die Mutter eines Prinzen?"

„Eben so gewiß," antwortete der Marschall, „als Ew. Durchlaucht der Vater des Herzogs von Chartres sind."

„Dies genügt mir vollkommen, Herr Marschall." Das war das Ende einer Unterredung, nach welcher der Herzog von Orleans seiner Nichte

seine Glückwünsche darbringen durfte, die nächst dem Verdienste sehr eifrig und feurig zu seyn, wahrscheinlich auch noch den Vorzug besaßen, aus aufrichtigem Herzen zu kommen.

Die Geburt des Herzogs von Bordeaux war, wie wir schon gesagt haben, gewiß ein sehr wichtiges Ereigniß. Dies Kind, in welchem das Haus Bourbon und dessen Anhänger eine schöne Zukunft erblickten, begann seine Existenz damit, daß es die Gegenwart von einem nahe bevorstehenden Sturz bewahrte. Die zehn Jahre, welche noch von der Restauration durchlebt wurden, fanden ihren Ursprung in dieser Wiege. Auch in constitutioneller Hinsicht wurden die feindlichen Meinungen besiegt, denn jetzt gab es eine monarchische Kammer und ein royalistisches Kabinet. Bekanntlich war der etwas später erfolgte Eintritt Villéle's in dasselbe die Folge einer politischen Bewegung, zu welcher die Geburt des Herzogs von Bordeaux den Anstoß gegeben hatte. Um diese Zeit ging in Frankreich eine gewaltige Aenderung in der allgemeinen Stimmung vor. Der Tod des Vaters hatte die Gemüther gerührt und betroffen gemacht, die Geburt des Sohnes vollendete die Umwandlung

der öffentlichen Meinung zu Gunsten der regierenden Dynastie. Nach solchem Unglück lächelte endlich ein glücklicher Schimmer dem Hause Bourbon, und wirklich schien etwas Magisches in diesem Glück zu liegen.

Uebrigens muß auch zugestanden werden, daß in dem von der Herzogin von Berri in der Schreckensnacht des 13. Februars an den Tag gelegten Muth, in ihrem Benehmen am 29. September, in der mütterlichen Kraft, mit der sie so viel gelitten hatte, nur um die rechtmäßige Geburt ihres Sohnes gegen alle Angriffe zu sichern, in der neuen Lage dieser alten Dynastie, die in die Vergangenheit zurückkehrend nur ein schwaches Weib und ein Kind hinter sich ließ, daß in allen diesen Verhältnissen etwas lag, das äußerst lebhaft auf die Gemüther wirkte und eine allgemeine Begeisterung hervorbrachte.

Gelingt es den natürlichen Gefühlen, sich Bahn zu brechen in das Gebiet der Politik, so üben sie in ihm einen großen Einfluß aus. So haben wir in der französischen Geschichte ruhmvolle und geachtete Regentschaften mitten in leidenschaftlich aufgeregten Zeiten gesehen. Man würde mit einigem

Rechte behaupten können, das von seinem langen Daseyn ermüdete monarchische Prinzip bedürfte hin und wieder den Arm eines Weibes zur Stütze. Mütter begreifen am Besten die Mutter und Kinder bewundern sie, auch findet man Beispiele, daß Frauen das Vaterland gerettet und das Glück des Staates wieder hergestellt haben. Etwas Aehnliches ereignete sich zu dieser Zeit. Der Herzogin von Berri war es gelungen, durch ihre Jugend auch eine Sache zu verjüngen, die man als veraltet und abgestorben betrachtete, und man würde nicht Unrecht zu der Behauptung gehabt haben, daß alle Stürme vor jenem Sinnbilde sich legen, das stets beim Geiste und Gemüthe der Völker Anklang gefunden hat, nämlich vor dem Bilde einer liebevoll über eine Wiege gebeugten Frau.

Hierzu muß man noch fügen, daß die Restauration, stets gewohnt, Leiden und Jammer an ihrem Glück theilnehmen zu lassen, die Geburt des Herzogs von Bordeaux zum Vorwande genommen hatte, um unzählbare Wohlthaten zu spenden. Der König, Monsieur, die Herzogin von Berri, alle Prinzen hatten auf diese Weise das glückliche Ereigniß des 29. Septembers gefeiert.

Von der ältern Linie der Bourbons gilt das schöne Wort, das Bossuet von Henrietten von England sprach: „sie glaubte dasjenige zu verlieren, was sie nicht wegschenkte.“

Man schien folglich eine neue Laufbahn zu beginnen. Ein Journal (das Journal des Debats), das dem ältern Zweige des Hauses der Bourbons ganz ergeben war, sprach also nur im Namen einer unermeßlichen Majorität, als es bei Gelegenheit der Geburt des Herzogs von Bordeaux sagte: „mögest Du liebliches Kind! Du Gegenstand so großer Liebe und so vieler Wünsche, einst alle vortrefflichen Eigenschaften Deines Vaters, seine Güte, seine Wohlthätigkeit, seine Leutseligkeit erben! Möge Dir aber auch eine glücklichere Zukunft lächeln! Du erscheinst in unsern politischen Stürmen, wie jener Stern als letztes Hoffnungs-Zeichen dem vom Sturme herumgepeitschten Seefahrer sich zeigt. Mögen alle Kräfte der Wohldenkenden sich um Deine Wiege sammeln! Und mögen alle Anstrengungen der Bösen an dieser geheiligten Wiege scheitern! Wachse und gedeihe, um den Tugenden der edeln Familie nachzustreben, in deren Schooße Du lebst! Wachse und gedeihe

zum Troste und zur Freude Deiner Mutter, die Dich in Schmerzen empfangen hat! Wachse und gedeihe zum Glücke eines Volkes, von dem Du mit Jubel aufgenommen worden bist!“

Alle Welt schien diesem im royalistischen Sinne gegebenen Impulse zu folgen. Die Societät der schönen Wissenschaften, die des hohen Schutzes der königlichen Familie genoß und die zu dieser Zeit in vollem Glanze strahlte, breitete allen Reichthum und alle Hoffnungen der hier versammelten Literatur aus. Chateaubriand hätte diese Gesellschaft mit dem Ruhme seines Namens bedeckt; Lamartine, Victor Hugo, Soumet, Ancelot waren nach ihm ihr beigetreten, und Villemain versprach dem auch in ihr errichteten Lehrstuhle der Beredsamkeit den Beistand seines geistreichen und fließenden Wortes. Da sah man auch, wie Lacretelle eine glänzende, ihn zu hören herbeigeströmte Versammlung durch seinen glühenden Royalismus zu Thränen rührte.

Die Herzogin von Berri durfte für ihren Sohn keinen neuen Hofstaat bilden. Am 14. Februar hatte Monsieur allen zum Hause des Herzogs von Berri gehörenden Angestellten das Versprechen

ertheilt, daß sie, wenn die Herzogin mit einem Sohne niederkommen würde, ihre Anstellungen in dessen Hause beibehalten sollten. Am 29. September ließ sie der Prinz in seinem Kabinette zusammenkommen und sprach: „mit großem Vergnügen meine Herren, zeige ich Ihnen an, daß Sie von jetzt an in den Diensten des Herzogs von Bordeaux stehen. Ich bin überzeugt, daß Sie dem Sohne eben solche zarte Anhänglichkeit widmen werden, wie dem Vater.“ Graf Nantouillet, an den der Vater seine letzten Worte gerichtet hatte, wurde Erster Kavalier des Sohnes; Frau von Gontaut behielt ihren Titel als Gouvernante der Kinder von Frankreich, und übernahm die darauf bezüglichen Dienstleistungen beim jungen Prinzen.

Die feierliche Taufe des Herzogs von Bordeaux und die Feste, mit denen seine Geburt gefeiert werden sollten, waren vom Könige bis zum Mai des folgenden Jahrs verschoben worden. Er liebte diesen Monat, denn in ihm jährte sich sein Einzug in Frankreich und fast wollte es den Anschein haben, als halte die königliche Familie durch die Geburt dieses Wunderkindes, das die Vorsehung ihr zum

Troste ihres Jammers und zur Erneuerung des königlichen, durch das Mordmesser des 13. Februars gefällten, Stammes gesendet hatte, einen neuen Einzug in den Pallast ihrer Väter und in das Land ihrer Ahnherren.

Die bei der Taufe in Notre Dame entwickelte Pracht war anstaunenswürdig. Die ganze Familie zu Gott um Segen für ihren jüngsten und letzten Sprößling, für diese schwache, einem Grabe entsprossene Hoffnung, flehen zu sehen, gewährte ein großes und erhabenes Schauspiel. Voll von mütterlicher Freude und stolz auf die große Zukunft, die Frankreich und Europa ihrem Sohne verhießen, wohnte die Herzogin von Berri nebst der gesammten königlichen Familie der Feierlichkeit bei. Die königlichen Hoheiten, Monsieur, Graf von Artois, und Madame, Herzogin von Angoulême hielten den jungen Prinzen über die Taufe und vertraten den König und die Kronprinzessin beider Sicilien. Die Taufe selbst fand am 1. Mai 1821 statt.

Die zu Ehren dieser Taufe veranstalteten Festlichkeiten waren äußerst glänzend. In der Armee gab es zahlreiche Beförderungen. Das Marsfeld sah eine prachtvolle Heerschau; am Abend gab die

Stadt Paris der Herzogin von Berri ein brillantes Fest, das von ihr und der ganzen königlichen Familie mit Ausnahme des Königs, den der schlechte Zustand seiner Gesundheit daran verhinderte, mit ihrer Gegenwart beehrt wurde. Ausgesteuerte Waisen, unterstützte Arme, befreiete Gefangene, vollendeten die Freuden dieses Tages. Die Herzogin von Berri hatte ihre während der kurzen Jahre ihrer Ehe erworbenen wohlthätigen Gewohnheiten auch jetzt beibehalten. So oft ihr der Himmel irgend ein Glück zusendete, so theilte sie es mit den Leidenden; auch hatte sie in ihrem Ausgabe-Budget jene Rubrik fortführen lassen, welche die Ausgaben für die Armen während Lebzeiten ihres verstorbenen Gemahls enthielt. Die Armen beweinten den Herzog von Berri, empfanden aber nicht seinen Abgang.

Der junge Prinz empfing den Namen Heinrich Dieudonné. Der Zweite dieser beiden Namen war der religiöse Ausdruck des die Nation belebenden Dankgefühls, der Erste deutete auf seine politischen Hoffnungen.

Wenige Monate nach der Taufe des Herzogs von Bordeaux langte eine große Nachricht in

Europa an; Napoleon war todt*)! Bemerkenswerthes Zusammentreffen dieses, jener Geburt so nahen Todtfalles, und dieses Grabes, das auf St. Helenas Felsen sich öffnete, während die so große Hoffnungen erregende Wiege in den Tuilerien erschien! Fast wollte es den Anschein haben, als sollte das Zusammenfallen dieser beiden Begebenheiten der Welt den Beweis liefern, daß Principien einer Gesellschaft viel stärker sind als das Genie eines einzelnen Mannes, weil Principien, gleich der Sonne, nach jedem Untergange, eine neue Morgenröthe aufsteigen sehen, während das Genie als ein ephemeres Gestirn nur einen einzigen Auf- und einen einzigen Untergang hat.

Die königliche Familie zeigte einen sehr schicklichen Ernst, als sie den Tod eines Mannes vernahm, der ihre Verbannung so viele Jahre verlängert hatte und dessen Name noch jetzt allen Verschwörungen zum Feldzeichen diente. Sie überließ sich keiner rohen Freude und achtete die fromme Trauer der alten Waffengenossen des

*) Die Nachricht von Napoleons Tod kam am 5. Julius in Paris an.

großen Feldherrn, der so eben unter den tosenden Wogen des Oceans ein so unruhiges und sturmbewegtes Leben geendigt hatte. General Rapp, der Dienst im Schlosse hatte, verhehlte keineswegs seinen Schmerz. Der König erzählte selbst, daß er in seiner Gegenwart seine Augen thränenfeucht gesehen habe. „Als er heute zu mir kam,“ setzte er hinzu, „sagte ich ihm, daß sein Benehmen bei dieser Gelegenheit mir neue Bürgschaft sey, für seine Anhänglichkeit.“

Unter den Thatsachen, welche den durch die Geburt des Herzogs von Bordeaux in Hinsicht der royalistischen Meinungen hervorgebrachten Impuls beurkunden, tritt besonders eine hervor, welche wir aufgespart haben, um ihrer besonders zu erwähnen, und dies ist die Erwerbung von Chambord.

Wenige Tage waren seit der Geburt Heinrichs Dieudonné verflossen, als von Herrn von Calonne, einem ehemaligen Offiziere und Fourrier des Logis des königlichen Hauses der Vorschlag ausging, im Namen aller Gemeinden des Königreiches dem königlichen Kinde mit der Domaine Chambord ein Geschenk zu machen.

„In dem Augenblicke," schrieb er, wo Se. königl. Hoheit, der Herzog von Bordeaux, der Sohn Frankreichs, in der ihm von der getreuen Stadt des 12. März dargebrachten Wiege ruht, schlage ich vor, daß das Schloß und die Herrschaft Chambord, das einzige aus Franz I. Zeiten noch vollständig erhaltene Denkmal, im Namen der vierzig tausend Gemeinden des Königreiches angekauft, und daß dieses einzige dem revolutionären Vandalismus entgangene Schloß von jetzt an den Namen des Prinzen, dieses Gegenstandes unserer theuersten Hoffnungen, führe und ihm als Geschenk dargebracht werde."

Mit Recht darf behauptet werden, daß alle Gemeinden zumal sich auf diesen Aufruf erhoben. Die Listen bedeckten sich mit Namen und bald vermochte die von den Unterzeichnern aufgestellte Kommission in einer öffentlichen Bekanntmachung zu erklären: „Ja, der erhabene Prinz, der Gegenstand unserer Trauer, hat uns seinen Sohn vermacht; Heinrich Dieudonné ist von der Vorsehung bestimmt, uns in einen bessern Zustand zu versetzen. Mit Entzücken haben wir ihn aufgenommen, wir wollen ihn auch ausstatten, damit wir

unsern Freunden wie unsern Feinden den Beweis liefern, daß dieser junge, einst über uns zu regieren bestimmte Fürst nur getreue Unterthanen finden wird, die ihren Stolz darin setzen wollen, ihm zu dienen und ihn zu vertheidigen. Ueber seiner Wiege schwören wir ihm Liebe und Anhänglichkeit und werden uns glücklich preisen, ein Unterpfand dafür niederlegen zu dürfen."

So geschah es also, daß die Geburt des Herzogs von Bordeaux, der bestimmt schien, alles um ihn herum Befindliche dem jetzigen unsichern Zustande zu entreißen und stabil zu machen, auch Chambord rettete, das schon vor dem vandalischen Hammer der schwarzen Bande in den Staub zu sinken bedroht war.

Dies edle Schloß, erbaut auf Franz I. Befehl unter Primaticcio's Leitung, der während zwölf Jahren stets achtzehnhundert Arbeiter dazu verwendete, hatte nach und nach dem Könige Stanislaus und seinem Unglücke zum Zufluchtsorte gedient, war dem Marschall von Sachsen und seinem Ruhme als Apanage verliehen und zuletzt von Napoleon dem Fürsten von Wagram mit der Bedingung geschenkt worden, daß er die ihm

zu gleicher Zeit verliehene Dotation zu Wiederherstellung des Schlosses und des Parks anwenden solle; eine Wiederherstellung, deren Kosten auf drei Millionen Franken berechnet wurde. Der Fürst von Wagram hatte die Bedingung des Gebers nicht erfüllt und nach dessen Tode seine Wittwe an Ludwig XVIII. die Bitte gestellt, Chambord verkaufen zu dürfen. Die Genehmigung dieses Gesuches erfolgte zu der Zeit, als Baron Louis Finanzminister war und schon machte sich die schwarze Bande bereit, die jetzt mit Hammer und Brecheisen Krieg gegen die Schlösser führte, wie ehemals die Revolution mit der Brandfackel, dieses königliche Gebäude nieder zu werfen. Primaticcio's Meisterwerk sollte klafterweis verschachert werden, wie man ein Feld dem Morgen nach verkauft, und Frankreich stand im Begriff, ein Schloß verschwinden zu sehen, auf welches es stolz seyn konnte.

Auf einen von Herrn von Calonne an die Fürstin von Wagram gesendeten Brief wurde der Verkauf bis zum 5. März 1821 aufgeschoben und diese fünf Monate reichten hin, die Kommission der Unterzeichner in den Stand zu setzen, bei

der Verkaufshandlung selbst als Käufer mit aufzutreten. Anstatt aber bei den damaligen Machthabern Unterstützung zu finden, stieß sie vielmehr bei ihnen auf Gleichgültigkeit und bösen Willen sogar. Graf Siméon, derzeitiger Minister des Innern, stattete dem Könige einen für diese Kommission nicht günstig lautenden Bericht ab. Zu gleicher Zeit setzte die Opposition der Linken die in Galle getauchte Feder eines berühmten Schriftstellers in Bewegung, um den Aufruf der Kommission in Mißkredit zu bringen, und seine Anstrengung zu vernichten. Mit vollen Händen ergoß Paul Louis Courrier den höhnenden Spott seines bedeutenden, aber milzsüchtigen Verstandes über diese Unternehmung aus, in der so viel Edles und Rührendes lag. Der ausgezeichnete Hellenist schlug sich auf die Seite der Barbaren und verschwor sich aus Partheiwuth zu der Zerstörung eines Denkmales, um welches die Künste große Trauer getragen haben würden. Im modernen Athen sind die politischen Leidenschaften weit weniger edel, als im alten. Die Geschichte berichtet uns nicht, daß sich in Griechenland irgend Jemand gefunden habe, der blos aus Opposition

gegen Pericles zum Untergange des Parthenons eine Verschwörung angesponnen haben würde.

Die Mißbilligung des Ministeriums und die von der Meinung der linken Seite in den Weg geworfenen Hindernisse sollten aber nur dazu dienen, um recht auffallend den Beweis zu liefern, daß das Geschenk von Chambord ein wirklich nationaler freier und freiwilliger Akt sey, der des ministeriellen Beistandes zu seiner Ausführung keineswegs bedurfte und von welchem die Umtriebe des revolutionären Geistes wirkungslos abprallten.

Am 5. März wurde die ganze Herrschaft Chambord dem Stellvertreter der Generalkommission der Unterzeichner zugeschlagen, „um mit dieser Domaine von Chambord, nebst allem Zubehör, im Namen Frankreichs Sr. königl. Hoheit dem Herrn Herzog von Bordeaux ein ehrerbietiges Geschenk darzubringen.“ Die Kaufsumme belief sich auf 1,542,000 Franken. Die Nachricht von der Erwerbung Chambords für den Herzog von Bordeaux wurde von ganz Frankreich freudig aufgenommen und für die Einwohner von Chambord eine Veranlassung zu Festen. Die ganze Bevöl-

kerung, die jungen Mädchen in ihren besten Kleidern, begleitet von den jungen Burschen und angeführt von den Forstwarten der Domaine, besuchten in feierlichem Zuge das prächtige Schloß Franz I., das jetzt unter dem Schutze der zerbrechlichen Wiege des Jüngsten seiner Nachkommen stand. Die kolossale Chambord überragende Lilie, die verächtlich auf alle Revolutionen herabgesehen hatte, von denen sie nicht erreicht werden konnte, wurde an diesem Tage mit zahlreichen Gewehrsalven begrüßt, denn abermals war sie den Händen der Zerstörer entgangen.

Höchst seltsam mußte die Erscheinung auffallen, daß die Erwerbung von Chambord in den Tuilerien nichts weniger als gern gesehen wurde. So sonderbar diese Thatsache auf den ersten Blick sich darstellen mag, so kann sie doch auf zweifache Art ihre Erklärung finden. Einmal knüpfte sich die Unterzeichnung zu diesem Kaufe an jene Bewegung der royalistischen Meinungen, welche das Ministerium des rechten Centrums sprengen und an die von Herrn von Villèle repräsentirte rechte Seite bringen wollte, und dann gab es ferner im Hofstaate der Prinzen einen laut ausgesprochene

Opposition gegen die Erwerbung eines Schlosses, welches alle an den Hof attaschirte Personen einer Reise von vierzig Stunden aussetzte.

Schon längst hatte man Ludwig XVIII. Mißtrauen gegen die Meinungen der rechten Seite eingeflößt; er konnte ihnen noch nicht den Sturz des Herzogs Decazes, gegen den er eine väterliche Zuneigung fühlte, verzeihen, und auch das Ministerium Richelieu, das sein Ansehen beeinträchtigt fühlte, und wohl einsah, daß die Erwerbung von Chambord eine neue Befestigung der Kraft jener Ansichten sey, die nach der Erbschaft seiner Macht strebe, beeilte sich keinesweges die vorgefaßte üble Meinung des Königs zu berichtigen.

Von der andern Seite kannte man den Einfluß, den die Umgebung der Prinzen auf sie ausübte, und so geschah es denn, daß in den Tuilerien eine wahre Familienverschwörung gegen Chambord sich anspann. Das Geschrei der prinzlichen Umgebungen hatte in einem zum Hofe gehörenden Herrn eine starke Hülfe gefunden, der bei seiner Rückreise aus der Bretagne, wo er Präsident eines Wahlkollegiums gewesen war, auch Chambord besuchte und nun ganz erschrocken dem

Schlosse die höchst wichtige Nachricht brachte, daß dasjenige Gemach, welches man sonst das Kabinet des Königs nannte, niemals die heutiges Tages gewöhnlichen großen Entréen würde fassen können.

Monsieur, der in politischer Hinsicht diese Subscription für Chambord mit günstigen Augen betrachtet haben würde, vermochte selbst nicht diesen nachtheiligen Einflüsterungen des Hofes zu entgehen. Als eine zu seinem Hause gehörende Person ihm meldete, daß Chambord so eben rechtskräftig im Namen des Herzogs von Bordeaux erkauft worden sey, fuhr er sie ziemlich hitzig mit den Worten an: „was geht das Sie an, mein Herr!“

Lügenhafte Berichte hatten sogar auch die Herzogin von Berri über den Zustand von Chambord getäuscht, wie der royalistische Schriftsteller Merle, ein Mann von vielem Geiste und Geschmack, erfahren mußte. Er kam von Chambord, wohin er eine Kunstreise gemacht, mit vielen Rissen, Zeichnungen, Ansichten und zahlreichen Bemerkungen zurück, Früchten langer Nachforschungen und Unterhaltungen mit alten Familien der Gegend, in denen die alten Geschichten und Ueberlieferungen von Chambord von Geschlecht auf Geschlecht, wie

eine kostbare Erbschaft sich erhalten haben. Die Herzogin von Berri wünschte diese Noten und Zeichnungen zu sehen, welche ihr auch von dem eben genannten Schriftsteller im Laufe des Monats Mai 1821, wenige Tage nach der Taufe ihres Sohnes in den Tuilerien vorgelegt wurden. Noch trug sie die langen Trauergewänder und ihre seit Beginn ihrer Wittwenschaft schwarz ausgeschlagenen Gemächer hatten noch nicht dieses Zeichen der Trauer abgelegt. In ihrer Nähe befanden sich jene zwei Waisen, die ihr Gatte auf dem Todbette ihr vermacht hatte, und spielten mit Mademoiselle; denn redlich hatte die Herzogin von Berri ihr Versprechen gehalten und behandelte die beiden Kinder ihres verstorbenen Gemahls wie die Schwestern ihrer eigenen Tochter. Sie stand auf und stellte sich mit der Herzogin von Reggio vor ein Piano, auf welchem die Zeichnungen ihr vorgelegt wurden. Schweigend betrachtete sie dieselben längere Zeit und fragte endlich die Person, die sie gebracht hatte, ob diese Zeichnungen wirklich an Ort und Stelle aufgenommen worden seyen, und erhielt die Antwort, daß sie vor kaum zwei Monaten ganz ge-

treu nach der Natur kopirt worden wären. Hierauf wendete sie sich rasch zur Herzogin von Reggio und sprach: „und doch hatte man mich gewiß versichert, das ganze Schloß sey nichts als ein Ruinenhaufen!“ Als sie nun ferner erfuhr, daß im Gegentheil fast alle Gebäude unversehrt und die Sculpturarbeiten in vollkommen gut erhaltenen Zustande seyen, überließ sie sich ganz jener Begeisterung, die sie stets zeigte, wenn von Künsten die Rede war und begierig die ihr die Zeichnungen erklärende Person noch weiter ausfragend, durchforschte sie Chambord auf dem vor ihr liegenden Plan ganz genau, ließ sich die verschiedenen Künstler nennen, ertheilte jedem das ihm gebührende Lob, sprach sehr verständlich über die Zeit seiner Erbauung und vergaß in ihren Lobestheilungen keinen derjenigen, die bei Vollendung dieses Meisterwerkes helfend, Primaticcio's Genie unterstützt hatten und sich dadurch dem gewaltigen Ruhme des großen bologneſischen Baumeisters vortheilhaft anschloßen.

Bei jedem neuen Blatte der Zeichnungen gab es neue Fragen. Die Prinzeſſin verlangte, daß man Chambord gleichsam vor ihr dadurch belebe,

daß man ihr bei jedem Schritte auf dieser großen Scene die merkwürdigen auf ihr vorgekommenen Ereignisse erzähle. So verlangte sie den Saal zu sehen, wo die erste Aufführung des Bourgeois Gentilhomme Statt fand, jenes durch das Schweigen Ludwigs XIV. durchgefallene Meisterstück, das aber durch ein einziges seiner Worte wieder in alle seine Ehren eingesetzt wurde. Auch ließ sie sich den Flügel des Gebäudes zeigen, den der fromme König Stanislaus bewohnt und das Oratorium, in dem seine Gemahlin gebetet hatte; ein wundervolles Oratorium, das wie durch einen prophetischen Gedanken unter das Patronat des heiligen Erzengels Michael, dem auch der 29. September geweiht ist, stand. Eben so wollte sie wissen, in welchem Gemache der Marschall von Sachsen gestorben sey, jener siegreiche Held, der Chambord mit kriegerischem Gepränge erfüllt hatte. Bei jeder neuen Antwort rief sie wiederholt aus: „man hat mich getäuscht; das Schloß ist wundervoll, ein wahres historisches Denkmal.“ In diesem Augenblick meldete man den Herzog von Levis und den Grafen Nantouillet, denen die Prinzessin jetzt auch mit größtem Eifer die Zeichnungen

vorwies. „Sehen Sie wohl, Herr von Nantouillet,“ setzte sie hinzu, „das sieht Alles ganz anders aus, als man uns erzählt hat.“

Als die Person, die solchergestalt die vorgefaßte üble Meinung der Herzogin zerstört und ihre Ansichten berichtigt hatte, sich entfernen wollte, erwähnte sie noch der unermeßlichen Freude, mit welcher die Bewohner Chambords die Mutter Heinrichs Dieudonné in der Herrschaft ihres Sohnes sehen würden. Mit anmuthigem Wohlwollen entgegnete die Herzogin: „wenn Sie wieder nach Chambord kommen, so sagen Sie ihnen, daß ich sie besuchen werde, und daß dies ein wahrer Festtag für mich seyn wird.“

Diese damals schon projectirte Reise sollte erst sieben Jahre später zur Ausführung kommen.

Damals aber begriff die Herzogin von Berri sehr gut, daß Frankreich durch die Gabe von Chambord ihrem Sohne ein Geschenk gemacht habe, das sowohl seiner als auch Frankreichs würdig sey, und nicht wenig trug sie dazu bei, daß das Vorurtheil Monsieurs gegen diese königliche Residenz nach und nach erlosch. Die Mutter Heinrichs Dieudonné empfand, daß unter die-

sem National-Geschenk ein politischer Gedanke verborgen liege. Es war ein neues Band zwischen Frankreich und dem Enkel Ludwigs XIV. Frankreich gab jetzt an die Bourbons zurück, von denen es so viel empfangen hatte. Die Gemeinden des Königreiches, deren Schützer und Väter die Vorfahren des jungen Prinzen gewesen waren, wurden nun selbst die Vormünder des königlichen Kindes. Was konnte auch wohl passender seyn? Wir wollen nur noch die schönen in der Adresse der Stadt Caen enthaltenen Worte anführen: „die Geschichte möge erzählen, wie der König, der überall die Hütte des Armen wieder aufrichtet, durch unermeßliche Wohlthaten erschöpft, sich in die edle Unmöglichkeit versetzt sah, das Haus seiner Anherren wieder an sich zu kaufen; sie möge ferner erzählen, wie ihre gerührten Kinder zu ihren Füßen herbeieilten, und wie die getreuen Gemeinden ihres Reiches um das Glück baten, eine kleine Blume der Lilienkrone wieder hinzufügen zu dürfen, und wie sie um die Erlaubniß nachsuchten, den Herzog von Bordeaux selbst in jenen ehrwürdigen Pallast einzuführen, in welchem Alles Ruhm und Ehre athmet.“

Dreizehntes Buch.

Dreizehntes Buch.

Die Herzogin von Berri kehrt zu ihrer alten Gewohnheit zurück. — Sie beschützt die Künste. — Sie befördert die Gewerbe. — Die Laden und der Wagen mit dem französischen Wappen. — Ihr Aufenthalt in Rosny. — Ihre Reisen nach Dieppe. — Ihre Popularität. — Das Gymnase Theater in Dieppe. — Die Herzogin nimmt dieses Theater unter ihre Protektion. — Geschichte dieses Theaters. — Anecdoten. — Toleranz und Graf Simeon, Härte und Herr von Corbière. — Scribes geistreiche Schmeicheleien. — Das Rosenmädchen wird im Schlosse aufgeführt. — Das Gymnase nimmt die Benennung: „Theatre de Madame" an. — Die Herzogin giebt dem Handel von Dieppe einen neuen Aufschwung. — Spitzen und Elfenbein-Manufacturen. — Die Herzogin am Tage des Sturms, am 7. September 1826. — Sie sucht nach National-Erinnerungen und erneuert sie. — Feierlicher Zug am Jahrstag des Sieges der Diepper über den Admiral Talbot. — Die Säule auf dem Schlachtfelde von Arques. — In Dieppe ist die Prinzessin allgemein beliebt. — Die Landleute. — Ein Besuch in Derchigny. — Der arme Berthe und seine

Hütte. — Wohlthätigkeit der Prinzessin. — Sie kommt nach Dieppe mit Mademoiselle und dem Herzoge von Chartres.

Als eine lange Zeit zwischen dem verhängnißvollen Ereignisse lag, das dem Herzoge von Bordeaux den Vater geraubt hatte, nahm die Herzogin von Berri nach und nach ihre gewöhnliche Lebensart wieder an; die Künste fanden in ihr von Neuem dieselbe eifrige Beschützerin, die sie schon einmal in ihr kennen gelernt hatten, Handel und Industrie empfingen auch jetzt die ehemaligen Aufmunterungen. Mit der wohlwollendsten Artigkeit leistete sie den handeltreibenden Klassen alle von ihr abhängenden Dienste. Sie verbreitete Geschmack an Aufwand unter ihren Umgebungen und dadurch Wohlstand unter denen, die vom Handel lebten, sowohl durch das, was sie selbst kaufte, als durch das, was sie Andere zu kaufen veranlaßte. Wie oft wendeten sich Inhaber von Magazinen, welche wünschten, daß königliche Gunst sie der Menge bezeichnete, mit dem Gesuche an den Ersten Stallmeister der Herzogin von Berri, ob es der königlichen Hoheit nicht gefällig seyn wollte, nur ein einziges Mal ihren Wagen

vor ihrer Thüre halten zu lassen! Und nie verfehlte die Prinzessin, die stets geneigt war Andere sich zu verpflichten, sich in Person dorthin zu begeben, wo man ihre Gegenwart so sehnlich wünschte. Ihre so beschränkten Einkünfte genügten allen Anforderungen; ihre Ausgaben litten nicht durch ihre Almosen, und letztere verminderten keineswegs die erstern.

Sie hatte die Rolle wieder aufgenommen, die von ihr bei ihrer Ankunft in Frankreich so gut ausgeführt worden war, und ging ganz in den Geschmack und die Gewohnheiten der Gesellschaft ein.

Auf den Spaziergängen, in den Magazinen, im Museum, bei den Festen, überall begegneten die Herzogin von Berri und Frankreich einander.

So verlebte sie die meisten Jahre, die bis zu ihrer Reise in die Vendée verflossen, die zu der Zeit statt fand, wo das Ministerium Martignac am Ruder saß. Jeden Sommer begab sich die Herzogin in ihr geliebtes Rosny, wo sie so gern sich von der strengen Etiquette der Tuilerien sich erholte. Da lebte sie fast wie eine andere gewöhnliche Gutsherrschaft, sah nach den von ihr an-

geordneten Arbeiten, besuchte persönlich ihre Armen, und empfing mit anmuthiger Vertraulichkeit diejenigen, die ihr entweder blos ihre Aufwartung machen, oder ihren Beistand in Anspruch nehmen wollten. Die Mutter Heinrichs Dieudonné machte auf dem ehemaligen Eigenthume des Freundes Heinrichs IV. die liebenswürdigste Wirthin. Die nächstgelegene Umgebung spürte auch recht gut ihre Gegenwart und man darf behaupten, daß das ganze Dorf vom Schlosse lebte.

Seit dem Jahre 1824 erhielt Rosny in der Zuneigung der Prinzessin an der Stadt Dieppe eine gefährliche Nebenbuhlerin. Die Herzogin hatte sich in diese Stadt begeben, um das Seebad zu gebrauchen und war mit glühender Begeisterung aufgenommen worden. Auch antwortete sie am folgenden Tage der vom Maire an sie gerichteten Empfangsrede: „ich habe schon gestern recht gut bemerkt, daß Heinrich IV. sehr Recht hatte, wenn er die Diepper seine guten Freunde nannte; ich hoffe meinem Ahnherrn in seiner Liebe für sie nachzuahmen.“

Und so geschah es auch; gleich ihrem großen

Ahn, Heinrich IV., gewann sie alle Herzen der treuen Diepper. Gern sah man ihre anmuthsvolle Vertraulichkeit, ihre ächt französische Lebhaftigkeit, ihr Wohlwollen, mit dem sie die ihr vorgestellten Personen aufnahm, ohne auf hohe Geburt oder große Titel zu sehen. Einfach und leutselig mit dem Bürgerstande, populär mit dem Volke war sie die Seele aller Gesellschaften, die Zierde aller Feste, verbreitete Wohlthaten unter den bedürftigen und Leben und Thätigkeit unter den wohlhabenden Klassen. Geliebt von der ganzen Einwohnerschaft, war auch diese ihr sehr theuer, und wenn man sie an die Abreise erinnerte, so fand sie dieselbe immer zu früh.

Diese Reisen der Herzogin erneuerten sich in den Jahren 1825, 26 und 27 und wurden nur im Jahr 1828 durch die lange Reise der Prinzessin in die Vendée unterbrochen und im Jahr 1829 wieder fortgesetzt. Im Sommer 1830 waren ihre Equipagen abgegangen und schon erwartete man die Herzogin von Berri in Dieppe, das Schicksal hatte aber beschlossen, daß in diesem Jahre der Trauerzug der Monarchie durch Cherbourg gehen sollte.

Bei einer dieser Reisen nach Dieppe geschah es, daß die Herzogin die Beschützerin des Gymnase-Theaters wurde, dem sie später ihren Namen gab. Um den ganzen Verlauf dieser Angelegenheit zu verstehen, bei welcher die Prinzessin mit der bretagnischen Zähigkeit eines Ministers zusammen gerieth, dessen ministerielle Schroffheit allen ihren schönen Worten nur das unerbittliche Reglement entgegen setzte, müssen wir etwas weiter zurück gehen und einige nothwendige Erläuterungen zu dieser Geschichte geben.

Herr von Mirbel, Generalsecretär des Ministeriums Decazes, hatte seinem alten Schulkameraden, einem Herrn de la Rosière, die Erlaubniß zu Errichtung eines Theaters gegeben. Dies Privilegium war jedoch in sehr enge Grenzen eingezwängt. Es erlaubte die Errichtung eines aus den Zöglingen des Conversatoriums und anderer dramatischer und lyrischer Schulen gebildeten Gymnasiums und die Vorstellung von Fragmenten von Stücken, die aus allen Repertoirs genommen werden durften. Herr de la Rosière trat an die Herren Delestre-Poirson und Cerfber gegen eine lebenslängliche Pension von jährlich 12000 Franken

sein Privilegium ab, und die beiden neuen Besitzer eröffneten ihr Theater im December 1820. Von den ersten Augenblicken an überschritten sie aber die ihnen gesteckten engen Grenzen. Anstatt nur Fragmente von Stücken zu geben, gab das Gymnasium ganze Stücke, anstatt die Brosamen der Repertoirs der andern Theater zu sammeln, schuf es sich ein eigenes Repertoir. Scribe zeigte sich zu dieser Zeit mit seinem feinen und zierlichen Geiste, mit seiner unerschöpflichen Fruchtbarkeit am literarischen Horizonte und zu gleicher Zeit erschien im Schimmer der Theatersonne ein kleines Wunder*). Andere Schauspieler wurden den Vaudevilles-Theatern abspenstig gemacht, und das Gymnase, alle Concurrenz entweder durch die Superiorität seines Repertoirs oder durch die Vortrefflichkeit seiner Acteure niederschmetternd, sah ganz Paris in sein enges Haus herbeiströmen.

Dieser glückliche Zustand dauerte so lange als Minister Siméon und administrative Toleranz das Portefeuille des Innern führten, als aber Herr von Corbières an das Ruder kam, da erhielten

*) Leontine Fay, jetzt Madame Volnys.

die Sachen eine andere Gestalt. Er verlangte, daß Alles sich streng in den Schranken der ertheilten Vorschriften halten sollte, und weil er gegen jeden Versuch, ihn umzustimmen, gleich unerbittlich blieb, so mußte begreiflich seinen strengen Ansichten nachgegeben werden. Das Gymnase versprach Gehorsam, suchte aber nur Zeit zu gewinnen, um irgend einen Ausweg ausfindig zu machen, die erhaltenen Befehle umgehen zu können. Sein Widerstand blieb wenigstens in den respectvollsten Grenzen. Gern versprach es, was man nur immer wollte; jeden Tag machte es sich verbindlich, einen andern Weg einzuschlagen, behielt aber stets den alten bei, und wohl darf man behaupten, daß es schwer geworden seyn dürfte, beharrlichen Widerstand und offenbaren Ungehorsam mit größerer Artigkeit oder Kunst zu leisten.

Die Lage der Sachen konnte jedoch nicht lange in diesem Zustande bleiben; Alles schien darauf anzukommen, ob es vielleicht möglich sey, durch irgend eine hohe Protection die Strenge des Herrn von Corbières zu mildern. Der Schutz, den die Herzogin von Berri den Künsten gewährte, und ihre Neigung für Literatur waren bekannt, daher

geriethen die Directoren des Gymnase auf den Gedanken, ihr schwer bedrohetes Theater unter dieses hohe Patronat zu stellen, und weil sie wußten, daß die Prinzessin jeden Sommer in Dieppe zubrachte, begaben sie sich mit der Auswahl ihrer Truppen auch dahin. Die Herzogin von Berri nahm diese Aufmerksamkeit sehr gut auf. Vortreffliche Acteure führten sehr gute Stücke vor ihr auf, und dadurch kam es denn, daß ihr die Uebertretung oder Verletzung einer Theater-Constitution, als kein großes Verbrechen erschien, und wenn je ein Schuldiger bei dieser Angelegenheit sich vorfinden müsse, so konnte ein solcher nur jenes Privilegium seyn, das dasjenige verbot, was es eigentlich hätte befehlen sollen. Sie beschloß folglich gegen ein solches sonderbares Privilegium aufzutreten und verhieß den Directoren des Gymnase ihren Schutz.

Geborgen hinter dieser königlichen Protection begann das Gymnase etwas leichter zu athmen, und mit mehr Ruhe die Wirkung von Herrn von Corbières Zorn abzuwarten. So oft der Minister strenge Befehle erließ, so oft nahm es seine Zuflucht zu der Herzogin von Berri und flehete ihre Gnade

an. Scribe verfertigte für die kleinen Appartements im Schlosse eine Vaudeville, „das Rosenmädchen“ betitelt, in welchem das Gymnase sich geradezu unter den Schutz der Prinzessin begab, und sie mit den zartesten und feinsten Bitten und Lobeserhebnngen bestürmte. Scribe's feiner und alles durchdringender Esprit hatte sich an diesem Tage selbst übertroffen, die königliche Patroneß des Gymnase war, so zu sagen, mit einem Rosenwagen zu Boden geworfen worden.

Glücklich war das vorgesteckte Ziel erreicht. Am Morgen nach einem Tage, an welchem Herr von Corbière eine neue Drohepistel an den Director des Gymnase erlassen hatte, sagte die Herzogin von Berri zu diesem Minister, der ihr eben seine Aufwartung machte: „ich hoffe Herr von Corbières, daß Sie das arme Gymnase jetzt nicht mehr quälen werden, denn es wird von jetzt an meinen Namen führen.“

Seit dem September 1824 las man auch wirklich auf allen Ankündigungszetteln: Theatre de Madame. Mit goldenen Buchstaben wurde dieser Titel an der Façade des alten Gymnase angebracht, und wenn das Ministerium des

Innern auch fortfuhr gegen die Ueberschreitungen des Reglements zu donnern, so verflog der Sturm des ministeriellen Zorns achtungsvoll vor dem glücklichen Theater, das unter dem Schutze eines solchen königlichen Blitzableiters stand.

Nicht allein aber nur Künsten und Wissenschaften kamen die Reisen nach Dieppe zu statten. In ihrer Lieblingsstadt fand die Herzogin von Berri auch zahlreiche Gelegenheiten, noch andere Eigenschaften als die einer Beschützerin der Literatur zu entwickeln, und in einem andern Lichte zeigte sie sich jetzt, als in jenem wohlwollenden Kriege, den sie gegen die Reglements des Herrn von Corbière führte, dessen Charakter und Talente sie übrigens recht gut zu schätzen wußte.

Am 7. September 1826 erfuhr die Herzogin von Berri, die gerade bei ihren lieben Dieppern sich befand, ein furchtbarer Sturm drohe einer großen Anzahl Fischerbarken, die den Hafen vergebens zu erreichen suchten, den Untergang. Sogleich gab sie Befehl, einen Ball, der noch an demselben Abend gehalten werden sollte, abzubestellen und begab sich eiligst an den Ort, von dem man den Unglücklichen Hülfe zusenden konnte.

Von hier aus, angeklammert an einen kleinen auf dem Hafendamme aufgerichteten und von allen Seiten von den Wogen umspülten Mastbaum, ermuthigte und leitete sie die Hülfe. Ohne Furcht für sich selbst in mitten des schrecklichen Sturms, dachte sie nur an diejenigen, denen sie nützlich werden konnte; sie legte hier einen neuen Beweis von der glücklichen Eigenschaft ihres Charakters ab, der einfach und sanft im gewöhnlichen Leben, mit den Umständen anwächst und mit allen vorkommenden Lagen auf gleicher Höhe sich befindet. Nicht verlassen wollte sie die Stelle, die sie ihren Posten nannte, weil auf ihm Gefahr war, bevor nicht alle Fischer glücklich den Hafen erreicht hatten. Ein einziger Mann, Desliens genannt, Führer eines Fischerfahrzeuges, hatte das Leben eingebüßt. Noch bevor die Prinzessin ihre ganz durchnäßten Kleider gewechselt, sendete sie der Wittwe fünfhundert Franken.

Waren solche ungewöhnliche Vorfälle vorüber, so schien die Herzogin die hohen, ihr im Augenblicke der Gefahr zu Gebote stehenden Eigenschaften abzulegen und die friedliche Stellung einer Beschützerin der Industrie wieder anzunehmen. So

hatte z. B. Dieppe vor Zeiten bedeutende Fabriken von Spitzen und Elfenbein-Waaren gehabt, beide Geschäftszweige lagen jetzt aber sehr darnieder. Den beiden vorzüglichsten Fabrikanten gab nun die Herzogin in ihrem und in ihrer Tochter Namen zwei Brevets, und machte noch außerdem beträchtliche Bestellungen, und da solche gute Beispiele, besonders wenn sie von so hoher Hand gegeben werden, viele Nachahmer finden, so geschah es auch, daß der Dieppesche Geschäftsverkehr unter diesem wohlwollenden Schutze einen neuen Aufschwung nahm.

Im Jahre 1826 errichtete die Prinzessin eine Spitzenmanufactur unter der Aufsicht der Nonnen de la Providence und widmete diesem guten Werke eine sehr beträchtliche Summe. Es hatte auch einen äußerst glücklichen Fortgang und zählt jetzt zwei hundert und fünfzig Schülerinnen, meistens kleine dürftigen Familien gehörende Mädchen, die in dieser Anstalt nicht nur Mittel zu ihrem weitern Fortkommen erhalten, sondern auch die Wohlthaten einer christlichen Erziehung genießen.

Gern beschäftigte sie sich auch in den Gegenden ihres Aufenthaltes mit Aufsuchung von Spuren

der Vergangenheit, und wenn sie auf Erinnerungen stieß, die Bezug auf den französischen National-Ruhm hatten, so war sie eifrig bemüht, das Andenken an solche vergangene Thaten zu erneuern.

So hatte sie vom Erzbischofe von Rouen die Erlaubniß ausgewirkt, einen feierlichen Umzug wieder herzustellen, der sonst zu Ehren eines von den Dieppern über den englischen Admiral Talbot im Jahr 1443 erfochtenen Sieges, jährlich am 14. August gehalten wurde. Sie begriff mit ihrer rechtlichen und graden Denkungsart recht wohl, welchen Nutzen es in Städten wie in Familien gewährt, das Andenken an tapfere Waffenthaten zu bewahren, weil der Ruhm der Vergangenheit eine Bürgschaft giebt, auch in der Zukunft eben so brav zu handeln.

In der Nähe von Dieppe fand sie ferner das Andenken eines Ereignisses, das mit der Geschichte Heinrichs IV. in Verbindung stand, jenes Königs, in dessen Geschichte sie im Voraus gern den künftigen Lebenslauf ihres Sohnes zu lesen meinte. Im Jahre 1826 stellte die Stadt Dieppe der Herzogin zu Ehren auf dem Felde, wo die Schlacht von Arques statt gefunden hatte, ein Scheingefecht

dieses denkwürdigen Kampfes vor und man beschloß eine Denksäule an dem Orte aufzustellen, wo Mayenne von Heinrich IV. am 21. September 1589 geschlagen worden war. Dieses dem Siege des legitimen Königs über einen rebellischen Unterthanen gewidmete Monument wurde im folgenden Jahre in Gegenwart der Herzogin und ihrer Tochter eingeweiht*).

Zwischen der Prinzessin und ihrer guten Stadt Dieppe fand ein fortwährender Austausch von Wohlthaten und feingefühlter Aufmerksamkeit statt. Bald erbaute man der Herzogin zu Ehren, wie durch Zauberei, einen großen Schauspielsaal, bald stellte man mit feierlichem Gepränge ihr lebensgroßes Bild in dem Hauptsaale des Stadthauses auf**). Mit jeder neuen Saison empfand die Prinzessin immer größere Anhänglichkeit für Dieppe. Gegen Ende des Jahres 1829 hatte sie

---

*) Die Denksäule steht noch heutiges Tages; die an der Basis befindlichen Inschriften sind aber, wahrscheinlich aus Achtung für Mayenne ausgelöscht worden.

**) Am 16. August 1827 wurde das Bildniß der Herzogin feierlich aufgestellt. Nach der Julius-Revolution wurde es auf die Stadtbibliothek verwiesen.

eine kleine in der Vorstadt de la Barre, hinter dem Schlosse von Dieppe liegende Mayerei ankaufen lassen und befohlen, sie zur Aufnahme von Mademoiselle einzurichten. Wie ist es möglich, die einfältige und rührende Liebe der Landbewohner für ihre gute Herzogin zu schildern, wie sie von ihnen so gern genannt wurde*)? Ueberall, wo sie durchkam, unterstützte sie die Bedürftigen und half Unglücksfällen ab. Sie wußte recht gut, daß Geiz, schon ein großer Fehler bei einfachen Privatpersonen, bei Fürsten ein Verbrechen wird. Ihre Milde war unerschöpflich!

Noch jetzt erzäht man sich in Derchigny, einem kleinen, zwei Stunden von Dieppe liegenden Dorfe, wie sie die von einer Feuersbrunst vernichteten Häuser wieder aufbaute, wie sie junge Mädchen aussteuerte, wie sie die Kuh ersetzte, die eine arme Frau und ihren gebrechlichen Sohn ernährte. Wunderbare Aehnlichkeit zwischen diesen Anecdoten und denen, welche von dem dankbaren Volke aus

---

*) Seit der Revolution 1830 macht die Herzogin noch fortwährend Bestellungen in Dieppe und sendet den Armen dieser Stadt unausgesetzt Unterstützungen.

dem Leben des Bearners aufbewahrt worden sind! Obwohl die Herzogin etwas reicher war als ihr großer Ahnherr, so besaß sie doch nur sehr mäßige Einkünfte, um aber ihre Wohlthaten in größerm Maasstabe spenden zu können, suchte sie Jedermann ein gleiches Interesse einzuflößen. Sie eröffnete Subscriptionen und ladete alle Welt ein, mit ihr das Glück, Leiden der Armuth zu mildern, zu theilen. Jeder erblickte gern seinen Namen hinter diesem königlichen Namen und Niemand wollte sich solcher Aufforderungen zur Wohlthätigkeit entziehen.

Der Maire von Derchigny und Besitzer des daselbst befindlichen Schlosses, Herr von Clercy *), war der Berichterstatter aller Leiden und aller Bedürfnisse bei der Herzogin. Er war es, der im Jahre 1826 der Prinzessin eine Gelegenheit verschaffte, ein Fest, das man ihr in diesem Dorfe gab, durch eine jener schönen von uns erwähnten Handlungen zu verherrlichen. Während alle Einwohner sich rüsteten, die Herzogin würdig zu

*) Herr von Clercy legte im Jahre 1830 sein Amt nieder, und blieb der Herzogin stets ergeben.

empfangen, störte ein plötzlich hereinbrechendes Unglück ihre Freude.

Es lebte im Dorfe eine von Jedermann geliebte und geachtete arme Familie, welche durch einen besondern Umstand das allgemeine Interesse auf sich zog. Sie bestand aus Vater und Mutter und aus zwei Töchtern, leider war aber die ältere seit mehreren Jahren wahnsinnig und ihre Schwester, die einzige Stütze der Familie, sollte in wenigen Tagen einen jungen Menschen aus der Umgegend heirathen, der seines Handwerks ein Schmid war. Wenige Stunden vor Ankunft der Herzogin zerstörte eine Feuersbrunst gänzlich die Hütte dieser armen Familie. Der unglückliche Berthe, so hieß der arme Taglöhner, überließ sich der Verzweiflung. Er sah seine Hütte zerstört, sein geringes Vermögen verloren und die Heirath seiner Tochter vereitelt. Herr von Clercy beeilte sich der Herzogin die Lage dieser unglücklichen Landleute mitzutheilen; ihre Mildthätigkeit war eben so schnell, um das angerichtete Unheil ungeschehen zu machen, als die Feuersbrunst in der Zerstörung gewesen war. In wenig Stunden war eine von der Herzogin veranstaltete Subscription,

welche ihr Name eröffnete, schon vollständig. Die Hütte erhob sich von Neuem, Berthes Verzweiflung legte sich, die fast abgebrochene Heirath kam zu Stand. Wenige Tage darauf konnte Herr von Clerey der königlichen Hoheit sämtliche von ihr so glücklich gemachten Menschen vorstellen.

Im folgenden Jahre kam die Herzogin abermals nach Derchigny. Sie war begleitet von ihrer Tochter und von einem jungen Prinzen, der sich durch sein achtungsvolles und geschäftiges Benehmen gegen die beiden Fürstinnen bemerklich machte, und dies war der Herzog von Chartres. Sein demüthiges und unterwürfiges Betragen fiel auf, und manche Personen wollten finden, daß die Artigkeit des Prinzen bis zu der übertriebenen Demuth eines Höflings herabsinke.

Vierzehntes Buch.

Vierzehntes Buch.

Ernste Ereignisse während des Ministeriums des Herrn von Villèle. — Tod Ludwigs XVIII. — Zustand Frankreichs zu dieser Zeit. — Die Herzogin von Berri nimmt den Titel „Madame" an. — Sie bedient sich ihres Einflusses beim neuen Könige, um dem Hause Orleans die Gewährung seiner Bitten zuwege zu bringen. — Der Herzog von Orleans erhält den Titel „königl. Hoheit." — Die Ordonnanz über die Apanage wird zum Gesetz erhoben. — Widerstand der Kammer. — Die königl. Familie beharrt darauf. — Der Herzog von Chartres erhält das blaue Band. — Entschädigung von vierzehn Millionen. — Die Salons des Palais-Royal zeigen eine feindliche Stimmung. — Die Doctrinärs und das Jahr 1668. — Der Herzog von Orleans unterzeichnet für den General Foy. — Anecdote. — Eintretende Kälte bei Gelegenheit des vom Herzoge von Orleans gegen die Gemeinde des Departements de la Manche eingeleiteten Processes. — Karl X. veranlaßt den Herzog von der Klage abzustehen. — Mutter-Freuden der Herzogin von Berri. — Kindheit des Herzogs von Bordeaux. — Seine Anlagen. — Er spielt

gern Krieg. — Er wird Männerhänden zur Erziehung übergeben. — Schreiben der Frau von Gontaut an den Herzog von Rivière.

Wir haben es für zweckmäßiger gehalten, die jährlichen Reisen der Herzogin von Berri nach Dieppe ohne Unterbrechung zu schildern und alle dazwischen liegenden Ereignisse unterdessen zu übergehen, um nicht den Faden unserer Erzählung zu zerreißen. Jetzt dürfte es an der Zeit seyn, das Ausgelassene nachzuholen, um nicht mit Stillschweigen einige Ereignisse zu übergehen, die bis jetzt in diesem Raume keinen Platz finden konnten, und die in das Ministerium des Herrn von Villèle fielen.

Die ernsteste dieser Begebenheiten war der Tod Ludwigs XVIII., der im September des Jahrs 1824 erfolgte. Nach so vielen gegen seine Macht angesponnenen Verschwörungen starb auf dem Throne der alte König, der nahe daran gewesen war, von ihm herabzustürzen; er starb, nachdem er jenes drohende Schwerdt hatte verschwinden sehen, das von der Höhe des Felsens St. Helena stets seine Spitze nach dem Tuilerien-Schlosse zu richten schien. Die Wiege seines Enkels hatte,

wie man behauptet, sein Alter geschützt und als er die Augen schloß, glaubte er an die fortdauernde Regierung seines Geschlechts. Eine neunjährige Regierung eines Bourbons hatte hingereicht, alle Wunden Frankreichs zu heilen. Das Kaiserreich hatte ihm das Land von Geld und Menschen entblößt hinterlassen, und jetzt war es reich und bevölkert; das Kaiserreich hatte es ihm von zahllosen Heeren besetzt übergeben, er dagegen selbst ein benachbartes Königreich besetzt. Das große seit dem Jahre 1814 vorliegende Problem war endlich gelöst. Der erste Kanonenschuß an der Bidassao hatte bewiesen, daß die Armee Frankreichs auch die Armee des Königs sey, und solchergestalt hatte das von den Engländern mit verächtlichen Zweifeln behandelte Haus der Bourbons doch wieder Gewicht erlangt in der Wagschale der europäischen Angelegenheiten.

Die neue Regierung begann unter günstigen Vorzeichen. Die Herzogin von Berri, die jetzt den Titel „Madame“ angenommen hatte, fand in der Zuneigung, die Karl X. für sie hegte, bald Mittel, dem Hause Orleans zu beweisen, daß sie noch so wohlgesinnt wie sonst gegen dasselbe sey.

Unsere Leser erinnern sich wohl noch, daß Sr. Durchlaucht der Herzog von Orleans zwei Wünsche mit sich herum trug, die bis jetzt nicht hatten realisirt werden wollen. Den Titel „königl. Hoheit“ zu erlangen, und die Ordonnanz, die ihn in den Besitz der alten Güter seiner Familie setzte, in ein Gesetz umgewandelt zu sehen, dies waren die beiden Punkte, um die sich der Ehrgeiz des Herzogs von Orleans drehete. Bei König Karl X. nahm die Herzogin von Berri die Verhandlung wieder auf, die bei Ludwig XVIII. verunglückt war, und sie war es, welche die Wünsche des Palais-Royal in die Tuilerien trug. Doch muß hierbei bemerkt werden, daß sie bei Karl X. große Neigung fand, diese Wünsche zu befriedigen. Der Herzog von Orleans erhielt den Titel „königl. Hoheit,“ dem er zehn Jahre lang nachgestrebt hatte und die königliche Gnade erstreckte diese Ehre auf seine Schwester und auf seine Kinder.

Die Apanagen-Angelegenheit gestaltete sich nicht so leicht. Der gute Wille des Schlosses reichte hier nicht aus; es gehörte die Einwilligung der Kammern dazu. Die Majorität der Wahlkammer war jedoch dem Herzog von Orleans nicht günstig.

Der größere Theil der rechten Seite behielt fortwährend die Abneigung des verstorbenen Königs gegen ihn bei. Auch sie meinte, er stehe dem Throne schon nahe genug; sie fand sein Benehmen zweideutig und glaubte sogar hinter dem Schleier seiner Betheurungen und seiner Ergebenheit einen sehr klugen Ehrgeiz zu erblicken, der langsamen Schrittes und auf Schleichwegen dem Ziele zustrebe, das er sich gesteckt hatte.

Es zeigte sich jetzt ein seltsames Schauspiel. Die königliche Familie sah sich gezwungen, zu Gunsten des Herzogs von Orleans gleichsam eine Verschwörung gegen die rechte Seite anzuspinnen, die auf dem Punkte stand, dem Königthum aus Ergebenheit gegen die Monarchie ungehorsam zu werden. Die Opposition gegen den Gesetzesentwurf, der dem ersten Prinzen vom Geblüte seine Apanage sichern sollte, versprach so stark zu werden, daß der König zu einem Mittel greifen mußte, das eine Art von moralischen Zwang auf die Kammer ausübte. Er trug seinen Ministern auf, in den Entwurf seiner eigenen Civilliste die Summen aufzunehmen, die sich auf die Orleanssche Apanage bezog. Die Achtung, die man dem

Monarchen zollte, mußte die schwarzen Kugeln bei einem Votum zurückhalten, wo es sich um die Festsetzung seiner eigenen Einkünfte handelte. Karl X. erneuerte auf diese Art gegen den Herzog von Orleans die edelmüthige Intervention, die er schon einmal zu dessen Gunsten versucht hatte, als dieser Prinz sich in London Ludwig XVIII. vorstellte, nachdem er die revolutionären Verirrungen seiner Jugend abgeschworen hatte. Mit seinem königlichen Mantel ihn schirmend, stellte er ihn jetzt einer royalistischen Kammer vor, wie er ihn schon früher unter seinen wohlwollenden Schutz nehmend, seinem Bruder vorgestellt hatte.

Diese angewendete Vorsicht genügte aber weder den Schwierigkeiten der ganzen Sache, noch dem Eifer der königlichen Familie für den Vortheil des ersten Prinzen vom Geblüt. Der Herzog von Orleans wurde der Client der ältern Linie, die ihn unter ihren hohen Schutz nahm und von jedem Mitgliede der rechten Seite als einen Beweis seiner Ergebenheit das Aufgeben seiner Vorurtheile und seiner Abneigung verlangte. Der König selbst ließ die hartnäckigsten Abgeordneten

zu sich kommen, und gab ihnen mit klaren Worten zu verstehen, daß er es als persönliche Beleidigung aufnehmen würde, wenn sie den Artikel, der seinen Vetter Orleans betreffe, verwerfen wollten. Er bemerkte ferner, daß er jeden in der Verhandlung über die Civilliste gegen die Vergangenheit eines Prinzen, dessen jetzige Anhänglichkeit und Treue gar keinem Zweifel unterworfen seyn könnte, gerichteten Angriff, als eine seiner Familie zugefügte Kränkung ansehen müsse.

Während der König und die ganze Familie sich solchergestalt ihrerseits bemüheten, unterließ Herr von Villèle auch nichts, um die Gemüther günstig zu stimmen. Großes Gewicht legte er auf alle die Zeichen der Reue, die der Herzog von Orleans seit dem Jahre 1792 gegeben habe. Sein Benehmen vor jener Zeit, behauptete er, sey nur Folge einer jugendlichen Verirrung gewesen, über welche Sr. Hoheit bei jeder Gelegenheit den tiefsten Schmerz äußere.

Aller dieser vorbauenden Maasregeln ungeachtet zeigte sich in der Abgeordneten-Kammer eine äußerst heftige Opposition. Die rechte Seite betrachtete den Herzog von Orleans so, als befände

er sich in einem fortwährenden Zustande der Verschwörung gegen die herrschende Dynastie. Der Flecken des Königblutes, mit dem sein Vater seinen Namen besudelt hatte, galt ihr als ein böses Omen. Erlaubte ihr auch die vom Könige ausgesprochene Aeußerung keinen offenen Angriff auf den Prinzen, seinen Vetter, so suchte man der Frage von einer andern Seite beizukommen. Mehrere Redner behaupteten, daß der Artikel über die Apanage auf keinen Fall in die königliche Civilliste eingeschoben werde dürfe. „Ich wünschte nicht, mich dem Argwohn hingeben zu müssen," sprach Herr von Bazire, „daß man diesen Artikel nur darum in solche Nachbarschaft gebracht habe, um ihn in solch guter Gesellschaft desto leichter durchgehen zu machen."

Der auf die in Rede stehende Apanage bezügliche Artikel wurde inzwischen doch angenommen. Vor und während der Discussion hatte der König seinen Willen zu bestimmt erklärt, und die königliche Familie zu geschickt jene Verführung durch Worte angewendet, der man so schwer widerstehen kann, als daß die im Schlosse gegen die hartnäckige Ergebenheit der Kammern angesponnene

Verschwörung nicht mit glücklichem Erfolge hätte gekrönt werden sollen.

Aller dieser Vorkehrungen ungeachtet, ergab sich doch eine sehr bedeutende Minorität gegen den Gesetzentwurf, und deutlich gab sie zu erkennen, daß ohne die Intervention des Königs das Gesetz über die Apanage unstreitig von der Civilliste getrennt und verworfen worden wäre. Sehr hörbare Gründe würden auch der Kammer hierbei zu Gebote gestanden haben. Ludwig Philipp Egalité hatte am 9. Januar **1792** mit seinen Gläubigern einen Vergleich abgeschlossen. Am 19. April **1793** wurden alle Güter des Hauses Orleans unter Sequester gelegt. Im Jahr **XI.** erkannte der Staat die Gültigkeit der Forderung der Gläubiger an, befriedigte die Meisten und trat natürlich dafür an ihre Stelle. Die von den Krondomänen genommenen und dem jetzigen Herzoge von Orleans wieder gegebenen Güter konnten folglich mit allem Rechte für den Staatsschatz zurückgefordert werden, wenigstens bis zu dem Betrage der Summen, die der Staat für seinen Vater bezahlt hatte und die sich auf achtunddreißig Millionen Livres beliefen.

Die Herzogin von Berri theilte die Freude, welche die Annahme der Apanage-Forderung im Palais-Royal verursachte. Seit ihrem Unglücke waren die vertraulichen Bande, die sie an diesen Zweig ihrer Familie fesselten, noch enger geworden, und ihre spätern glücklichen Ereignisse wurden, wenigstens dem Anscheine nach, von ihrem so sehr geliebten Oncle und der guten Tante getheilt.

Jeder Tag vermehrte übrigens auch durch neue Wohlthaten die Verpflichtungen der Dankbarkeit, welche die jüngere Linie für die ältere empfinden mußte. Als die Wiedereinsetzung in die frühere Apanage unwiderruflich festgestellt war, kam das Entschädigungsgesetz, welches den Herzog von Orleans nicht mit betroffen haben würde, hätte man einigen mißtrauenden Stimmen Gehör gegeben, die sich selbst im Rathe der Krone erhoben. Die wohlwollenden Bemühungen der Herzogin von Berri und der Wille des Königs drangen aber durch. Von der Milliarde, die zur Entschädigung für die durch die Revolutionsstürme geplünderten Royalisten bestimmt war, erhielt der Herzog von Orleans vierzehn Millionen. Die Führer der Opposition der linken Seite, die das

Gesetz auf das Lebhafteste bekämpft hatten, ahmten dem Beispiele des Herzogs von Orleans nach und suchten das von ihnen verworfene Gesetz nach besten Kräften auszubeuten. Der Herzog von Choiseul ließ sich 1,100,000, der Herzog von Liancourt 1,400,000, Gaëtan de la Rochefoucault 429,000 Franken auszahlen. Lafayette begnügte sich mit 450,000 Franken.

Seit dieser Zeit glaubten aufmerksame Männer die Bemerkung machen zu müssen, daß die aus den Salons des Palais-Royal hervorgehende Opposition mehr Leben zeige und kühner auftrete. Die rechte Seite konnte behaupten, daß ihre Prophezeiungen durch Thatsachen bestätigt würden. Das bedeutungsvolle Jahr 1668 war auf allen Gesichtern zu lesen und wurde unaufhörlich vorgeschoben. Die Doctrinäre begannen dieses Jahr als ein Banner aufzupflanzen, um welches sie alle Schattirungen der Opposition zu sammeln trachteten. Seinerseits gab der Herzog von Orleans übelwollenden Auslegungen manche Blöße durch einige Unterstützungen, die er ohne Zweifel nur darum ertheilte, um Unglück zu mildern und den edelmüthigen Gefühlen seines Herzens zu folgen;

durch ein sonderbares Verhältniß mußte es sich aber zutragen, daß jedes von dem Prinzen unterstützte Unglück sich immer in einer feindlichen Stellung zur Regierung befinden mußte. Die am meisten Aufsehen erregende Handlung dieser Gattung war ein Geschenk von zehn tausend Franken, mit welchen sich der Herzog von Orleans bei der rein politischen Subscription unterzeichnete, die man zu einer Dotation der Kinder des Generals Foy eröffnet hatte. Die Tuilerien ließen wegen dieser Sache einige freundschaftliche Vorstellungen an das Palais-Royal ergehen. Die Antwort war: der Herzog von Orleans sey nicht als Prinz, sondern als Freund dieser Unterzeichnung beigetreten. Zum Beweis dieser Behauptung führte man die Geringfügigkeit dieses Geschenkes von zehn tausend Franken an in Betracht einiger anderer Gaben, die sich z. B. wie die Casimir Perriers, auf die Summe von fünfzig tausend Franken erhoben. Diese Antwort mußte auf die Ansicht führen, daß, wenn das Geschenk auch von einem Prinzen herkam, es wenigstens nicht fürstlich war, und wenn der Herzog von Orleans sich durch seine Unterschrift auch zu erkennen gab, so behauptete er wenigstens

durch die Größe der Gabe sein Incognito. Im Schlosse begnügte man sich mit dieser Entschuldigung, der Bemerkungen einiger verstockter Diener ungeachtet, die fortwährend behaupteten, Se. königl. Hoheit habe eine Handlung sparsamer Oeconomie vorgeschoben, um einen Akt der Opposition zu bemänteln.

Diese leichte Wolke verhinderte übrigens nicht, daß neue Gunstbezeugungen bei Gelegenheit der Krönung der Familie Orleans zu Theil wurden. Der Herzog von Chartres, der Liebling der Herzogin von Berri, erhielt den Orden des heiligen Geists und wurde zum Oberst eines Regiments Husaren ernannt, deren Generaloberst sein Vater war. Bei Gelegenheit der Krönung ließ der Herzog von Orleans seiner Ergebenheit auf bemerkenswerthe Art freien Lauf und Karl X. wurde gerührt von dem lebendigen und enthusiastischen Ausbruch einer Liebe, die er wohl für aufrichtig halten konnte, denn er hatte sie verdient.

Gegen Ende des Jahrs 1825 entstand jedoch eine gewisse Spannung zwischen dem Schlosse und dem Hause Orleans. Das vollkommene Einverständniß der beiden Linien erlitt einige Störung,

als die Art, wie fürstliches Vermögen verwaltet werden sollte, zur Sprache kam. Die ältere Linie glaubte, daß für Personen aus fürstlichem Geblüte geben so viel wie verwalten heiße. Die jüngere Linie hatte in dieser Hinsicht vielleicht weniger großartige, bestimmt aber reellere Ansichten. Als nun jener furchtbare rechtsgelehrte Rath, den wir schon früher vom Herzoge errichten sahen, alte Familienpapiere durchstörte, fand er Documente auf, die dem Hause Orleans Eigenthumsrechte zu geben schienen über ein gewaltiges von Dünen, Morästen, Wiesen und Heiden eingenommenes Gebiet, welches wenigstens dreihundert Gemeinden des Departements de la Manche seit undenklichen Zeiten besaßen und benützten. Gegen dreißig tausend Grundeigenthümer wurden in diesen Prozessen verwickelt, schon waren Streitschriften gewechselt und Urtheile gefällt worden, als Karl X. sehr betroffen über die Impopularität dieses von einem Prinzen seines Hauses gegen so viele Gemeinden angefangenen Prozesses dem Herzoge von Orleans sein Mißfallen darüber zu erkennen gab. Er erinnerte ihn bei dieser Gelegenheit an den übeln Eindruck, den im Jahr 1824 sein mit der Stadt

Paris über die Austrocknung des Ourqflusses begonnener Streit gemacht und an seine von der durch die Stadt niedergesetzte Kommission unbesiegbare Hartnäckigkeit, mit welcher er einen dem Handel und dem Gesundheitszustande der Hauptstadt so schädlichen Prozeß geführt hatte.

Auf diese Bemerkungen hin nahm der Herzog seine gegen die Gemeinden des Departements de la Manche angestellte Klage zurück, die jedoch bald von einer Gesellschaft, an welche der Herzog seine Ansprüche abgetreten hatte, wieder aufgenommen wurde.

Während die Familie Orleans solchergestalt durch alle Mittel und Wege ihr unermeßliches Vermögen zu vermehren suchte, sah die Herzogin von Berri ihre Freuden und ihre Hoffnungen in ihren Kindern täglich mehr heranwachsen. Dem bei den Kindern von Frankreich eingeführten Gebrauche gemäß hatte Heinrich Dieudonné seine ersten sechs Jahre in Frauen-Händen zugebracht und von Frau von Gontaut waren die ihr auferlegten hohen Pflichten vollkommen erfüllt worden. Er versprach einen lebhaften, aber gutmüthigen Charakter und eine Fassungsgabe zu bekommen,

die seit seinen ersten Lebensjahren mit seltner Leichtigkeit Alles begriff. Man hatte für ihn ein Mittel, um seinen Eifer anzutreiben, erdacht, das ganz des gern gebenden Geschlechts, dem er entsprossen, würdig war. Sein gutes Betragen und sein Fleiß wurden mit Anweisungen belohnt, die sein Großvater einlöste. Das Geld für diese Anweisungen war bestimmt, am St. Heinrichstage sechs Greise und eben so viele Kinder neu zu kleiden. Noch befand er sich in Frauen-Händen, als er schon ein Geheimniß zu bewahren wußte; um einen seiner Diener von der ihm drohenden Ungnade zu bewahren, verweigerte er selbst dem Könige, den er fürchtete, denjenigen zu nennen, aus dessen Munde er ein Wort aufgefaßt hatte, das etwas zu sehr nach der Kaserne roch, und das dem jungen Prinzen in einem Augenblicke der Ungeduld entschlüpft war. Vorliebe für Soldaten schien ihm gleichsam angeboren. An hellen Wintertagen war ihm in einem Alter von fünf Jahren nichts lieber als wenn er, wie er es nannte, sein Lager auf einem Grasplatze im Garten des Elysée-Bourbon aufschlagen konnte, wohin er sich nebst seinen Spiel-Genossen in voller Uniform eines Gardegrenadiers,

mit Tornister, Feldflasche und allen Zubehör ausgerüstet, begab. Dann wurde ein großes Feuer aufgemacht nnd in einem Feldkessel gekocht und nie versäumte er, seiner Mutter und dem Könige von seiner Fleischbrühe zu schicken, die beide mit dieser Bivouacs-Artigkeit viel Scherz trieben. Einst hatte er unbesonnener Weise mit seinem Säbel einen Schloßdiener im Gesichte geritzt und Frau von Gontaut wollte ihm dafür den Säbel wegnehmen. — „Nein," rief er mit voller Kraft seines fünfjährigen Alters, meinen Säbel gebe ich keiner Frau!" und eilig überlieferte er ihn einem Gardeoffizier, der wenige Schritte von ihm entfernt stand.

Solche Züge waren die Wonne des engern vertrauten königlichen Kreises, und neue Hoffnungen schöpfte die Herzogin von Berri aus dieser Kindheit à la Henri IV., die sich durch treffende und kühne Antworten zu erkennen gab, gern in einem Feldlager spielte und bei dem Anblicke eines Degen aufgeregt wurde.

Die Zeit, wo der Prinz in Männerhände übergehen sollte, war unterdessen herangerückt. Der König hatte den tugendhaften Herzog von

Montmorency zu seinem Gouverneur ausgewählt; bevor er jedoch seine Functionen antreten konnte, die er eine schwere und furchtbare Last, den Schrecken der Schwäche und eine ewige Beschäftigung seines Gewissens nannte, wurde er vom Tode weggerafft, und der Herzog von Rivière bestimmt, an seine Stelle zu treten.

Am 15. October 1826 wurde Heinrich von Frankreich den Händen seines Gouverneurs überliefert. Es war ein feierlich rührender Auftritt. Nach der Messe führte die Herzogin von Berri ihren Sohn in das Kabinet des Königs. Die sie begleitende Vicomtesse von Gontaut hielt den Prinzen an der Hand und brachte ihn zum König. Karl X. richtete hierauf folgende Worte an den neuen Gouverneur: „der größte Beweis von Vertrauen und Achtung, den ich Ihnen, Herzog von Rivière geben kann, besteht darin, daß ich Ihrer Sorgfalt die Erziehung des uns von der Vorsehung geschenkten Kindes, das auch das Kind Frankreichs ist, anvertraue. Ich hege die gewisse Ueberzeugung, daß Sie diesem wichtigen Amte mit dem Eifer und der Klugheit vorstehen werden, die Ihnen

Ansprüche auf meine, meiner Familie und aller Franzosen volle Dankbarkeit geben müssen."

Drei Tage früher hatte Frau von Gontaut an den Herzog von Rivière ein langes Schreiben erlassen, das wohl verdient, aufbewahrt zu werden, als der gewissenhafteste Beweis, wie weit die Erziehung des Herzogs von Bordeaux gediehen war, als er der Sorgfalt seines Gouverneurs übergeben wurde.

„Der Herr Herzog von Bordeaux hat so eben sein siebentes Lebensjahr begonnen; in wenigen Tagen, mein bester Herzog, wird dieses theure Pfand aus meinen Händen in die Ihrigen übergehen. Eine sehr weise Einrichtung ist der alte Gebrauch, eine doppelte Erziehung statt finden zu lassen und meinem Geschlechte die Sorge anzuvertrauen, die physischen und moralischen Kräfte auf die wichtige Entwicklung vorzubereiten, die zu den Attributen des Ihrigen gehören.

„Ich schmeichle mir nicht, daß Sie vielen Nutzen aus den Bemerkungen ziehen dürften, die Sie von mir über das Temperament, den Charakter und die Erziehungsmethode unseres jungen Prinzen verlangt haben, doch kann ich mir nicht das Ver-

gnügen versagen, über ihn mich weiter auszulassen; auch gewährt es mir Freude, seine aufstrebenden Eigenschaften zu schildern.

„Die Gesundheit des Herrn Herzogs von Bordeaux ist im Allgemeinen sehr gut; sie hat nur leichte vorübergehende Störungen erlitten, und sich besonders seit einem Jahre beträchtlich gebessert. Diesen Vortheil glaube ich durch eine streng befolgte Lebensordnung erlangt zu haben.

„Meine einzige bei der Erziehung angewendete Methode hat in einer unausgesetzten Beobachtung bestanden; jede Gelegenheit benützte ich, um zu bessern und zu belehren, und nie ließ ich einen begangenen Fehler vorübergehen, ohne von ihm Veranlassung zu nehmen, Betrachtungen durch ihn bei dem Prinzen zu erwecken. Ich sah, ich hörte Alles, nichts konnte mir verborgen bleiben. Die geringsten Kleinigkeiten wurden von mir angeordnet, selbst die Fehler der auch mit der Erziehung beschäftigten Personen wurden von mir überwacht, die leiseste Schmeichelei unterdrückt, die strengste und gewissenhafteste Wahrheit zur Pflicht gemacht.

„Monseigneur und Mademoiselle vertrauten blind meinen Worten, denn sie wissen, daß

ich sie niemals, selbst nicht im Scherze, getäuscht habe, und große Sorgfalt habe ich auf diesen Punkt verwendet. Ein Scherz, den der Geist eines Kindes noch nicht zu begreifen vermag, setzt es in Verlegenheit, raubt ihm sein gemüthliches Vertrauen, demüthigt und erzürnt es sogar, wenn es glauben kann, man habe nur Spott mit ihm getrieben.

„Monseigneur bedarf solcher Schonung sogar mehr als viele andere Kinder; die Geradheit und der Edelmuth seines Charakters lassen ihn Alles sehr ernst aufnehmen. Glaubt er zu bemerken, daß man irgend Jemand weh thut, so wird ein Solcher, ihm unterdrückt Scheinender, der Gegenstand seiner lebhaftesten Theilnahme; mit Wärme vertheidigt er ihn, und verschont nicht mit Vorwürfen die von ihm am meisten geliebten Personen. Er zeigt sogar bei solchen Gelegenheiten eine mit der gewöhnlichen Schüchternheit seines Charakters stark contrastirende Energie. Bei einem solchen Kinde mußte ich sogar den Schatten einer Ungerechtigkeit vermeiden.

„Seine Schwester liebt er mit ungewöhnlicher Zärtlichkeit, für sie ist er sanft, gefällig, aufmerk-

sam. Stets habe ich unter den Geschwistern kleine Streitigkeiten, wie sie gewöhnlich bei Kindern vorkamen, zu vermeiden gesucht; so wenig wichtig sie auch dem Anscheine nach seyn mögen, so geben sie doch immer Veranlassung zu Discussionen, die unmerklich den Charakter verbittern. Auch habe ich die königl. Hoheiten, so viel mir möglich, vor den Gefahren der Launen dadurch zu schirmen gesucht, daß ich niemals einen gefaßten Entschluß änderte, und stets das Verheißene that.

„Zeit, Liebe und Zärtlichkeit ist erforderlich, um Monseignents Vertrauen zu erlangen. Sein Gesicht zeigt mir die Stimmung seines Gemüths; wenig spricht er von dem, was er empfindet; er besitzt viel Empfindlichkeit, für sein Alter aber große Gewalt über sich selbst; ohne sich zu beklagen, habe ich ihn Schmerzen ertragen sehen.

„Man hat sich über die von ihm gemachten Anstrengungen gewundert, um eine Schüchternheit zu bemeistern, die auszurotten mein sehnlichstes Bestreben war. Ich mußte ihm begreiflich machen, wie nothwendig es für einen Prinzen sey, mit Anstand und Anmuth und verständlich mit Fremden zu reden. Diese Sorge hat mich fortwährend in

Anspruch genommen und die Fortschritte, die man in diesem Jahre bei der Reise nach St. Cloud so sehr bemerkte, sind Früchte seiner Folgsamkeit gegen mich und des rührenden Bestrebens, meinem Rathe nachzukommen.

„Oft ist Sr. königl. Hoheit öffentlich Unterricht ertheilt worden, um Personen, die mich darum ersucht hatten, Zutritt zu verschaffen. Monseigneur gewann dadurch an Ungezwungenheit und Sicherheit; auch fand ich dadurch Gelegenheit, seinen Verstand und seine um so merkwürdigere Auffassungsgabe bemerklich zu machen, weil sie mit einem ungemein großen Ungestüm verknüpft ist, der als sein einziger, seit der Wiege ihm anklebender Fehler zu betrachten seyn dürfte. Ich habe mich stets bemüht, diese Hastigkeit ihm abzugewöhnen, oder schnell ihre Ausbrüche zu unterdrücken. Immer hört der Prinz auch auf vernünftige Vorstellungen und hat sich noch nie gegen die unerschütterliche Festigkeit aufgelehnt, die ich als unumgänglich nothwendige Grundlage einer soliden Erziehung anwenden zu müssen glaubte.

„Oft habe ich gesehen, daß er mitten in großer Heftigkeit durch einen einzigen Blick, durch ein

einziges freundliches Wort besänftigt werden konnte und oft sah ich mich veranlaßt, ihn für einen mir offenherzig eingestandenen Fehler trösten zu müssen. Immer bin ich bemüht gewesen, ihm jedes Mittel und jeden Vorwand, seine Fehler vor mir zu verbergen, zu entreißen; falsche Scham führt unvermerkt zu Verstellung und Lüge. Sehr glücklich macht es mich, behaupten zu können, daß Monseigneur bis zur Aengstlichkeit wahr und aufrichtig ist. In Betracht seines lebhaften Charakters und der hohen, ihn erwartenden Bestimmung, hielt ich es für nothwendig, ihn zu gewöhnen, zuvor zu überlegen und nachzudenken, ehe er handelt. Das Wort „Gerechtigkeit“ übt wahre Zaubergewalt auf ihn aus. Noch nie ist mir ein aufrichtigeres Gemüth vorgekommen.

„Aus Rücksicht auf die Erziehung, die der Prinz verläßt, halte ich es für meine Pflicht, eine genaue und ganz specielle Erläuterung über die von ihm bis auf diesen Tag erlangten Kenntnisse beizulegen, und wenn Sie, mein bester Herzog, die letzten dreizehn Monate der Erziehung des liebenswürdigen, Ihnen jetzt anvertrauten Kindes, bis in die kleinsten Details verfolgen wollen, so werfen

Sie nur einen Blick auf das von jedem Lehrer geführte Tagebuch, in welchem Sie Tag für Tag das Gute wie das Schlimme mit der pünktlichsten Wahrheit aufgezeichnet finden werden.

„Laut muß ich den Personen, die von mir beauftragt waren, mich bei der Erziehung der beiden fürstlichen Kinder zu unterstützen, volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen; sie haben redlich ihre Pflicht erfüllt; dies Zeugniß gebührt ihnen um so mehr, als die durch ihren Eifer zu Wege gebrachten sehr großen Fortschritte weder ihrer Gesundheit schadeten, noch ihnen beschwerlich fielen. Die Unterrichtsstunden waren kurz, interessant und heiter, Gemüth und Augen, Verstand und Gedächtniß beschäftigend und durch lange Erholungszeiten unterbrochen.

„Ein fürstliches Kind, das zu häufig belobt wird, geräth in Gefahr, sich selbst für ein Wunder zu halten. Um diesen Uebelständen vorzubeugen, ließ ich Monseigneur und Mademoiselle mit andern Kindern ihres Alters öfters um die Plätze durch Lernen kämpfen. Ich suchte durch dieses Mittel sie daran zu gewöhnen, ohne Neid die Belohnung Anderer zu sehen und ohne Eitelkeit

selbst dergleichen zu erlangen. Vorzügliche Sorgfalt wendete ich darauf, zur vertraulichen Theilnahme an Unterricht und Spielen nur ganz gut erzogene Kinder zuzulassen, und auch diejenigen, die mir als solche bekannt waren, wurden stets beobachtet; denn es ist nothwendig, alles zu hören, weil in der Erziehung nichts gleichgültig ist, Beispiele aber von den unermeßlichsten Folgen sind. Solche Aufsicht ist ohne Zweifel für einen Gouverneur oder eine Gouvernante höchst beschwerlich, denn sie muß ununterbrochenen Fortgang haben, sie erschien mir aber von solcher Wichtigkeit zu seyn, daß ich mir in dieser Pflicht nicht die mindeste Nachläßigkeit jemals erlaubt habe.

„Bei jeder Gelegenheit suchte ich das Gemüth des Herrn Herzogs auf Moral und Religion hinzuleiten, die ich ihm als eine heranglänzende Hoffnung darstellte, allein ich habe gedacht, daß sein jugendliches Alter die Lehre der eigentlichen Dogmen noch nicht ertragen dürfte. Mit Zustimmung des Königs und Madame habe ich nur mit dem kleinen Katechismus angefangen und geschicktern Händen eine Aufgabe hinterlassen, die für sie besser paßt.

„Noch habe ich eine Bedenklichkeit, die Ihnen, ich gestehe es, kleinlich erscheinen kann, und diese besteht darin, daß ich niemals irgend Jemand erlaubte, allein bei dem mir anvertrauten kostbaren Pfande zu verweilen, weil ich es mir zum festen Gesetz gemacht hatte, zwischen ihm und mir, bei Tag und bei Nacht, bei Verweisen und Strafen und beim Unterrichte stets einen Zeugen gegenwärtig zu haben. Ich ging dabei von der Ansicht aus, daß ich jedem Franzosen für dieses Kind Frankreichs verantwortlich sey.

„Stets strebte ich, einen Zeugen meiner Handlungen zu haben, um zu beweisen, wie aufrichtig ich mich bestrebte, meine Pflicht gegen die königliche Familie zu erfüllen, die mich mit einem so schmeichelhaften Vertrauen beehrte. Mein von Natur aus deutlich und scharf ausgesprochener Charakter würde mir eigentlich nur schwer erlaubt haben, Jedermanns Ansichten Gehör zu geben; der Gedanke jedoch, daß jeder Franzose dieses Kind wie sein eigenes betrachtet, machte es mir möglich, daß ich, anstatt durch die vielerlei Rathschläge mich verletzt zu fühlen, ich mich im Gegentheil glücklich schätzte. Gedanken

auszuführen, die nicht von mir ausgegangen waren.

„Es ist Zeit, mein theuerster Herzog, daß ich endlich diesen langen Brief schließe, in dem ich Ihnen eine unbefangene Schilderung der ersten Erziehung unseres geliebten Prinzen zu geben wünschte. Meine Aufgabe ist erfüllt. Die Vergangenheit gilt mir nichts mehr, in der Zukunft suche und finde ich einen großen Fürsten. Möge dieses theure Kleinod ein solcher werden, möge er dem Wunder seiner Geburt, möge er unsern Wünschen entsprechen! Möge er gottesfürchtig werden ohne Aberglauben, gelehrt ohne Stolz, möge er seine Kraft in seiner Rechtlichkeit, in seiner Weisheit finden! Möge er endlich einst Ihr Ruhm und Frankreichs Ehre werden!

„Vicomtesse de Gontaut.“

Merkwürdig ist es, nach acht Jahren die Keime der Eigenschaften mit ihrer Entwicklung, die Anlagen mit ihrer Ausbildung, Heinrich Dieudonné, das Kind, mit Heinrich Dieudonné, dem Jünglinge, zu vergleichen.

Fünfzehntes Buch.

Fünfzehntes Buch.

Die Herzogin von Berri hält sich entfernt von aller Politik. — Zwei wichtige Momente in ihrem Leben. — Kurzer Blick auf die gegenwärtige Lage. — Ende vom langen Ministerium Villèle. — Ursache seines Sturzes. — Befürchtungen des Königthums und des Bürgerstandes. — Versöhnungsversuche. — Das Ministerium Martignac. — Madame macht eine Reise in die westlichen und südlichen Provinzen des Reichs. — Sie besucht Chambord. — Sie bewundert Primaticcio's Meisterwerk. — Herr von Calonne empfängt die Prinzessin. — Sie schreibt ihre Namen auf die Lilie. — Ihr Einzug in die Vendée. — Ihre Antwort auf eine Bemerkung über die schlechten Wege in der Vendée. — Viele vornehme vendéeische Damen werden Ehren-Damen bei ihr. — Madame betet in der Kirche St. Florent auf der Stelle, wo Bonchamps Pardon gab. — Der Ruf „vive le roi!“ und das „De profundis“ in Quiberon. — Ansicht der Gegend. — Die Reste der katholischen und royalistischen Heere erheben sich und ziehen der Prinzessin entgegen. — Die Kirchhöfe sind mit weißen Fahnen geschmückt. — Man zeigt ihr Cathelineau's Haus. — Enthusiasmus der Land-

leute. — Aufnahme beim Adel. — Lagrange, Cliffon, Servant u. s. w. — Feste. — Das Mahl unter freiem Himmel. — Musik. — Der Binion, die Bèze und Flintenschüsse. — Madame in einer Vendée-Hütte. — Madame und die Vendéer Pfarrer. — Eindruck dieser Reise in die Vendée auf Madame. — Der im Jahre 1832 unternommene Zug hat seinen Ursprung in der Reise vom Jahre 1828. — Madame im Süden. — Wallfahrt zu Heinrichs IV. Geburtsstätte. — Madame kommt nach Paris zurück.

Wir bemerkten schon früher, daß die Herzogin von Berri während der Restauration sich in keinerlei politische Angelegenheiten mischte. Vermöge der bestehenden Gesetze kam ihr keine Theilnahme an Staatsgeschäften zu, folglich hatte sie keinen Grund sich mit Politik abzugeben, und um bis zu Intriguen sich herabzulassen, dazu war sie zu stolz. Uebrigens lag es auch nicht in ihrem Charakter, Gelegenheiten aufzusuchen, die ihr politischen Einfluß hätten verschaffen können; nur wenn irgend eine Pflicht sie zur Einmischung aufforderte, dann zeigte sie sich stets bereit. Man hätte von ihr behaupten können, daß eine doppelte Persönlichkeit in ihr obwaltete, die junge Frau, die sich auf Bällen und Vergnügungen belustigte und die

Fürstin, die bei ernsten Vorfällen Maria Theresia's Blut in ihren Adern fühlte. Unter solchem zweifachen Gesichtspunkte hatte sie sich seit ihrer Vermählung der Welt zu erkennen gegeben. Der große Charakter, den sie unter der anscheinenden Unbedeutendheit ihrer Neigungen und unter der anmuthigen Leichtigkeit ihres Benehmens verbarg, hatte sich zweimal durch rasche Blitze verrathen. Während dieser ganzen Zeit hatte sie sich fast immer nur sanft und liebenswürdig gezeigt, der 13. Februar und der 29. September ließ sie muthig und groß erscheinen.

Die neutrale Stellung, welche Madame diese ganze Periode über behauptete, enthebt uns der Mühe, die Begebenheiten, an denen sie keinen Theil nahm, genauer zu schildern, demungeachtet wird es nothwendig seyn, die hauptsächlichsten Ereignisse der politischen Geschichte wenigstens anzudeuten; denn wenn die Herzogin auch gerade keinen Einfluß auf die allgemeine Lage ausübte, so wurde sie darum doch nicht weniger von derselben, die mit unglaublicher Schnelligkeit der Entwicklung zueilte, fortgerissen. An der Aufregung der Factionen und der Meinungen nahm

sie zwar keinen Theil, allein der Boden, auf dem sie stand, bewegte sich unter ihren Füßen.

Nach siebenjähriger Existenz hatte das lange Ministerium seine Endschaft erreicht und Herr von Villèle seine Macht verloren. Die Ursache seines Falles stieg bis zum Ministerium Decazes hinauf. Das Betragen dieses Ministers hatte den Keim eines zweifachen Mißtrauens in die Gemüther gelegt. Von der einen Seite mußten die Royalisten die Erfahrung machen, daß sie von der Regierung des Königs von einem allmächtigen Minister, so zu sagen von ihrem eigenen Gebiete, ausgeschlossen werden konnten, denn es hatte ihnen das Anwachsen der Revolution und ihren eigenen Sturz als möglich gezeigt. Von einer andern Seite hatte dieses Ministerium die Royalisten dem Publikum als Männer bezeichnet, die vermöge einer systematischen Reaction den Lauf der Zeit zurückdrängen und die Gesellschaft in Verhältnisse versetzen wollten, die für das jetzige Jahrhundert nicht mehr paßten.

Diese beiden Ideen, die sich in verhaßter Nachbarschaft gegenseitig entwickelten, gelangten endlich dahin, daß sie das Ministerium Villèle durch ihren vereinten Angriff niederwarfen.

Die sich bedroht glaubenden Royalisten suchten Sicherheit und Bürgschaft gegen die Revolution zu erlangen. Die mittlern Klassen, denen das Ministerium Decazes zu verstehen gegeben hatte, daß die Royalisten den gesellschaftlichen Zustand bis zur alten Regierungsform zurückzwingen wollten, glaubten, daß man sich nur gegen sie, nicht aber gegen die Revolution in Sicherheit setzen wollte. Nun fiel ein panischer Schrecken auf Frankreich. Beklagenswerthe Verwirrung entstand unter den für Aufrechthaltung ihrer Rechte besorgten Menschen und unter denen, die gegen die Rechte des Thrones conspirirten.

Der in Frankreich so mächtige und zahlreiche Mittelstand, der das Haus der Bourbons mit so großer Begeisterung aufgenommen hatte, ging nach und nach zu einer höchst feindlich gesinnten Opposition über, und das Ministerium Villèle sank vor einer Bewegung des Bürgerthums, hinter welchem die Revolution die geringe Zahl ihrer Anhänger und die Schwäche ihrer Hülfsmittel verbarg.

Das Ministerium Martignac war das Ergebniß dieser schwierigen Lage, das man als einen

Versuch betrachten kann, die Revolution von dem Bürgerstande zu trennen, um Letztern zu befriedigen, ohne aufhören zu müssen gegen erstere in streitbarer Verfassung zu bleiben. Ein fast unausführbares Unternehmen, hauptsächlich in Hinsicht auf den Punkt, zu welchem die Gemüther und die Sachen gelangt waren; denn die Zugeständnisse, die man dem Bürgerthum, um es zu beruhigen, machte, benutzte die Revolution zu neuen Angriffen. Der Schild, welchen das Königthum den Bürgerklassen bewilligte, wurde von der Revolution wiederum unter den Hammer gebracht und ein Schwert aus ihm geschmiedet.

Unter solchen Verhältnissen schien das Königthum das Bedürfniß zu fühlen, seinen Völkern sich zu zeigen, um die Bande von Neuem fest zu knüpfen, die mit Zerreißung droheten. Es wurde beschlossen, daß König Karl X. die östlichen, die Herzogin von Berri die westlichen und südlichen Provinzen des Reichs besuchen sollte.

Seit langem schon hatte die Herzogin von Berri diese Reise zu machen gewünscht. Ihr Reiseplan war sehr weit ausgedehnt. Sie sollte durch die Tourraine gehen und kurze Zeit im

Schlosse Chambord, das von den Gemeinden des Königreiches ihrem Sohne geschenkt worden war, verweilen. Dann sollte die Reise durch Anjou, die Vendée und Poitou fortgesetzt werden, und sie sich durch die mittäglichen Provinzen nach Bordeaux begeben, die Hauptstadt des alten Herzogthums Gascogne, die dem Thronerben eben ihren Namen verliehen hatte.

Am 16. Junius 1828 reiste die Herzogin von Paris ab. Nachdem sie in Menars bei dem loyalen Herzoge von Belluno und später bei dem ehrwürdigen Herzoge von Avaray Halt gemacht hatte, ging sie bei dem kleinen Dorfe Carrault ungeachtet eines Sturmes, der die Ueberfahrt ziemlich gefährlich machte, über die Loire. Ganz Chambord war ihr entgegen geeilt. So von diesen braven Leuten umgeben, die ihr treuherzig ihre Anliegen vortrugen und ganz vertraulich mit ihr plauderten, begab sich die Herzogin zu Fuß nach Nonant, wo ihr Reisewagen sie erwartete. Je mehr sie sich dem Schlosse näherte, desto größer wurde die Menschenmenge, sämmtliche Bewohner der Umgegend waren in Festkleidern versammelt und bewillkommten sie mit Jauchzen und Blumen.

Ohne Escorte und ohne Gefolge hielt sie ihren Einzug in den Park durch das Thor von Muids. Niemand war zugegen als ein zahlloses jauchzendes Volk, welches Frankreich vorstellte, das diese schöne Besitzung geschenkt, und die Herzogin von Berri, die den Prinzen, ihren Sohn, vertrat, der sie bekommen hatte.

Madame fühlte sich von dem mächtigen Anblicke des Schlosses sehr ergriffen *). Die unzähligen

---

*) Es dürfte manchen unsern Lesern nicht unangenehm seyn, hier die Beschreibung von Chambord zu finden, die einer der gelehrtesten Männer des XVII. Jahrhunderts, Andreas Duchesne, in seinen Recherches curieuses sur les villes et chateaux de France, geliefert hat.

„Wenn ich alle von reichen und vornehmen Herren erbauten Lusthäuser, Paläste und Schlösser betrachte, so finde ich, daß das Schloß Chambord nach allen seinen Theilen gesehen, zu den wundervollsten gehört, die im gesammten Europa zu finden sind, weil es gleichsam einen Abriß liefert von der ganzen Kunstfertigkeit der Zeit seiner Erbauung. Der große König Franz I. wurde bei Erbauung dieses Schlosses so gut bedient, daß alle Theile dieses Bauwesens vollkommen der Größe und der Macht eines der größten Könige der Welt vollkommen angemessen sind.

Thürme und Thürmchen, die aus Chambord eher eine Königsburg, als ein bloßes Schloß machen, die Terrassen, die gleich anmuthigen Kronen die Höhen des Gebäudes bilden, die so malerische und doch in ihrer Einheit so verschieden gestaltete Façade, alles trug dazu bei, eine stumme Bewunderung hervorzubringen. Primaticcio's Meisterwerk erschien ihr in seiner vollen Glorie. Es schien, als habe die überall fliehende Zeit hier

---

Dieses Schloß liegt eine Stunde von der Loire und drei Stunden von Blois entfernt, welches man jedoch deutlich sehen kann; von allen Seiten wird es von Wiesen, Waldungen und Gewässern umgeben. Es ist geschmückt mit einer Treppe, die ihres Gleichen in Frankreich vergebens sucht, und die so wundervoll gebaut ist, daß viele Menschen zu gleicher Zeit hinauf und eben so viele hinunter gehen können, ohne daß sie einander sehen, so künstlich ist ihr Anblick einander gegenseitig verborgen. Den Augen der Neugierigen überlasse ich die Gemächer, Vorgemächer, Säle, Garderoben, Kabinette, Pforten und Gallerien. Eben so übergehe ich den großen Garten, und auch den der Königin, der fünf Morgen Landes einnimmt und an dessen Ende, nach Blois zu, man hauptsächlich eine sechs Toisen breite und eine halbe Stunde lange Allee bemerkt, die aus vier Reihen von sechs Fuß weit auseinander gepflanzten Rüstern besteht, deren man mehr

Halt gemacht, und Franz I. Zeitalter steige glänzend und majestätisch vor der Mutter des Kindes empor, das einst dieses großen Königs Thron einnehmen sollte.

An dem Thore des Schlosses wurde Madame vom Grafen Adrian de Calonne empfangen, von demselben, der die glückliche Idee hatte, Chambord von den Gemeinden des Königreiches dem Herzoge von Bordeaux anbieten zu lassen. Er hielt an die Frau Herzogin folgende Anrede: „Madame betreten ein an großen Erinnerungen reich ausgestattetes Schloß. Erbaut vom ritterlichen Könige, um das Wiederaufleben der Künste zu bezeichnen,

---

als sechs Tausend zählt und die in so grader Linie und auf so ebenen Boden stehen, daß die vom Alterthum so gelobten Baumgänge der alten persischen Könige, nichts dagegen seyn dürften. Wenn es unserm Könige Heinrich, dem großen Liebhaber vom Bauen, gefallen hätte, auch hier zu thun, was er anderwärts gethan, so würde dieses Schloß allein an Pracht und Größe alle andern übertroffen haben, denn schon in seinem jetzigen Zustande hält man es für geräumig genug, um alle Fürsten Europas logiren zu können und achtet man es für ein Gebäude, das Alles, was Baukunst jemals kunstvolles hervorgebracht hat, weit hinter sich lasse."

wurde es später von Ludwig den Großen bewohnt. Hier empfing er einen Souverain, dessen Tugenden und wohlthätiger Sinn lange Zeit im Gedächtnisse der dankbaren Nachwelt aufbewahrt blieben. Wenn schon der Sieger von Fontenay seine Lorbeeren in den Hallen dieses Schlosses aufhing, so wird Heinrichs erlauchte Mutter doch noch ein weit kostbareres Andenken zurück lassen. Ein Denkmal der Liebe der Franzosen zu den Bourbons muß Chambord für alle Zeiten das Andenken an jenen 29. September bewahren, dem es die Sicherheit seiner Zukunft verdankt."

Die Herzogin wünschte ein Schloß genau zu besichtigen, das allein eine kolossale Geschichte darstellte, und zwar eine durch das Genie der Menschen in Stein gehauene Geschichte. Zuvörderst bewunderte sie Primaticcio's wundervolle Treppe, die Treppe, die sie in die Gemächer leitete*). In

*) Diese doppelte Wendeltreppe ist die Erste, die jemals gebaut wurde. Mademoiselle de Montpensier war ganz entzückt darüber und äußert sich in ihren Memoiren folgendermaßen über sie: „einer der seltsamsten und merkwürdigsten Gegenstände in diesem Schlosse ist eine Treppe, die so construirt ist, daß eine Person herauf, die

diesen erwarteten sie neue Ueberraschungen und eine über alle Beschreibung herrliche Aussicht traf sie auf den Terrassen des Hauptthurms. Die den Park begrenzende Loire, der sechs Tausend Morgen große mit Wald besetzte Park selbst, durchschnitten durch die prachtvollsten Alleen, das alte Schloß von Blois, das hoch sich in die Lüfte erhebt und an jenen hochgestellten Rebellen erinnert, der mit allem seinem Blute sein Streben nach dem Throne bezahlte, am fernen Horizonte die Spitze des Münsters von Cléry, in dem ein französischer König ruht; jenseits die unzähligen Schlösser, ein glänzender Hof, der sich um Chambord drängt, wie ehemals ihre edeln Herren sich um den Monarchen drängten; endlich die prächtigen Forsten von Blois, von Bussy und von Boulogne, die alten Reste von jener Grafschaft Blois, die einst

andere herunter steigen kann, ohne daß sie auf einander treffen, obwohl sie sich gegenseitig sehen. Monsieur machte sich bei dieser Gelegenheit den Scherz, mir einen kleinen Streich zu spielen. Er stand oben an der Treppe, als ich unten ankam, stieg herab, wie ich herauf ging und lachte herzlich, als er meinen Vorsatz sah, ihm entgegen eilen zu wollen. Ich war recht vergnügt über den Scherz, der ihm sehr zu gefallen schien, und wurde es noch mehr, als ich endlich mit ihm zusammen kam."

einen Theil der Mitgift Valentinens von Mailand ausmachte, der Wittwe jenes gemeuchelmordeten Prinzen, der Ahnfrau des Vaters des Volkes, Alles dieses umfaßten ihre staunenden Blicke.

Als die Fürstin lange diese wunderherrliche Aussicht genossen hatte, wünschte sie bis zu der Lilie hinaufzusteigen, die den erhabensten Punkt des Schlosses bildet. Beim Herabsteigen machte es ihr Vergnügen, die Namen und Inschriften zu lesen, welche die Seitenmauern der Treppe bedecken. Alle Zeiten und alle Stände der Gesellschaft fanden sich hier durch unzählige Unterschriften verzeichnet. Der nur so kurze Zeit lebende Mensch läßt gern an Monumenten, die ihn überdauern, Spuren seines Daseins zurück. Madame verlangte ein spitziges Instrument. „Ich liebe," sprach sie, „dergleichen Erinnerungen; auch ich will meinen Namen hier herschreiben. Es wird mir Vergnügen machen, ihn wieder zu sehen, wenn ich einst zu dem Herzoge von Bordeaux hierher komme." Dann grub sie die Worte in den Stein:

Maria Karolina am 18. Junius*)."

*) Ein sonderbarer Zufall wollte, daß man gerade

Als Madame das Schloß verließ, stellte man ihr einen alten Vendéer vor, der Adjoint beim Maire von Malives war. Die Prinzessin näherte sich und sprach sehr gerührt zu ihm: „Sie sind aus der Vendée? Ich stehe im Begriff eine Reise durch ihr Land zu machen, von der ich mir großes Vergnügen verspreche, denn schon lange wünschte ich die Vendée zu sehen. Sehr lieb ist es mir, diesem Lande schon so nahe zu seyn.“

In Saumur begann eigentlich erst die Reise der Herzogin in die Provinzen des Westens, die jenen unsterblichen Riesenkampf gegen die Republik fochten. Saumur ist gewissermaßen die historische Pforte der Vendée, oder wenn man lieber will, die erste Leidensstation der Vendée, die von hier zu ihrer Schädelsstätte emporsteigt und die Spuren ihrer Siege und ihres edelmüthigen Blutes hinter sich läßt. Von hier aus tritt man ein in das wahre Gebiet des Vendée-Ruhmes. Jedes Gebüsch erinnert an ein Gefecht, jeder Stein an einen

---

am 18. Junius 1832 eine sehr genaue Nachsuchung in Chambord nach der Herzogin von Berri anstellte, die hier, wie man behauptete, verborgen seyn sollte.

schönen Namen. Heinrich von Larochejaquelein, der sieghafte Held, der in zwei Jahren ewigen Ruhm erfocht und der in einem Alter ein großer Mann wurde, in dem man kaum aufhört Kind zu seyn; Cathelineau, der Heilige von Anjou, Stofflet, der kühne Forstwart, aus dem der Krieg einen berühmten Feldherrn machte, der fromme Lescure, der barmherzige Bonchamps, alle diese großen Landleute, die ein eben so hochschlagendes Herz hatten als die hochgebohrendsten Freiherrn, alle diese tapfern Edelleute, die den Schlachtfelder-Krieg verlernen mußten, um den Waldkrieg, den Urkrieg, den eigentlichen Vendéekrieg, mit allen seinen Listen und Schleichwegen von Neuem zu erlernen; solche Bilder umringen uns von allen Seiten; hat man das Thor Saumurs verlassen, so hat man auch den Fuß auf diesen Heldenboden gesetzt.

Die Reise der Herzogin von Berri durch diese Gegenden hatte einen ganz eigenthümlichen Charakter. Es war keine jener officiellen Reisen, deren Details im Voraus vom Ceremoniell bestimmt sind, und wo der auf der großen Land-Straße echelonirter Enthusiasmus die Fürsten von

Etappe zu Etappe erwartet, um sie mit den unvermeidlichen Glückwünschen zu begrüßen. Einen ganzen Monat lang lebte die Herzogin ein wahres Familienleben mit der Vendée, deren Kinder für ihr Geschlecht gestorben waren. Ablegte sie bei ihrem Eintritte in diese heroische und doch so einfache Provinz alle höfische Pracht und Etiquette; sie wollte Alles sehen und auch von Allen gesehen werden. Denen, die ihr die unübersteiglichen Schwierigkeiten der Straßen, die ihr auf jedem Tritte in diesem Lande der Hecken und Gebüsche begegnenden Hindernisse entgegenhielten und bemerkten, das Land sey nur für Reiter und Fußgänger, keineswegs aber für Wagen zugänglich, antwortete sie: „bei schlechten Wegen werde ich eine Vendéerin!“

Und ihrem Worte gemäß wurde sie wirklich Vendéerin, als sie den Fuß auf den durch das Blut von Helden und Märtyrern geweiheten Boden setzte. Begleitet von den Frauen von Charette, Larochejaquelein, Bonchamps, Suzannet und andern, die man mit vollem Rechte die Ehrendamen der Vendée nennen kann, durchzog sie zu Pferde dieses Gebiet. In dieser kriegerischen

Provinz, wo Frauen selbst Soldaten wurden, um die Republik zu bekriegen, stand es einer Fürstin aus dem Hause Bourbon wohl an, den Beweis zu liefern, daß ihr Muth stark genug sey, die Zartheit ihres Geschlechtes und ihre persönliche Schwäche zu überwinden. Diese Reise glich auch ganz einem Feldzuge.

Jeder Tag brachte ein neues Fest, aber ein solches Fest, bei welchen das Andenken an Todte schwermüthige Schatten auf die Freuden der Lebenden wirft. Die Herzogin betrat, um die Messe zu hören, eine Kirche, da flüsterte es ihr ins Ohr: „das ist die Kirche St. Florent, die fünf Tausend auf Befehl des Generals Bouchamps gerettete Verwundete sah, der wenige Schritte von dem Orte im Sterben lag, auf dem Madame jetzt steht.“ Als sie sich Quiberon näherte, vernahm sie zu gleicher Zeit den Ruf, vive le Roi, sich zum Himmel erheben und das dumpfe de profundis aus dem Grabe derer ertönen, die dreißig Jahre vor dieser Zeit auf dieser ungastlichen Küste unter dem gleichen Rufe dem Tode entgegengegangen waren. Der Boden der Vendée schien unter dem Fuße einer bourbonschen Fürstin

sich zu beleben und zu seufzen. Die alten Ueberreste der katholischen und königlichen Heere hatten sich aufgemacht, um ihr entgegen zu ziehen und ließen stolz die verwitterten, in Schlachten abgenützten Fahnen wehen. Da gab es Scenen voll wunderoller Einfachheit und nicht zu beschreibender Feierlichkeit. Die Dörfer kamen und klopften an die Pforten der Schlöffer, um Theilnehmer zu ihrer Freude zu werben, wie sie sonst geklopft hatten, um Larochejaquelein, Lescure, d'Elbée, Charette zum heiligen Kampfe für die Vendée aufzufordern, der von einfältigen Bauersleuten für ihren Gott und für ihren König begonnen worden war. Die ganze Gegend bedeckte sich mit weißen Fahnen, und gleich dem Schlosse hatte jede Hütte seine eigene und zwar mit Recht, denn von der Hütte hatte in jenem hochherzigen Aufstande das Schloß sein Feldgeschrei empfangen. Von den Kirchhöfen sogar weheten weiße Paniere und abermals mit Recht, denn diejenigen, die bei der Blutarbeit gewesen und geblieben waren, die mußten nun auch wohl beim Triumphe seyn. Wußte man übrigens auch nicht, daß auf der treuergebenen Vendéer-Erde Alles den Bourbons

gehörte, Vergangenheit und Gegenwart, Lebendige und Todte und alles Land ober und unter dem Boden?

Tiefe Rührung war die fortwährend in der Herzogin herrschende Stimmung. An Ort und Stelle erzählte man ihr die Thaten und Wunder, die sich auf ihnen zugetragen. Welch herrliches Heldengedicht, wenn auf dem Schlachtfelde selbst, von denen, die Augenzeugen gewesen waren, in Gegenwart einiger Reste der alten heldenmüthigen und unsterblichen Schaaren ihre Thaten erzählt wurden!

Auf dieser Stelle hatte Cathelineau das Brod, das er eben knetete, verlassen, um die schönsten Heere und die besten Generale der Republik zu schlagen, und war plötzlich ein großer Feldherr geworden.

Nicht weit davon hatte Heinrich von Larochejaquelein seine berühmte Anrede gehalten: „Gehe ich vor, so folgt mir; weiche ich, so tödtet mich; falle ich, so rächt mich!“ Ein volles Jahr lang folgte die ganze Vendée diesem Führer, und mit welchem Ruhme! Und als sie endlich Halt machte, da geschah es, um ein Kreuz auf ein Grab zu stellen, bei welchem

sie noch in schlimmen Tagen ihre Gebete verrichtet. Und einzelne Züge erzählte man der Fürstin aus seinem ruhmbekränzten Leben: wie in der Schlacht von Fontenay die Blauen man hatte schreien hören: „auf den dort mit dem rothen Tuche schießt!“ weil Heinrich Larochejaquelein gewöhnlich ein rothes Tuch um den Kopf und um den Hals und mehrere als Gürtel trug, um seine Pistolen zu bewahren; und wie am Abend seine Offiziere ihn inständigst baten, doch diese Tracht zu ändern, um nicht mehr den Feindes-Kugeln ein so auffallend Ziel zu bieten. Doch unbekümmert um Gefahr, behielt der tapfere Jüngling seine Tracht, und wollte seinen Schlachtanzug nicht ändern. Da kleidete das ganze Heer sich wie der Führer, und nun vermochten die Blauen nicht mehr zu schreien: „schießt auf das rothe Tuch!“

Als die Prinzessin nach Beaupreau gelangte, erzählte man ihr, wie die Bauern in das Schloß des Marquis d'Elbée drangen und zu ihm sprachen: „Ihr seyd des Königs Offizier, stellt Euch an unsere Spitze und führt uns gegen die Republikaner!“ Und wie d'Elbée darauf entgegnete: „ich kenne meine Pflicht, Ihr Freunde, und werde zur

Vertheidigung des Königs sterben; doch Ihr seyd nicht Soldaten und besser thut Ihr, bleibt Ihr in Euern Hütten!“ Und abermals beharrten die Vendéer auf ihrem Vorsatze: „wir wollen ausziehen, um den König zu befreien; Ihr seyd Offizier und sollt jetzt unser Führer seyn!“ Noch einmal widerstand Elbée. „Die Nacht bricht ein,“ sprach er, „kehrt heim zu Euerm Heerde und denkt nach, was Ihr thun wollt, und soll ich Morgen doch noch Euer Führer seyn, so stell' ich mich an Eure Spitze. Doch überlegt, daß, wenn Ihr einmal zu den Waffen habt gegriffen, so dürft ihr nicht mehr aus der Hand sie legen. Man wird verbrennen Eure Häuser; für Euch ist keine Gnade mehr zu hoffen, und keine Ruhe mehr für Eure Kinder. Nicht blos Soldaten brauche ich, ich brauche Märtyrer!“ Bei diesen Worten wuchs die Begeisterung noch mehr, und laut erscholl es aus dem Haufen: „wir sind bereit zu sterben, um unsere Priester und unsern König zu erhalten!“ Noch einmal befahl Elbée, sie sollten jetzt alle friedlich nach Hause gehen und setzte hinzu: „ein Jeder, der auf jedes Unglück vorbereitet ist, der komme Morgen wieder;

für Heute nehm' ich kein Versprechen als bindend an."

Am andern Morgen kamen zweimal mehr und nun zog Elbée seinen Degen, um ihn nie wieder einzustecken.

Dann zeigte man der Herzogin die Hütte, wo, als der Stern der Vendée dem Untergange sich zuneigte, wie sein Verwandter, ein Bauersmann, schlecht und gerecht dem vor seinem Hause versammelten Volke dessen Tod verkündete: „wo der ehrliche Cathelineau seine Seele dem zurückgab, der sie ihm, um seinen Ruhm zu rächen, verliehen hatte!" Nicht weit davon wurde wieder gehalten; „Hier ist Lescure gestorben!" Dort legte sie den ersten Stein zu einem für Elbée zu errichtenden Denkmale. So führte man sie von Sieg zu Sieg, von Grab zu Grab, bis endlich zur letzten Stelle, wo das Heer noch einmal lagerte und Bonchamps, Lescure, d'Elbée todtwund schon waren, und wo endlich der unheilvolle Uebergang über die Loire statt fand, die Beresina der Vendéer.

Solche große Erinnerungen belebten die Kraft der Herzogin von Neuem, wenn Ermüdung sich

ihrer bemeistern wollte. Als ihr Jemand bemerklich machte, wie großen Beschwerlichkeiten sie auf einer Reise sich aussetze, bei der sie den ganzen Tag zu Pferde zubrächte, bei schönem Wetter der brennenden Hitze des Junius und oft Stürmen und Ungewittern ausgesetzt, antwortete sie: „es ist nicht mehr als billig, daß ich mich auch einiger Mühseligkeiten aussetze, um diejenigen kennen zu lernen, die ihr Blut für uns vergossen haben!“ So fand sie stets Worte, die zum Herzen des Volkes drangen!

Bei Besichtigung von Charette's Denkmal, verließ sie freiwillig den Arm ihres Stallmeisters, um sich von dem Neffen dieses berühmten Vendéers führen zu lassen. In dieser Stellung, wo eine Fürstin, die Stellvertreterin des Hauses der Bourbons, sich auf den Arm eines Charette stützte, lag ein so lebendiges und wahres Bild der Vergangenheit, daß lautes und langanhaltendes Beifallsgemurmel sich rings um Madame erhob. Es schien in dieser einzigen Bewegung Alles zu liegen, was das französische Königthum der Vendée verdanke.

Während der ganzen Reise näherten sich die

Landleute der Herzogin von Berri mit achtungsvoller Zutraulichkeit und unterhielten sich freimüthig mit ihr. Es gefiel ihnen sehr, wenn sie so muthig und kühn mitten unter den Gewehrsalven, mit denen sie überall begrüßt wurde, ihr Roß tummelte und häufig genug konnte man sie rufen hören: „Ei! seht nur die brave kleine Frau! Sie fürchtet sich nicht!“ Abends machte sie Halt vor irgend einem Schlosse, dessen Eigenthümer in größtem Eifer herbei eilten, um sie ehrerbietig an der Schwelle ihres Hauses zu empfangen. So rastete sie in La Grange, in Serrant, in Couboureau, in Clisson, in Vezin, in Landebaudière. Gestattete es die Witterung, so nahm sie ihr Mittagsmal unter freiem Himmel ein, von unzähligen Vendéern umgeben, die von Zeit zu Zeit Freudenschüsse aus ihren alten Musketen abfeuerten. In der Vendée giebt es kein Fest ohne Flintenschüsse, dies kriegerische Volk giebt seinen Beifall nur mit Waffen zu erkennen. Dann wurden Tänze angestellt, an denen die Herzogin nicht verschmähete, Theil zu nehmen; beim Schalle des Biniou und der Veze ertönten die alten National-Gesänge des Landes, denn in dieser

Gegend, die hartnäckig festhält ihre alten, tief in den heimathlichen Boden verwachsenen Sitten und Gebräuche, tanzen die Söhne nach der Melodie der Gesänge, die ihre Väter schon ergötzten und sterben auch wie sie unter dem Rufe „vive le Roi.“

Wenn ein andermal die Herzogin vom langen Marsche ermüdet, eintrat in eine Vendéer Bauernwohnung, um ein Glas Milch zu begehren, und die Hausfrau nun eilig von dem Felde heimkehrte, so fand sie die Prinzessin auf einer Bank bei der Wiege sitzend, und mit dem Fuße, dem Landesgebrauche gemäß, das Kind in den Schlaf wiegend. Zuweilen wurde auch in der Eile auf einem Ginsterfelde wie z. B. bei St. Aubin die Tafel aufgeschlagen und leicht hätte man dann, wenn man die Gewehrpyramiden und die emsig geschäftigen Gruppen sah, das Ganze für eine vendéische Versammlung halten können, die nach einem Schlachtage die Anstaltungen zu ihrem Mahle traf.

Beim Eintritte in jeden Flecken sah sich die Herzogin von den Pfarrern der nächstliegenden Kirchspiele bewillkommt. Fast alle waren alte Kriegsmänner, die einst, bevor sie das Kreuz

trugen, das Schwert geführt hatten. Verschont geblieben nach so harten Kämpfen, erhoben sie ihre vom Kriege verstümmelten Arme zu Gott und fleheten Barmherzigkeit herab auf die Asche ihrer alten Waffenbrüder. Das waren Beichtväter, die für Märtyrer beteten! Mit größtem Wohlwollen nahm die Herzogin ihre frommen Wünsche auf. Weder Ermüdung, noch schlechter Weg vermochten sie aufzuhalten, wenn es darauf ankam diesen ehrwürdigen Dienern Gottes dadurch Freude zu bereiten, daß sie in der bescheidenen Kirche ihres kleinen Weilers ihr Gebet verrichtete, und lieber würde sie an einem Schlosse vorüber gegangen seyn, als an einer Kirche oder an einer Hütte. Und doch, wie großartig, wie edel wurde sie nicht empfangen in den herrlichen ritterlichen Wohnungen der alten getreuen Geschlechter! So zeichneten sich die oben genannten Schlösser durch den Glanz ihrer fast königlichen Gastfreiheit aus. Wundervollen Anblick gewährte es, wenn unermeßliche Feuer auf den Höhen aufflammten, um das Annahen der Prinzessin zu verkündigen, und tausende von bewaffneten Vendéern ringsum in Gruppen vertheilt standen, und wenn endlich die Nacht

einbrach, überall begeisterte Gesänge ertönten, und alte, von langen Jahren geschwärzte Musketen auf den Schultern ehemaliger Krieger aus Bonchamps und Cathelineau's Zeiten glänzten*)!

Diese Reise durch die westlichen Provinzen ließ in dem Gemüth der Herzogin tiefen Eindruck zurück; die ihr bald nachfolgenden Ereignisse verwischten sie keineswegs. Von jetzt an schien es der Fürstin, als ob um sie und um die Vendée ein stilles aber festes Band geschlungen sey. Ihr Zug vom Jahre 1832 war auf der Reise vom Jahre 1828 geboren.

Auf der Fortsetzung ihrer Reise nach Bordeaux kam sie durch Blaye, und auch in dieser Stadt war ihr ein glänzender Empfang bereitet. Ihr Weg durch die mittäglichen Provinzen war ein ununterbrochener Triumphzug.

Der ernstern und streng gehaltenen Begeisterung

*) Besonders ausgezeichnet war das auf dem Schlosse Vezin gegebene Fest. Fast alle Kirchspiele des Landes waren, von ihren Hauptleuten geführt, herbei geströmt. Die größte Begeisterung brach sich endlich auf alle mögliche Weise Bahn, als Ludwig von Bourmont ein altes berühmtes Vendéelied anstimmte.

der Vendée folgte der feurige, fast überspannte Enthusiasmus des Südens. Der Ausdruck der Liebe zeigte sich auf andere Art, obgleich die Liebe selbst die nemliche geblieben war. Bordeaux empfing mit lautem Jubel die Mutter des Prinzen, der dieser großen und mächtigen Stadt Namen trug. Die ganze Umgegend wurde von der Fürstin besucht, und mit seltner Thätigkeit und männlichem Muthe unternahm sie mehrere eben so gefährliche als ermüdende Ausflüge in die Pyrenäen, bei deren einem sie den Gipfel des Vignemal erstieg, die höchste Spitze dieser rauhen Berge. Auch unternahm sie eine Pilgerfahrt nach Pau, um dort die Burg zu besuchen, in der Heinrich IV. das Licht der Welt erblickte. Stets kamen die Bourbons auf diesen großen Namen zurück, und auf dessen Andenken, das für sie, wie für ganz Frankreich als glückverheißendes Symbol erschien.

Gegen Ende des Septembers mußte Madame endlich an ihre Rückreise denken. Nachdem sie einen großen Theil des Reiches durchzogen hatte, kam sie am 1. Oktober nach Paris zurück, fast zu derselben Zeit, wo Karl X. von seiner großen

Reise aus den Ostprovinzen heim kehrte, berauscht von der ehrerbietigen Freude der auf seinen Weg herbeigeströmten großen Menschenmasse und überzeugt, daß alle seiner Dynastie noch etwa hier und da entgegenstrebende Hindernisse nur leichte Wolken wären, die ein einziger günstiger Wind sehr leicht vom Himmel würde treiben können.

Sechzehntes Buch.

Sechzehntes Buch.

Umstände, unter denen das Ministerium vom 6. August ins Leben tritt. — Furcht des Königsthums und des Mittelstandes. — Drohende Krisis. — Die Herzogin von Berri beginnt nach ihrer Rückkehr ihr gewöhnliches Leben von Neuem. — Ein Tag der Herzogin. — Ihre Audienzen. — Das gewöhnliche und außergewöhnliche Armen-Budget. — Die Bittschriften. — Einige Züge ihrer Wohlthätigkeit. — Sie läßt sich von ihrem General-Kontrolleur Vorschüsse machen, um Arme unterstützen zu können. — Verwendung ihrer Einkünfte. — Ihre Ansicht über die Pflichten der Fürsten. — Ihre Einnahmen und Ausgaben. — Häusliche Oekonomie. — Geordneter Haushalt. — Pracht der Herzogin. — Ihre Bälle. — Anecdoten. — Der Herzog von Chartres ist die Seele ihrer Feste. — Stets wachsende Vertraulichkeit der beiden Linien. — Testament des Prinzen Condé. — Die Herzogin trägt viel dazu bei, daß der Herzog von Bourbon den Herzog von Aumale zum Erben einsetzt. — Die Orleans sind gar zu gute Menschen. — Die neapolitanischen Bourbons reisen durch Frankreich nach Spanien. — Zusammenkunft der Herzogin von Berri mit ihrem Vater. — Ihre Worte zu ihrer Schwester, der neuen Königin von Spanien. — Der König von Neapel

in Paris. — Fest in Rosny. — Fest im Palais-Royal. — Große Pracht dieses Abends. — Karls X. Wort. — Garten-Emeute. — Letzte Zeit des Ministeriums Polignac. — Entwicklung der Lage Frankreichs, die bis zu Decazes hinaufsteigt. — Die Ordonnanzen sind nicht die Ursache der Julius-Revolution, sie geben nur Gelegenheit dazu.

Wir nähern uns jetzt der Catastrophe, die das Haus der Bourbons abermals auf fremde Erde verbannte und über Frankreich die Prüfungen einer neuen Revolution verhing. Von jüngst erfochtenem Siege umstrahlt verschwindet das Königthum; durch einen von den Leidenschaften seit fünfzehn Jahren vorbereiteten und ausgebrüteten und drei Tage lang in der Hauptstadt wüthenden Sturm wird der Thron umgestürzt, das Haus Bourbon wiederum verbannt, dies sind die ernsten Ereignisse, welche die Herzogin von Berri in ihren zartesten Neigungen treffen und ihr eine neue Laufbahn eröffnen, auf welcher seltsame Abentheuer ihr begegnen dürften.

König Karl X. und die Herzogin von Berri hatten auf ihren Reisen durch Frankreich nichts bemerkt, was sie hätte beunruhigen oder die düsteren Prophezeihungen rechtfertigen können, die

eine finstere Zukunft zu zeigen begannen. Voll der besten Hoffnungen waren sie zurückgekehrt; der sie auf ihrer Durchreise überall empfangende Jubel hatte weit mehr Aehnlichkeit mit Beweisen von Anhänglichkeit als von Drohungen gehabt. Unter diesen günstigen Anzeichen gährte jedoch eine höchst gefahrvolle Lage. Unter parlamentarischer Opposition verbarg sich eine politische Verschwörung. Jeder Tag verlieh der obschwebenden Krisis ernsteren Charakter vermöge des Mißtrauens, das diese Verschwörung den Machthabern einflößte, die in dieser Zeit politischer Heuchelei die übrigens ziemlich schwierige Unterscheidung zwischen denen, die nur die ministeriellen Maßregeln bekämpften und denen, welche die Dynastie niederzuwerfen strebten, nicht machten. Alle von dem Königthume, um sich gegen die revolutionären Umtriebe zu schützen, ergriffenen Anordnungen wurden zum Schreckbild für die Mittelklasse, welche die Vernichtung ihrer politischen Rechte fürchtete; und die hitzige Opposition der Mittelklasse schreckte ihrer Seits das Königthum, das, weil der Kreis seiner Gegner immer größer wurde, überall Feinde zu sehen begann. Die Männer, die während der ersten

Revolution und während des Kaiserreichs an der Spitze der Geschäfte gestanden hatten, und die nichts sehnlicher wünschten, als daß auch das Haus Bourbon in steter Abhängigkeit von ihnen bleiben möchte, betrachteten mit inniger Freude die Fortschritte einer Meinung, die ursprünglich von ihnen ausgegangen war, denn ganz paßte es in ihre Plane, wenn das Königthum stets unter ihrer Vormundschaft bliebe. Wurde es stark, so konnte es ihren Schutz abwerfen, verharrte es aber in seiner Schwäche, so mußte es sich ihr Joch gefallen lassen; sie verdoppelten folglich die allgemein verbreitete öffentliche Aufregung, und, wie es immer bei dergleichen Vorfällen zu geschehen pflegt, jede der beiden Parteien glaubte in der Furcht ihrer Gegner, Drohungen zu erblicken. Auf beiden Seiten rüstete man sich zur Vertheidigung und um den Krieg zu verhindern, griff man zu den sichersten Mitteln, die ihn unfehlbar herbeiführen mußten.

Unter solchen Umständen geschah es, daß der König das Ministerium des 6. Augusts berufen zu müssen glaubte. Nach der Ansicht des Königs sollte dieses Ministerium nur vertheidigungsweise

zu Werke gehen, leider war es aber nicht zu vermeiden, daß man es im Sinne des Bürgerstandes für ein Ministerium hielt, das auch angriffsweise verfahren sollte. Von jetzt an schien irgend ein Ausbruch nicht mehr unter die Unmöglichkeiten zu gehören und die Jedem hiervon inwohnende Ueberzeugung machte einen solchen Ausbruch drohender und wahrscheinlicher.

Nach ihrer Rückkehr war die Herzogin von Berri wieder in den Kreis ihres gewöhnlichen Lebens, das für sie schon festgestellte Regel geworden, getreten; jede Stunde ihres Tages hatte eine feste Bestimmung. Bei ihrer Ankunft in Frankreich pflegte die Herzogin sehr spät aufzustehen. Der Herzog von Berri, der die Ansicht hegte, die Tage seyen für Fürsten kürzer als für andere Menschen, sah diese Gewohnheit nicht gern und von diesem Augenblicke an wollte die Herzogin im Sommer sowohl wie im Winter nie länger als bis sechs Uhr im Bette verweilen. Sobald Madame aufgestanden war, mußten ihre Kinder zu ihr kommen, um während einer halben Stunde ihre mütterlichen Lehren zu empfangen und mit ihr sich jener traulichen und zärtlichen Unterhaltung

zu überlassen, die von allen Erziehungen die einfachste und beste ist. Wenn sie fort waren, hörte sie in ihrem Oratorium die Messe und nahm dann das Frühstück ein. Hierauf kamen die Spaziergänge, die stets einen nützlichen Zweck hatten. Bald brachte die Herzogin Trost und Hülfe in die Krankenhäuser, bald besuchte sie die großen industriellen Etablissements, denen ihr Besuch stets zur Aufmunterung diente. Gewöhnlich dauerten diese Ausgänge bis ein Uhr. Hierauf wohnte sie dem Unterrichte der beiden Töchter ihres verstorbenen Gemahls bei, jenes heilige, ihr vom sterbenden Fürsten hinterlassene Vermächtniß. Und mit religiöser Sorgfalt erfüllte Madame bis zum Tage ihrer Verheirathung die sich selbst gemachte Aufgabe.

Die noch bis zur Tafel übrige Zeit war Audienzen gewidmet. Ohne Unterschied empfing die Herzogin Alle, die Bitten ihr vorzutragen oder Gesuche anzubringen hatten, und mochte sie auch noch so sehr bestürmt werden, so wurde ihr doch nie die Zeit zu lang. Als man ihr einst vorstellte, daß sie sich gewiß höchst ermüdet fühlen müsse, entgegnete sie: nicht im Mindesten! denn während

der ganzen Zeit bekomme ich Wahrheit zu hören, und diese zu hören macht mir eben so großes Vergnügen, als andern Leuten das Lesen von Romanen.“

Gleiche Regelmäßigkeit fand in der Verwaltung des Hofstaates und der Haushaltung der Prinzessin statt. Für die Armen bestand bei ihr ein gewöhnliches und ein außergewöhnliches Budget. Der zehnte Theil ihrer Einkünfte war anfangs zu Unterstützung Unglücklicher bestimmt und wurde monatlich in die Kasse ihres Almoseniers abgeliefert. Dies war der, der Armuth gewidmete Zehnte. Mit weiser Verständigkeit wurde die Vertheilung vorgenommen, bei welcher sie selbst den Vorsitz führte. Ein Kammerdiener übergab ihr jeden Abend die eingelaufenen Bittschriften und Hülfsgesuche, die sie mit eigener Hand alphabetisch ordnete und in ein Verzeichniß eintrug. Mochte Madame auch noch so spät heimkehren, nie wurde dieses Geschäft bis zum folgenden Tage verschoben. Der Privatsekretär öffnete dann diese Bittschriften und verfertigte einen gedrängten Auszug aus ihnen. Die Prinzessin schrieb nun selbst auf den Rand, was sie geben wollte, um aber

nicht an unwürdige Bittsteller das Geld zu vergeuden, das sie als das Erbtheil wahrer Bedürftiger betrachtete, ließ sie nach manchen solchen Bittstellern sich genauer erkundigen und legte selbst ein Verzeichniß von dem Erfunde solcher Nachforschungen an. Wenn ein und derselbe Name öfter erschien, so befragte sie diese Bemerkungen, um Bitten, die sich öfter als die Bedürfnisse erneuerten, zurückzuweisen, und um, wie sie sagte, nur den Bedürftigsten zu helfen. Die Verwaltung ihrer Wohlthätigkeit war, wie man hieraus ersieht, äußerst geregelt.

Das gewöhnliche Budget der Armen bei der Herzogin haben wir nun erklärt, jetzt müssen wir aber auch über ihr außergewöhnliches Budget berichten. Außer dem zehnten Theile ihrer Einkünfte öffnete Madame ihre Privat-Chatoulle auch noch jener um so achtungsvolleren Bedürftigkeit, die von stolzer und edler Scham getrieben, Wohlthaten erwartet, aber nicht erbittet. Eben diese Kasse kam auch den dringenden Bedürfnissen zu Hülfe, welche die Wohlthätigkeit der Herzogin nie vergeblich in Anspruch nahmen, die aber zuweilen die eigentliche Almosenkasse ganz leer fanden. In

solchen Fällen geschah es öfters, daß die Prinzessin zu Anlehen ihre Zuflucht nehmen mußte. So trug es sich unter andern zu, daß eine arme Frau mit Drillingen niederkam, und sich durch diesen unverhofften und unerwarteten Segen oder vielmehr dreifachen Segen, für welchen sie drei Ammen, drei Wickelzeuge und drei Wiegen bedurfte, in große Verlegenheit versetzt sah. Die glückliche Mutter wußte nicht, was sie beginnen sollte; aber auch die Herzogin war in fast eben so großer Verlegenheit; der Monat war beinahe zu Ende, die Kasse ihres Almosenpflegers leer, die Privatbörse ebenfalls erschöpft. „Leihen Sie mir Geld," sprach sie endlich zu dem General-Kontrolleur ihres Hauses *), „ich gebe Ihnen diesen Vorschuß aus meiner Privatchatoulle zurück. Sie werden mir schon Credit geben, die arme Frau dergleichen aber nirgends finden."

Die Herzogin von Berri hatte sich den Grundsatz zu eigen gemacht, daß Fürsten sich gleich der

*) Er hieß Nichols und versah sein Amt so eifrig und rechtschaffen, daß ihm die Herzogin von Berri, als er ihr in Holy-Rood ihre Rechnungen ablieferte, ein Geschenk mit ihrem Bilde machte.

Sonne betrachten müßten, die nur darum aus den Flüssen Wasser aufzieht, um dasselbe als Thau oder Regen wieder zu spenden. Sie betrachtete ihre Civilliste als eine Allen gemeinsame und nur von ihr verwalteten Kasse. Künste und Gewerbe theilten sich mit der Armuth in sie. In allen Ausstellungen, in allen Magazinen begegnete man der Herzogin, wo sie gewöhnlich das Beste erkaufte, und es theils behielt, theils ihren Verwandten in Neapel, Wien oder Madrid zum Geschenk sendete, und durch begleitende Briefe diesen Hauptstädten Alles empfahl, was Schönes und Nützliches in Frankreich erschien. So war sie folglich in jeder Hinsicht die Beschützerin der Künste, der Gewerbe und des Handels.

Die Dotation der Herzogin belief sich auf 1,500,000, ihre neapolitanischen Einkünfte auf 100,000, ihre Domaine Rosny brachte ihr im Durchschnitte jährlich 130,000 Franken, so daß sich ihr jährliches Einkommen auf 1,700,000 Franken belief.

Betrachtet man die Mildthätigkeit der Prinzessin und ihren Aufwand, so begreift man kaum, wie ihre Ausgaben nicht beträchtlich ihre Einnahmen

hätten übersteigen müssen. So behaupteten auch manche schlecht unterrichtete Personen, sie habe viele Schulden gemacht, als aber im Julius der Tag der Offenbarung anbrach, erfuhr man, daß Madame ihren Lieferanten nichts weiter als den laufenden Monat schulde, und daß in weniger als vier Monaten Alles berichtigt war.

In ganz Frankreich fand sich vielleicht kein einziges Privathaus, in dem größere Ordnung geherrscht hätte, als in dem der Herzogin. Jeder Vorstand irgend eines Dienstzweiges, z. B. die Herzogin von Reggio, die Vicomtesse Just de Noailles, der Vicomte de Brissac und der Graf von Mesnard mußten ihr Budget vorlegen und im Voraus mit Madame die Ausgaben berechnen. Diese verschiedenen Budgets empfingen ihr Geld alle Monate und streng hatte die Herzogin befohlen, daß ihr vor dem 15. des folgenden Monats alle bezahlten Rechnungen des verflossenen vorgelegt würden.

Solchergestalt der Politik ganz fremd wendete die Herzogin von Berri ihren sämmtlichen Einfluß eines Theils auf das Gebiet der Wohlthätigkeit und andern

Theils auf das Gebiet der Eleganz und des guten Geschmackes.

Oft gab sie Bälle, die vermöge der auf ihnen erscheinenden Trachten und der verschiedenen aus der französischen Geschichte auf ihnen dargestellten Personen die schönen Künste zur Theilnahme an den Lustbarkeiten aufforderten. Auf einem solchen Feste trug es sich zu, daß ein Mensch, der ein ziemlich untergeordnetes Amt im Hofstaate Karl X. bekleidete, und der den König zur Prinzessin begleitet hatte, sich, ohne eine Einladungskarte erhalten zu haben, die Freiheit nahm, sich ihr gegenüber zum Tanze aufzustellen. Diese Unanständigkeit wurde bemerkt und der unbesonnene junge Mann veranlaßt, den Ball zu verlassen. Madame, die diesem Akte der Strenge sich nicht hatte widersetzen können und hörte, wie man in ihrer Nähe flüsterte, daß Entlassung wohl als fernere Strafe dem Entfernten wegen der sich herausgenommenen Freiheit treffen werde, begab sich am andern Morgen noch vor sieben Uhr zum Könige und verwendete sich sehr lebhaft für den armen Menschen. „Er wurde gestern," sprach sie, „hart genug bestraft. Bringen Sie ihn nicht heute

um seine ganze Existenz wegen einer so leicht verzeihlichen Unbesonnenheit.“ Die Güte der Herzogin fand bei der Milde des Königs leichtes Gehör.

Der Herzog von Chartres, jetzt kein Kind mehr, war die Seele dieser Gesellschaften und Feste; mehr als je zeigte er sich in den Salons der Herzogin und vorzüglich aufmerksam um ihre Tochter.

Der Gedanke an eine Heirath, welche die zwei Linien des Hauses Bourbon noch näher verknüpfen dürfte, lächelte den beiden Familien immer mehr zu, und begann auch im Publikum sich festzusetzen.

Jeden Tag gab Madame dem jüngern Zweige neue Beweise einer Zuneigung, die sie schon so oft thätig erprobt hatte. Es bot sich zu dieser Zeit eine wichtige Gelegenheit dar, wo sie sich den Interessen des Palais-Royal mit einer Wärme und mit einem Eifer annahm, die im höchsten Grade die Dankbarkeit des Herzogs von Orleans erregen mußte.

Das Haus Condé stand im Begriffe auszusterben. Napoleon, der vielleicht aus Strafe der Vorsehung nur einen zu frühzeitigem Tode verurtheilten Sohn hinterlassen hatte, hatte in dem

Graben von Vincennes die Hoffnungen dieses erlauchten Geschlechtes vernichtet. Die unermeßliche Erbschaft der Condé's schien sich folglich als reiche Beute demjenigen darzubieten, der geschickt genug war, sich ihrer zu bemächtigen. Der Herzog von Orleans, der von jeher einen großen Erwerbungsgeist bewiesen hatte, dachte früh genug an Mittel, diese Erbschaft einem seiner Kinder zuzuwenden. Das Unternehmen war schwierig. Der Herzog von Bourbon hatte die wenig günstigen Gesinnungen seines edeln und loyalen Vaters, des Prinzen Condé gegen die Orleans beibehalten. Während der französischen Revolution hatten bekanntlich diese beiden jüngern Zweige des königlichen Hauses ein ganz verschiedenes Benehmen beobachtet. Prinz Condé, der am Rhein die weiße Fahne aufpflanzte und alle Royalisten aufforderte, zur Befreiung des Königs in das Feld zu ziehen und Ludwig Joseph von Orleans, Egalité zubenannt, der im Prozesse Ludwigs XVI. für Königsmord gestimmt hatte, waren allerdings zwei ganz entgegengesetzte politische Pole gewesen. Es fanden folglich nur sehr selten Berührungen statt zwischen dem Palais-Royal und dem Palais-Bourbon, und

von Vertraulichkeit oder Zuneigung war keine Spur vorhanden. Weit entfernt von dem Gedanken, sein Vermögen der Familie Orleans zu vermachen, würde der Herzog von Bourbon, der anfangs den Herzog von Bordeaux und dessen Schwester zu Erben einsetzen wollte, weit eher geneigt gewesen seyn, nach einer Weigerung des Königs und der Herzogin, einen der neapolitanischen Bourbons, einen ihrer Brüder nämlich, zum Erben zu berufen, und ein solcher Prinz, der sodann in Frankreich sich ansäßig gemacht hätte, würde eine natürliche Stütze für seinen Neffen, den Herzog von Bordeaux, geworden seyn.

Ein weniger erfahrner und kühner Unterhändler, als der Herzog von Orleans, würde vor solchen Hindernissen zurückgebebt seyn. Die Schwierigkeit war zu groß, um sie Angesicht gegen Angesicht zu bekämpfen, er schlug folglich einen Seitenweg ein. Die Baronin von Feuchères, die der Güte des Herzogs von Bourbon Alles zu verdanken hatte, übte zu dieser Zeit einen großen Einfluß in seinem Hause aus. Der Herzog von Orleans ließ sie ahnen, welche Dienste sie ihm in dieser wichtigen Angelegenheit leisten könnte und versprach

ihr seinerseits, daß sie ihren Eifer und ihre Ergebenheit für die Interessen des Hauses Orleans nicht bereuen würde. Dieser Vergleich wurde ganz diplomatisch behandelt.

Wenn nun der Herzog von Orleans für einen seiner Söhne das reiche Erbe des Hauses Condé zu erhalten suchte, so nährte Frau von Feuchères ihrerseits einen andern Ehrgeiz. Von niederm Stande entsprossen, legte sie großen Werth darauf, die einzige ihr in der hohen Sphäre, in die sie die Gunst des Prinzen versetzt hatte, noch fehlende Ehre zu erlangen, sie wünschte nämlich nichts sehnlicher, als bei Hof vorgestellt zu werden. Als ausdrücklichen Preis ihres Schutz- und Trutzbündnisses in dem Erbfolgekrieg, der eben beginnen sollte, verlangte sie also, daß der Herzog von Orleans sich förmlich anheischig mache, ihre Präsentation im Schlosse einzuleiten und durchzusetzen.

Der Herzog von Orleans, welcher der Frau von Feuchères dadurch, daß er sie selbst mit großer Artigkeit bei sich empfing und auch seine Gemahlin bestimmte, sie bei sich zu sehen, einen Vorgeschmack dieser ausgezeichneten Gnade gegeben hatte, willigte

in die ihm vorgelegte Forderung ein. Von jetzt an begann Frau von Feuchères ihren Feldzug und operirte so schnell und so kräftig, daß nach kaum verflossenen drei Monaten der Herzog von Bourbon sich überwunden gab. Um den unaufhörlich erneuerten Angriffen zu entgehen, die seine Ruhe störten und den Frieden seiner letzten Lebenstage gänzlich zu untergraben droheten, schrieb der unglückliche Fürst selbst an den Herzog von Orleans, um ihn um Schutz gegen seine furchtbare Bundesgenossin zu bitten und ihn anzuflehen, Frau von Feuchères zu ersuchen, ihren von jetzt an zwecklosen Verfolgungen ein Ziel zu setzen, weil er sich ergäbe und einwillige, zu Gunsten des kleinen Herzogs von Aumale, den man seinem Wohlwollen mit so siegreicher Hartnäckigkeit empfehle, ein Testament zu machen.

Frau von Feuchères hatte ihr Versprechen erfüllt, nun war es am Herzoge von Orleans auch das Seinige auszuführen, und zwar mußte dieß nothwendig bald geschehen; denn was die Baronin gethan hatte, konnte sie auch wieder rückgängig machen und gerecht und klug war es folglich, sie zufrieden zu stellen. Die Erfüllung des ihr

gegebenen Versprechens war aber keine leichte Sache. In den Tuilerien hatte man sehr wenig Neigung, Frau von Feuchères zu empfangen, und als die Herzogin von Orleans zum ersten Male diese Person gegen die Dauphine (die Herzogin von Angoulème) erwähnte, entgegnete ihr diese Prinzessin mit höchlich verwunderter Strenge: „wie! Sie haben diese Frau bei sich gesehen?“ „Was wollen Sie!“ antwortete die Herzogin; „ich bin Mutter, habe eine zahlreiche Familie und muß vor allen Dingen an den Vortheil meiner Kinder denken.“

Die Herzogin von Berri, die mit ihrer gewöhnlichen Güte bei dem Herzoge von Bourbon dahin gearbeitet hatte, daß er zu Gunsten des Herzogs von Aumale seine letztwilligen Verfügungen treffe, sah von jetzt an Frau von Feuchères auch bei sich. Endlich gab selbst die Dauphine nach und König Karl X., der, von Madame bewogen, den Herzog von Bourbon schon hatte wissen lassen, daß er mit Vergnügen das Erbe der Condé's auf einen der Söhne des Chefs der jüngern Linie würde übergehen sehen, that sehr gern Alles, was die gesammte königliche Familie zum

Besten des ersten Prinzen vom Geblüte von ihm verlangte.

Als dieses für das Palais-Royal so wichtige Geschäft endlich abgeschlossen und in Richtigkeit gesetzt worden war, rief die Herzogin von Berri voll Theilnahme an der Freude ihres Oheims und ihrer Tante über die glückliche Beendigung, freudig aus: „So ist es recht! Die Orleans sind ja so liebe, gute Leute!“

Um diese Zeit reisten die neapolitanischen Bourbons durch Frankreich, um die Prinzessin Christine, die König Ferdinand VII. heirathen sollte, nach Spanien zu begleiten. Die Herzogin von Berri, die sich höchst glücklich fühlte, nach so langer Trennung ihre Familie wiederzusehen, erhielt von Karl X. Erlaubniß, derselben bis in die südlichen Provinzen, die sie passiren mußten, entgegen zu gehen. Die erste Zusammenkunft war ernst und rührend. Kaum den Kinderjahren entwachsen, schüchtern und furchtsam hatte der Vater der Herzogin seine Tochter entlassen; als anmuthige junge Frau, als eine Fürstin fand er sie jetzt wieder, die bei zwei wichtigen Vorfällen eine Festigkeit, einen Muth des Charakters bewiesen

hatte, die von ganz Europa bewundert worden waren, die als die Mutter des Thronerben, zwischen der Erinnerung an herben Verlust und der allgemeinen Hoffnung der Nation stehend, jetzt ohne Furcht vor dem sie liebenden Volke auftrat, dem er sie geschenkt und für welches sie so viel gelitten hatte.

Bei dieser königlichen Zusammenkunft waren alle Herzen mit hoher Wonne erfüllt. Freudig betraten die neapolitanischen Bourbons Frankreich, das Land ihrer Ahnen und ergötzten sich an der, ihrer Tochter in diesem herrlichen Lande entgegenkommenden Liebe. Alles schien ihnen zu lächeln. Als sie die Pyrenäen hinter sich hatten, konnten sie sich selbst sagen, daß alle die schönen hinter ihnen liegenden Gefilde einst dem Scepter ihres Enkels gehorchen würden, und daß alle die jetzt jenseits der Gebürge, die seit Ludwig XIV. keine Grenzen mehr bildeten, vor ihnen sich ausbreitenden Länder eine ihrer Töchter, die sie geleiteten, zur Herrscherin haben würde.

Die Prinzessin Christine war über Frankreichs Anblick ungemein erfreut; sie konnte nicht aufhören, das herrliche von ihr durchreiste Land laut

zu bewundern. Es schien sie nicht sehr zu treiben, bald über die Pyrenäen zu kommen, obgleich jenseits derselben ein Thron auf sie wartete; Frankreich, das sie zum ersten Male sah, hatte sie Alles vergessen lassen. Damals sprach die Herzogin von Berri die Worte zu ihr: „O gute Schwester! betrachte Frankreich nicht zu genau, sonst möchtest du es nie verlassen können!“

Der König von Neapel hatte versprochen, dem Könige von Frankreich bei seiner Rückreise in Paris einen Besuch abzustatten. Ihres Gesundheitszustandes wegen war es der Herzogin von Berri diesmal nicht möglich, ihrem Vater bis zur Grenze entgegen zu gehen; sie erwartete ihn dagegen in Chambord und empfing ihn im Namen ihres Sohnes in diesem Schlosse. Am 12. Mai fand die erste Zusammenkunft der beiden Könige statt. Mit der Freude und dem Stolze der Mutter, den sie stets empfand, so oft sie von ihrem Sohne und von ihrer Tochter sprach, stellte Madame ihre Kinder den neapolitanischen Verwandten vor.

Die Ankunft der neapolitanischen Verwandten in Frankreich war das Signal zu großen Festen. Vorzüglich bemerkbar machte sich das in Rosny

gegebene Fest, das sich vor allen andern durch seine anmuthige Eleganz auszeichnete. Der Herzog von Orleans, der den italienischen Bourbons so nahe verwandt war, wollte auch ihre Ankunft in Frankreich feiern und ließ deßwegen im Palais-Royal Vorbereitungen zu einer Soirée treffen, deren Pracht ein langes Andenken hinterlassen sollte.

Die königlichen Familien von Frankreich und beider Sicilien waren dazu eingeladen; zwei Könige, Prinzen, Prinzessinnen, die Illustrationen der Armee, die Mächte der Tribune, das Ministerium und die Opposition, die rechte und die linke Seite, die Centren, Alles drängte sich zu den weiten Sälen des Herzogs von Orleans. Die mit Orangerie und Blumen aller Art geschmückten Terrassen schienen die Salons in hängende Gärten zu verlängern. Von Feen-Hand glaubte man die wundervolle Illumination geschaffen, die von Weitem das Palais-Royal wie ein Zauberschloß erscheinen ließ.

Um neun Uhr Abends langten der König von Frankreich, der König und die Königin von Neapel, der Dauphin und seine Gemahlin, die Herzogin von Berri und der Prinz von Salerno im Palais-

Royal an. Am Fuße der großen Treppe wurden sie vom Herzoge von Orleans und seinen beiden Söhnen, den Herzogen von Chartres und von Nemours, empfangen.

Das Fest war prachtvoll; alles athmete Heiterkeit, und mitten in dieser Atmosphäre von Licht, Blumen und Harmonien gedachte der alte Monarch seiner Flotte, die in diesem Monate das Meer durchsegelte, um ein Königreich zu erobern. Er trat an ein Fenster und die Augen zu einem klaren und ruhigen Himmel aufschlagend, sprach er: „ein herrliches Wetter, meine Herren, für meine Flotte von Algier; in diesem Augenblicke muß meine Armee an Afrika's Küsten seyn.“

Während der alte König diese Worte sagte, fanden in den weiten Sälen noch andere Unterhaltungen statt. Man besprach die obwaltenden Schwierigkeiten der ganzen Lage; man vermochte keine friedliche Lösung des brennenden Problems, das die Gesellschaft verzehrte, zu erblicken. Mitten unter den heitern Gesichtern, die mit Blumen bekränzt nach dem Takte der harmonischen Töne des Orchesters vorüberflogen, tauchten von Zeit zu Zeit ernstere Gestalten, gefaltete Stirnen auf,

die dem Feste Hohn zu sprechen schienen. Alle Acteure des großen sich vorbereitenden Dramas waren zugegen; die Besiegten zur Seite der Sieger, die Angeklagten zur Seite der Richter, das Schloß Ham berührte das Luxemburg-Palais. Endlich sprach Einer zu dem Festgeber in einer Fenster-Nische: „wir tanzen auf einem Vulcane.“

Solchen Kontrast sah man überall. Während man sich im Innern der Salons mit Sicherheit der Freude überließ, ereignete sich in den Gärten eine Art von Emeute. Man riß die Gesträuche aus, häufte die Stühle aufeinander und zündete sie an. Die aufschlagenden Flammen ließen eine Feuersbrunst vermuthen, und der alte König konnte in dem Augenblicke, wo er von dem Ruhme sprach, den seine Waffen erringen würden, von der Höhe der Terrasse herab die unten herrschende Volksbewegung bemerken; treffendes Bild dessen, was in der Stille sich vorbereitete.

Kurze Zeit nach dieser Epoche wurde ein Symptom bemerkt, das alle nachdenkende Gemüther in Schrecken setzte und ihnen alle noch vorhandenen Illusionen entriß. Als die Nachricht von Algiers Eroberung eintraf, blieb das Volk

kalt und ohne Theilnahme. Die Opposition hatte solche Fortschritte gemacht, daß sogar der in Frankreich stets so freudig empfangene Sieg unpopulär geworden war, und zwar nur darum, weil man ihn dem Ministerium des 6. Augusts zu verdanken hatte. Die Hoffnung, die Gemüther durch einen auswärts erfochtenen Sieg von den innern Aufregungen abzuziehen, war folglich gänzlich gescheitert. Die politischen ganz in ihrem Hasse versunkenen Leidenschaften vernahmen sogar nicht einmal den Kanonendonner, der französische Siege verkündigte. Wer auch noch an die Möglichkeit einer Annäherung bis jetzt geglaubt hatte, begann von nun an, am Glücke des Hauses Bourbon und Frankreich zu zweifeln.

Wie konnte auch in der That eine Aussöhnung bewirkt werden, wenn von der einen Seite, die durch die Gewißheit, daß man gegen sie conspirire, um so mehr allarmirte Gewalt, gleiche Anzeichen von Widerstand bei allen Abstimmungen findend, vermuthen mußte, daß gleicher Gedanke an Verschwörung alle Gemüther belebe, und wenn von der andern Seite die Opposition, um so furchtbarer, weil sie weit entfernt war, in Masse zu

conspiriren, bei dem Anblick eines gegen den Willen der Majorität gebildeten Ministeriums in Unwillen ausbrach, und die vorsichtigen Vorkehrungen der Monarchie für Drohungen haltend, sie durch systematische Opposition zwang, aus den Schranken einer repräsentativen Regierung herauszuschreiten.

Das Unglück, das große Unglück jener Zeit muß darin gesucht werden, daß in der Charte selbst eine Verschwörung verborgen lag. Um bis zu dieser Conspiration zu gelangen, glaubte das Königthum mit Gewalt das Heiligthum öffnen zu müssen, das vom Mittelstande als das Palladium seiner Rechte betrachtet wurde. Die Ordonnanzen vom 26. Julius waren der Ausdruck dieser Lage. Die Furcht der Royalisten vor einer neuen Revolution und die Furcht des Bürgerstandes vor der Rückkehr der aristokratischen Herrschaft, diese doppelte Furcht, die der unklugen und verhängnißvollen Politik des Herzogs Decazes ihren Ursprung zu verdanken hatte, trug nun ihre Früchte. Die Geburt des Herzogs von Bordeaux hatte den Ausbruch nur verzögert, keineswegs aber ganz entfernt. Die von Haß geschwängerte Atmosphäre

mußte sich nothwendig entladen. Revolutionen gleichen den Stürmen, sie stören zwar die Atmosphäre, sie reinigen sie aber auch zugleich. Wenn politische Leidenschaften lange genug in der Stille gegährt haben, wenn die Parteien endlich an den Punkt gelangt sind, wo sie weder hören noch verstehen können, dann ist es Zeit, daß eigene Erfahrung das Lehramt bei Völkern, wie bei Fürsten übernehme, und wenn Revolutionen auch nicht aufhören, gefährlich zu seyn, so werden sie eben so gewiß auch nothwendig bleiben.

So hatte sich die Lage der Dinge gestaltet, als das vom Fürsten Polignac gebildete Ministerium die berüchtigten Ordonnanzen erließ. Sie veranlaßten keineswegs die Julirevolution, sie boten ihr nur Gelegenheit zum Ausbruche dar. Die Angelegenheiten hatten jedoch einen solchen Standpunkt erreicht, daß, von der einen oder von der andern Seite, eine solche Gelegenheit doch gekommen seyn würde. Frankreich glich zu jener Zeit einer Pulver-Tonne, auf der die Parteien mit brennenden Fackeln herumspazierten. Es konnte nicht ausbleiben, daß irgend einer Hand der zündende Funken entfalten mußte.

Siebzehntes Buch.

Siebzehntes Buch.

Die Juli-Revolution. — Anblick von Paris. — Ursachen der Insurrection. — Irrthum des Königthums und des Bürgerstandes. — Die Verschwörung. — Handels-Krisis. — Verläumdungen. — Der eigentliche Mittelstand nimmt wenig Antheil an der Insurrection. — Anblick von St. Cloud. — Die königliche Familie wird durch falsche Rapporte getäuscht. — Der Herzog von Raguſa räumt am 29. Julius die Hauptſtadt. — Folgen dieſes Fehlers. — Madame empfängt viele Beweiſe von Zuneigung. — Ihr Wappen wird reſpektirt. — Die Herzogin bittet den König flehend um die Erlaubniß, mit ihrem Sohne nach Paris gehen zu dürfen. — Karls X. Weigerung. — Vermittler ſtrömen von allen Seiten nach St. Cloud. — Schneller Verlauf der Begebenheiten. — Madame ſieht vermittelſt eines Fernrohrs die dreifarbige Fahne auf den Tuilerien. — Dumpfe im Schloſſe herrſchende Beſtürzung. — Beſorgniſſe des Herzogs von Bordeaux. — Die Revolution iſt Herr in Paris. — Unterhandlungen mit der Faction Laffitte. — Herr von Suſſy's Sendung mit der Zurücknahme der Ordonnanzen bleibt

ohne Erfolg. — Der Name des Herzogs von Orleans wird genannt. — Gespräch Karls X. mit Herrn von Conny über den Herzog von Orleans. — Benehmen des Herzogs von Orleans während der drei Tage. — Neuilly liegt zwischen St. Cloud und Paris. — Lafittes Botschaft an den Herzog von Orleans. — Auf abermalige Botschaft kommt der Herzog nach Paris. — Man trägt ihm das Amt eines General-Statthalters an. — Er nimmt es an. — König Karls Abdankung und Ludwig Antons Verzichtleistung zu Gunsten Heinrichs Dieudonné. — Verhalten der Herzogin von Berri. — Sie will noch von Rambouillet nach Paris eilen. — Der König untersagt dies Vorhaben. — Langer Kampf. — Der Wagen der Herzogin wartet angespannt sieben Stunden lang. — Die letzte für die Restauration mögliche günstige Aussicht verschwindet. — Der Marquis Lafayette und sein Befehl. — Der Herzog von Orleans auf dem Stadthause. — Kritische Lage. — Die Emeute wird nach Rambouillet gesendet. — Sonderbarer Anblick dieser Expedition. — Sie mußte verunglücken; das Resultat fällt aber anders aus. — Die drei Kommissäre. — Gespräch des Königs mit Marschall Maison. — Der König beschließt abzureisen. — Trauerzug der Monarchie. — Ende der Juli-Revolution. — Letzte Verbindung des Herzogs von Orleans mit der ältern Linie. — Der 9. August. — Die beiden Hauptacteure dieser Revolution, Lafayette und Laffitte. — Ersterer ist der eigentliche Macht-Inhaber, wird aber von Letzterem ganz geleitet. —

Der Mittelstand ist nicht revolutionär, ob er gleich eine Revolution gemacht hat.

Noch lebt die Geschichte der Juli-Revolution in Aller Gedächtniß. Wer denkt nicht noch jener zornwüthigen Tage, wo unter den Strahlen einer afrikanischen Sonne ein ganzes Volk im Bürgerkriege tobte? Die mit Barrikaden gespickten Straßen von Paris, die vom abtretenden Kaiserreiche in alle Gewerbe, in alle Handwerke ausgestreute Soldaten-Bevölkerung, die jetzt vom Pulverdampf berauscht, zum Gewehr griff, um nochmals Krieg zu spielen; die Kinder, noch keine Gefahr beurtheilen könnend, die Jugend mit der vollen Hitze politischer Leidenschaften, die Industrie ihre Werkstätten schließend und ihre zahllosen Arbeiter in die Waage werfend, was will man mehr? Mörderischer Straßenkrieg, eroberte und wiederverlorne Barrikaden, lebhaftes, oft ununterbrochenes Gewehr- und Kanonenfeuer, das Heulen der von Volkshänden geläuteten Sturmglocke auf Notre-Dame, einige bleiche und traurige, sich an den Häusern hinschleichende, parlamentarische Gestalten, eine Schlacht, die nur an einzelnen Punkten gekämpft wurde, und mitten in der Stadt die

meisten Quartiere derselben stumm und menschenleer, während in den andern, aber bei Weitem in der geringern Zahl der heftigste Kriegstumult wüthete, die königliche Garde langsam ohne Zorn aber auch ohne Furcht vorrückend, alle Hindernisse niederwerfend und Vortheile erfechtend ohne Nutzen, — dies war das Bild von Paris während jener drei Tage!

Forscht man nach den Ursachen, welche diese Massen in Bewegung setzten, so wird man ohne Zweifel zu dem Resultate gelangen, daß die berüchtigten Ordonnanzen das Signal gaben zu dem weitausgebreiteten Aufruhr, dessen Schauplatz Paris war; die eigentlichen obwaltenden Ursachen müssen aber schon in frühern Zeiten aufgesucht werden. Der große Irrthum des Königthums und des Bürgerstandes, die sich gegenseitig, ohne ernste Ursachen dazu zu haben, fürchteten, dies war die eigentliche Grundursache der Krisis. Die Elemente der Catastrophe wird man finden in einer nicht sehr ausgedehnten aber auf Alles gefaßten und permanenten Verschwörung, die sich wie in einer Festung in Legalität bis zu dem Augenblicke verbarg, wo die Emeute ausbrach,

aus der sie eine Revolution machte. Noch muß hierbei in Betrachtung gezogen werden, daß eine, dem Ausbruche nahe Krisis in commerzieller und industrieller Hinsicht eine weitere günstige Gelegenheit darbot. Die politische unterdessen hereingebrochene Krisis erlaubte nicht die ganze Gefahr der erstern genau zu erforschen, diese war aber Ursache, daß drei bis vier der ersten pariser Handelshäuser, die keine Rettung mehr vor sich sahen, den Entschluß faßten, ihre Arbeiter an der Insurrection Theil nehmen zu lassen, in der Absicht, daß ihr politisches Glück vielleicht ihr Handelsglück vom Schiffbruche retten dürfte, und daß es vielleicht möglich seyn könnte, mit den Trümmern eines Thrones einige dem Sturze nahe Comptoirs zu stützen. Ferner existirte in den Volksklassen ein gewisses unbestimmtes Gefühl von Unwillen und Zorn über die europäische Invasion, welcher das Unglück der Zeiten Frankreich überliefert hatte; gehässigen Aufwieglungen einer in der Wahl ihrer Mittel wenig gewissenhaften Presse war es gelungen, ein solches an und für sich selbst edles und patriotisches Gefühl zu verderben und dem Volke endlich die Ueberzeugung beizubringen, daß die

Restauration einzig und allein die Invasion herbeigeführt habe, während Bignon klar bewiesen hatte, daß die Restauration im Gegentheile die Last der Invasion erleichtert und ihre Folgen weniger drückend für das Land gemacht hatte. Die wahren Ursachen, die endlich die Julirevolution erzeugten, bestanden folglich in einem doppelten Irrthume oder Mißverständniß des Königthums und des Bürgerstandes, in einer Verschwörung, und offen zu reden, neben der Böswilligkeit der Feinde des Königthumes, auch in den Fehlern einiger seiner Minister, einer Handelskrisis und in einem vom Volke angenommenen Vorurtheile.

Den eigentlichen Mittelstand, von welchem, wie man behauptet, diese Revolution erst ihre Vollendung erhalten haben soll, sah man übrigens keineswegs auf dem Schlachtfelde. Einige junge Leute mit hitzigen Köpfen, die sich glücklich fühlten in heller Sonne von einer Republik zu träumen, wenige Zöglinge einer berühmten Schule, die, als der Pulverdampf zu ihnen drang, mit allem Eifer der Jugend, dem an ihre Pforte klopfenden Kriege aufmachten, ohne zu bedenken, daß wenige Monate später sie an den Grenzen nützlichere Kämpfe,

französischere Siege gefunden haben würden; Journalisten endlich, zur Verzweiflung getrieben durch das Gesetz gegen die Presse, dies waren die sparsamen Kämpfer, die vom Mittelstande sich absonderten, um Theil an den Julitagen zu nehmen. Röcke erschienen nur als Minorität, die unermeßliche Majorität gehörte den Jacken und Westen an.

Während solche Schreckensscenen Paris in Furcht und Angst setzten, schwebte man in St. Cloud in den tödtlichsten Besorgnissen. In den zwei ersten Tagen hatte man den König über die wirkliche Gefahr des Aufstandes im Dunkeln gelassen. Es sey nur eine gewöhnliche Emeute, hieß es; alle Vorkehrungen seyen getroffen, und die Monarchie keineswegs in Gefahr. Unter dem Vorwande, den König nicht zu beunruhigen, vermied man lieber, ihm die Wahrheit mitzutheilen. Die ganze königliche Familie war in St. Cloud vereinigt, mit Ausnahme der Dauphine, die sich damals in Dijon befand, und erst gegen Ende der Krisis zurück kam. Als der dritte Tag anbrach, ertheilte der Herzog von Ragusa Befehl, die Hauptstadt zu räumen, ohne daß jemals die nöthigende Ursache hierzu bekannt geworden

wäre. Seine Truppen wurden weder, wie man behauptet hat, mit Gewalt hinausgeworfen, noch verfolgt. Es hatte den Anschein, als habe man nach dreitägigem vergeblichen Bemühen Paris zu unterwerfen, eingesehen, daß alle Anstrengungen umsonst gemacht würden und daß es besser seyn möchte, vom Kampfplatze abzutreten, um ein Gefecht aufhören zu lassen, das von jetzt an, keinen Zweck mehr hätte. Dieser Fehler zeigte sich bei den nun folgenden Unterhandlungen, als sehr groß und durch nichts zu verbessern. Das Königthum hatte das Spiel aufgegeben, es konnte folglich keinen Anspruch mehr auf Gewinn machen. Behielt man die Truppen in Paris, so war es möglich bei den Unterhandlungen ein Wort mitzusprechen, jetzt aber war auch hierzu alle und jede Aussicht verschwunden.

Mitten unter Scenen des Aufruhrs und der Gewaltthätigkeit, erhielt die Herzogin von Berri einen großen Beweis von der Zuneigung der geringern Volksklassen. Am Abend des zweiten Tages waren die königlichen Wappen überall zertrümmert und die Lilien vernichtet worden. Keiner der von der Herzogin brevetirten Kaufleute wurde

aber weder beleidigt, oder gezwungen, das Wappen der Prinzessin herunter zu nehmen. „Sie unterstützte Handel und Wandel,“ meinte das Volk, „man darf folglich ihren Kaufleuten nichts thun.“

Was that nun aber diese Fürstin, die in Gefahr stets muthvoll erfunden worden, und die keiner ausgewichen war, mitten in dieser furchtbaren Krisis, wo jeder Augenblick eine weitere Hoffnung der Monarchie niederriß? Sie flehete Karl X. an, sie mit ihrem Sohne nach Paris eilen zu lassen; Karl X. jedoch widersetzte sich mit seiner Autorität als König und als Vater dieser gewagten Reise. Er hielt übrigens die Lage der Sachen auch noch nicht für so verzweifelt, um ein solches äußerstes Mittel zu erlauben. Strömten denn nicht von allen Seiten Unterhändler nach St. Cloud? So kam Herr von Sémonville und bat den König um Einwilligung, die Ordonnanzen unter der Bedingung zurück zu nehmen, daß die Pairskammer und alle hohe Gerichtshöfe des Reiches zu Fuße nach St. Cloud kommen und demüthigst um diese Zurücknahme ansuchen sollten. So war Herr von Argout auch zugegen, zögernd jedoch, wie das Glück, und Herr

von Vitrolles, der neben diesen beiden zweideutigen Besuchern, einen, jeder Gefahr kühn entgegentretenden Muth, zeigte, und einen durch alte Treue bewährten Namen.

Alle diese Zögerungen verzehrten eine kostbare Zeit. Man hätte unterhandeln sollen, so lange man nur noch einige Gewalt in Händen hatte, dagegen aber ließ man sich nach und nach die letzten Trümmer von Macht entreißen, die möglicherweise bessere Bedingungen zu Wege hätten bringen können. Die Insurrection schritt inzwischen unaufhaltsam weiter vor. Am 29. Julius stand die Herzogin von Berri an einem Fenster des zweiten Geschoßes im Schlosse von St. Cloud, und richtete ein Fernrohr auf Paris, dessen höhere Gebäude an einem klaren, nur hin und wieder von leichtem Gewölk unterbrochenen Himmel, sich deutlich bemerkbar machten. Da sieht die Prinzessin mit einem Male das weiße Banner nicht mehr wehen auf den Tuilerien, eine andere Fahne hatte dessen Stelle eingenommen. „O mein Gott!“ rief sie; „ich erblicke die dreifarbige Fahne!“ Niemand wollte ihr Anfangs Glauben schenken, so sehr war man im Irrthume befangen und so

sehr hatten falsche Berichte St. Cloud in Sicherheit gewiegt. Auf solche Weise erfuhr die Mutter des Erben so vieler Könige den Sturz ihres Geschlechtes.

Für den jungen Prinzen schlug die Stunde des Unterrichts, zum ersten Male aber verfloß sie, ohne die gewohnten Studien in ihrem Geleite zu haben. Die Zeit seines gewöhnlichen Spazierganges kam heran, Niemand aber erschien, um ihn zu begleiten. Bei dieser Unterbrechung seines gewöhnlichen so geordneten Lebens erräth er, daß irgend eine gewaltige Unordnung ausgebrochen seyn müsse. Der König sogar hat ihn nicht rufen lassen und die Nacht bricht ein; kaum hat er seine Mutter umarmen können. „Ach!“ spricht er endlich, „seit gestern habe ich viel verloren.“

Alles ging in dem Augenblicke in Paris verloren, wo der junge Prinz dies Wort sprach. So lange die königlichen Truppen sich noch in der Stadt behaupteten, war die Haltung der in der Hauptstadt anwesenden Deputirten der zweiten Kammer zweideutig und unentschieden gewesen. Man hatte mehr überlegt und deliberirt als gehandelt; den Protestationen hatten die Unter-

schriften gefehlt, alle heftigen Vorschläge und Anträge hatten Widerspruch gefunden. Ordnungsliebende Männer hatten noch ihre Stimmen erhoben und sich gegen extreme Maasregeln aussprechen können und unter ihnen, ragte Casimir Périer hervor, der während dieser Sturmtage, so lange er vermochte, Stand hielt gegen die entfesselten Leidenschaften und später die Revolution, die er verhindern wollte, in gewisse Schranken bannte. Kaum aber war Paris geräumt, so änderte sich Alles. Am Abend des 29. Augusts hatte Argout im Namen Karls X. den bei Lassitte versammelten Deputirten die Zurücknahme der Ordonnanzen, die Entlassung des Ministeriums, und ein neues, vom Herzog von Mortemart zu bildendes, zu dem General Gérard gezogen werden sollte, versprochen, und kündigte zugleich die Ankunft des Herzogs von Mortemart an, der noch an demselben Abend diese Vorschläge den versammelten Deputirten vorlegen sollte. Der Abend verstrich, der genannte Herzog erschien aber nicht. Schon war es zu spät, um noch an diesem Abend Gehör zu finden. Als am folgenden Morgen, sehr früh, Herr von Sussy vor den Mitgliedern

der Deputirten-Kammer erschien, um ihnen die Ordonnanzen vorzulegen, deren Ueberbringer der Herzog von Mortemart gewesen, da war die günstige Zeit vorüber, denn schon hatte man einen Namen genannt, der eine an und für sich selbst schon schwierige Lage noch verwickelter machte.

Am 31. Juli war der Vicomte de Conny, dessen Muth niemals vor dem Rufe einer Gefahr wich, nach St. Cloud geeilt. Sobald er den König sah, rief er: „wie kommt es, Sire, daß bei den furchtbaren Umständen, in denen die Monarchie schwebt, der Herzog von Orleans nicht in die Nähe Ew. Majestät geeilt ist?“

„Ich vermuthe ihn in St. Leu,“ entgegnete der König. „Mein Vetter wird aber gewiß nicht in die ihm vielleicht gemachten Vorschläge einwilligen. Das Andenken an seinen Vater muß ihm vor Augen schweben. Der Herzog von Orleans ist uns treu ergeben.“

Die Person, deren Name die Lage der Dinge für das Haus Bourbon so verhängnißvoll noch mehr verwickelte, war inzwischen gerade der Herzog von Orleans.

Ein seltsames Verhängniß wollte, daß während

des Kampfes seine Stellung ganz derjenigen ähnlich geblieben war, die er während der Restauration behauptet hatte. So lange das Gefecht gedauert, hatte der Herzog eben so zwischen Paris und St. Cloud verweilt, wie er während der letzten fünfzehn Jahre zwischen Liberalismus und den Tuilerien mitten inne zu finden gewesen war. Neuilly hatte die Gewohnheit das Palais-Royal nicht entkräftet. Die Revolution war in Paris, das Königthum in dem, der Hauptstadt zu nächst gelegenen Städtchen, der Herzog blieb in dem Weichbilde der Stadt.

Schon Mittwochs, am 28. Julius, Morgens acht Uhr, sendete Laffitte, der eben in Paris anlangte, einen vertrauten Boten nech Neuilly, um den Prinzen von dem Stande der Sachen zu unterrichten und Sr. königl. Hoheit dringend zu bitten: sich wohl vor den Netzen in St. Cloud in Acht zu nehmen; so hieß es wenigstens wörtlich in dieser Botschaft. Die Nacht vom 29. auf den 30. brachte der Herzog von Orleans in einem, mitten in seinem Parke gelegenen, Kiosk zu. Eine neue Botschaft Laffittes benachrichtigte am folgenden Morgen den Herzog,

daß die Ereigniſſe bedeutend weiter gediehen ſeyen und daß er jetzt wählen müſſe zwiſchen einer Krone und einem Reiſepaſſe. Als am 30. Morgens der Herzog von Mortemart nicht in der Deputirten-Kammer, wo man ihn erwartete, erſchienen war, wurde eine von Laffitte ſehr geſchickt entworfene Motion, die den Herzog von Orleans zur General-Statthalterſchaft des Reiches berief, von der Majorität angenommen. Noch an demſelben Abend kam der Herzog von Neuilly herein und übernahm am folgenden Morgen, nach einigem Zögern, das ihm angetragene Amt.

Jetzt trug ſich in Rambouillet ein Ereigniß zu, das alle Welt in Verwunderung ſetzte, obgleich es nur ganz einfach und in der Lage der Sachen begründet war. Karl X. nemlich, entſchloſſen die Krone nieder zu legen, und der Herzog von Angoulême, der vergebens ſeinen Vater um Erlaubniß, nach Paris zu gehen, gebeten hatte, auch auf ſeine Erbfolgerechte verzichtend, übertrugen nun beide durch folgendes Schreiben dem Herzoge von Orleans die General-Stadthalterſchaft (Lieutenance générale.)

Mein Vetter!

„Zu sehr durchdrungen bin ich von den, mein Volk bedrückenden und bedrohenden Uebeln, als daß ich nicht eifrig nach Mitteln, ihnen abzuhelfen, hätte streben sollen. Ich habe daher beschlossen, die Krone zu Gunsten meines Enkels, des Herzogs von Bordeaux niederzulegen.

Der Dauphin, der meine Gefühle theilt, verzichtet gleichfalls zu Gunsten seines Neffen, auf seine Rechte.

Als Reichsverweser (Lieutenant-général) werden Sie demnach die Gelangung Heinrichs V. zum Throne öffentlich bekannt machen lassen. Eben so werden Sie alle weitern Maasregeln treffen, um die Formen der Regierung während der Minorennität des Königs einzurichten. Ich enthalte mich, weitere Anordnungen zu treffen. Manchen Uebeln kann dadurch vorgebaut werden.

Diese meine Absichten wollen Sie dem diplomatischen Corps mittheilen, und sobald als möglich die Proclamation zu meiner Kunde bringen, durch welche mein Enkel als Heinrich V. anerkannt wird.

Den Grafen Foissac-Latour habe ich beauftragt, Ihnen dieses Schreiben zu überliefern; er hat Befehl, sich mit Ihnen über die Arrangements zu verständigen, die zu Gunsten der mich begleitenden Personen zu treffen sind, und überhaupt die mich und meine übrige Familie betreffenden passenden und anständigen Anordnungen zu regeln. Ein Gleiches dürfte später statt finden müssen, in Hinsicht aller der Maasregeln, die im Gefolge einer Regierungsveränderung nothwendig eintreten werden.

Ich wiederhole Ihnen, mein Vetter, die Versicherung der Gefühle, mit denen ich bin

Ihr

wohl affectionirter Vetter

(Unterzeichnet:) Karl.

Ludwig Anton.

Dieser den beiden Endpunkten der Politik, die in der Wahl des General-Statthalters zusammentrafen, gemeinschaftliche Entschluß, war, wie wir gesehen haben, ein ganz natürliches Ergebniß der gegenwärtigen Lage. Die Revolution meinte den Herzog von Orleans aus dem Palais-Royal und

Karl X. den Herzog von Orleans aus den Tuilerien.!

Das eben von uns erwähnte und im Staatsarchiv niedergelegte Schreiben, war von Rambouillet datirt. Man beging noch immer den gleichen Fehler, daß man nemlich sich während den Unterhandlungen immer weiter entfernte. So lange das Königthum noch Truppen in Paris hatte, besaß es noch einiges Ansehen; als seine bewaffnete Macht nach St. Cloud zurückgezogen war, wurde es kaum angehört, von ihm war aber ganz und gar keine Rede mehr, als es von Rambouillet aus sich vernehmen ließ.

Unter diesen Umständen fand sich jedoch eine Frau, die sogar noch von Rambouillet aus den Angelegenheiten ein anderes Ansehen zu geben gedachte, und dies war die Herzogin von Berri, die schon, während der Kanonendonner noch brüllte, St. Cloud verlassen und nach Paris sich begeben wollte. Zu gut fühlend, daß jeder sie vom Mittelpunkte der Ereignisse entfernende Schritt, auch ihrem Sohne den Thron immer weiter rücke, kam sie wieder auf ihren Plan zurück, als der Hof in Rambouillet angelangt war. Einer ihrer

Hofoffiziere begab sich zu dem Sous-Präfecten, Herrn von Frayssinous, dem Neffen des Bischofs von Hermopolis, und brachte ihm den Befehl Postpferde anzuschaffen. Während diesen Vorbereitungen, ging die Herzogin zu Karl X., der ihr aber entgegnete, wie er niemals einwilligen würde, seinen Enkel einem so gefahrvollen Wagstücke und der Wuth der Factionen auszusetzen. „So will ich meinen Heinrich hier lassen!“ versetzte Madame und fügte hinzu: „ich werde allein gehen! Ich werde ganz allein gehen!“ Die Bitten der Dauphine waren jedoch so dringend, die väterlichen Befehle des Königs so bestimmt, daß sie, nachdem sie alle ihre Gründe erschöpft hatte, ihren Entschuß aufgeben mußte. Doch erst nach langem hartnäckigen Widerstande gab sie nach; ihr mit sechs Postpferden bespannter offener Reisewagen hielt von Mittag bis Abends sieben Uhr im Schloßhofe, und unter schweren Thränengüssen befahl die Prinzessin, die vorgehabte Reise abzubestellen.

Diese Thränen besagten, daß sie die jetzige politische Lage wohl zu würdigen wisse. Bei der in diesem Momente obwaltenden Krisis hing

Alles davon ab, an Ort und Stelle zu seyn. War die Herzogin von Berri einmal in Paris, so konnte sie auf die Bevölkerung wirken, den Herzog von Orleans neutralisiren, die Kammer in große Verlegenheit setzen. Das Glück gleicht den Menschen; wer nicht zugegen ist, hat verloren!

Alles ging von dieser Zeit an auch immer schlechter. Vergebens hatte Herr von Sussy, wie wir gesehen haben, der im Palais-Royal ihren Sitz aufgeschlagen habenden Versammlung der Deputirten die Zurücknahme der bewußten Ordonnanzen und die Ernennung eines neuen Ministeriums vorgelegt. Die von Laffitte, der schon ganz kühn vom Herzoge von Orleans zu sprechen begann, bearbeitete Kammer, eingeschüchtert auch von Lafayette, der, wie man behauptete, zu keiner Unterhandlung mit der ältern Linie seine Einwilligung geben würde, schickte Herrn von Sussy auf das Stadthaus, wo Lafayette ihm jene von der Geschichte aufbewahrte Antwort gab: „jetzt ist es zu spät!“ Auch der Herzog von Orleans hatte sich in das Stadthaus begeben, wo die Umarmung, mit der er von Lafayette empfangen wurde, nicht nur die Zukunft dieses Prinzen,

sondern auch die des gesammten Frankreichs bestimmte, indem die Massen nun mit fortgerissen wurden, deren Empfang sehr zweideutig gewesen war, und deren Stimmung plötzlich von Ueberraschung und Mißtrauen leicht in hell ausbrechenden Zorn übergehen konnte, der nicht selten die Volkswogen gleich den Wellen des Oceans aufzuregen im Stande ist.

Jetzt war der entscheidende Schritt geschehen; bis jetzt hatte eine zweifache Bewegung, jede in ihrem Sinne, nebeneinander statt gefunden: die parlamentarische und die vom Stadthause ausgehende; und nur noch darum hatte es sich gehandelt, welche dieser beiden Bewegungen die Früchte des Sieges genießen sollte. Hätte das Stadthaus geradezu seinen Vortheil benutzt, so war Alles beendigt, denn es besaß die thätige, die handelnde Kraft, diejenige Kraft, die allein in revolutionären Krisen den Ausschlag gibt. Bei dieser Gelegenheit ahmte aber das Stadthaus gewissermaßen dem Beispiele von Rambouillet und von St. Cloud nach: es zögerte! Bei Revolutionen ist aber zögern, gerade so viel, als weichen. Laffitte, der in diesem ganzen Kriege

sich als einen sehr geschickten Feldherrn, als den ächten Warwick des Orleanismus, bewiesen hatte, ergriff augenblicklich die Offensive und führte den Herzog von Orleans auf jenes Stadthaus, das wohl zu siegen, seinen Sieg aber nicht zu benutzen wußte. Von jetzt an erhielt die parlamentarische Faction die Oberhand; das Rathhaus hatte sich durch eine Umarmung selbst umgebracht. Es verschwand von nun an von dem Schauplatze. Die Abdankung der provisorischen Regierung ging mit den Abdankungen der Legitimität Hand in Hand. Die Männer des thatkräftigen Handelns, hatten den Männern des Parlaments Platz gemacht und ohne Macht und ohne Anstellung sahen sie sich plötzlich die Zügel der Gewalt entreißen.

Wir täuschen uns jedoch. Die parlamentarische, damals von Laffitte geleitete Bewegung, sah sich durch die Anwesenheit des ältern Zweiges der Bourbons in Rambouillet in ihren Fortschritten gewissermaßen gehemmt. Die königliche Familie war noch zu nahe, als daß man hoffen konnte, die Zustimmung der Kammer in der Hauptfrage zu erhalten, die man ihr eben vorlegen wollte.

Die Männer des Handelns, die ihre eigenen Angelegenheiten zu leiten nicht verstanden hatten, wurden jetzt Werkzeuge in den Händen ihrer geschicktern oder verschlagenern Mitbewerber. Auf den Weg nach Rambouillet sendete man diesen Popanz, der später Laffittes Plänen nochmals dienen mußte. Es war ein erbärmlicher Anblick, wie diese improvisirte Armee auszog. Voll Muth, der in Frankreich ohnehin auf allen Gassen zu finden ist, aber ohne die mindeste Organisation, oder Disciplin, viele auf Wägen zusammen gepfercht, Andere zu Fuß, Jene in auf den Straßen aufgehaltenen Kutschen, und diese zu Pferd, so zog dieses seltsame Heer aus, um zwölf tausend Mann ausgesuchter, von zahlreicher Reiterei und furchtbarer Artillerie unterstützter Truppen eine Schlacht anzubieten. Unfehlbar würde die Garde hier in offenem Felde Rache für jenen dreitägigen Straßenkrieg genommen haben, und wer hätte voraus sagen können, welche Wirkung eine bei Rambouillet der Revolutions-Armee beigebrachte Niederlage in Paris und besonders in den Kammern würde hervorgebracht haben? Dem Glück gelingt aber Alles.

An König Karl X. waren drei Kommissäre abgeordnet worden, um ihn zur Abreise aus Frankreich zu bewegen. Diese drei Kommissäre, welche einige Stunden der von Paris mit Post abgesendeten Emeute vorausgingen, waren Odilon Barrot, Schonen und Marschall Maison.

Der König wünschte den Letztern dieser Herren, auf den er besonders zu rechnen glaubte, abgesondert von den andern zu sprechen, denn erst vor Kurzem hatte er ihm für den unbedeutenden Feldzug in Griechenland den Marschallstab verliehen. Karl X. fragte ihn auf sein Ehrenwort, ob in der That achtzig tausend Pariser auf Rambouillet in Anmarsch wären.

„Ich habe sie nicht gezählt, Sire!“ entgegnete Marschall Maison, „es sind aber ihrer sehr viele.“

„Glauben Sie wirklich,“ fragte der König nochmals, „daß es achtzig Tausend sind?“

„Ich habe die Ehre, Ew. Majestät zu erwiedern, daß sie von mir nicht gezählt worden sind, doch sind sie sehr zahlreich, und leicht dürften es achtzig Tausend seyn.“

Marschall Maison wußte übrigens recht gut, daß der ganze nach Rambouillet ziehende Haufen

kaum aus zehn Tausend schlecht bewaffneter Leute bestand, die schwerlich einem einzigen Regimente hätten Widerstand leisten können.

Als er von dieser Unterredung mit dem Könige zurückkam, soll er gesagt haben: „Wir haben das Spiel gewonnen, der König willigt ein, abzureisen; wäre ich aber an seiner und des Marschalls Marmonts Stelle, und hätte ich diese zwölf tausend Mann ausgesuchter Truppen, und diese nur auf ein Signal wartenden zwei und vierzig Kanonen zu commandiren, so sollte das Laufen bald an jene pariser Schwindelköpfe kommen.“

Der König hatte wirklich seine Einwilligung, abzureisen und Frankreich zu verlassen, gegeben. Eine halbe Stunde früher war ein kräftiger Plan auszuführen beschlossen worden, man wollte sich in die Vendée werfen und von dort aus, die in Paris herrschende revolutionäre Macht im Schach halten. Die Unterredung Karl X. mit Marschall Maison hatte aber Alles geändert; der König wünschte Blutvergießen zu vermeiden, das er jetzt doch für unnütz hielt und willigte ein, nach Cherbourg abzureisen, wo er sich einschiffen sollte, um das Königreich zu verlassen. Da sprach die

Herzogin von Berri zu ihrem Sohne: „wir reisen ab, Heinrich; sie haben Deine Ansprüche und Deine Unschuld verläugnet!“

Eiligst erließ man noch einen letzten Tags-Befehl an die getreuen Truppen, die leicht dem Glücke eine andere Wendung hätten geben können, wenn man ihren loyalen Gesinnungen freien Lauf würde gelassen haben. Dieser Tagsbefehl schloß mit folgenden Worten: „Zum letzten Male erläßt der König seine Befehle an seine braven Truppen der Garde, die ihn begleitet haben, sie mögen sich nemlich nach Paris begeben, wo sie dem Reichs-Verweser ihre Unterwerfung übergeben werden, der alle Anstalten für ihre Sicherheit und ihr künftiges Fortkommen getroffen hat.“ Nun war das Werk vollendet. Der Leichenzug der Monarchie begab sich auf den Weg nach Cherbourg.

So verschwand ein Königthum, das wenige Tage vorher vor Europa nnd Frankreich stolz auf die Eroberung Algiers aufgetreten war. Nichts blieb von ihm übrig, als ein leerer blutbefleckter Thron in einem verödeten Pallaste. Vergebens hatte es sich, als es sah, daß seine politische Unverletzbarkeit ihm entschwand, eine neue und

ruhmvolle Unverletzbarkeit aus den Siegen seiner Krieger auferbaut. Die unerbittliche Faust der Revolution riß das erhabene Königthum hinweg von den Altären des Siegs. Fragte man wo sie hingeschwunden sey, diese gewaltige Macht, die Europa mit ihrem Namen und ihrer Größe erfüllte, so zeigte man dem Fragenden eine traurig-schweigsame Schaar, die langsamen Schrittes, wie man in die Verbannung zu gehen pflegt, einher zog: weinende Frauen, einen sorgenvoll-gebückten Greis, zwei Kinder, die in diesen Trauerscenen einen Platz für die unschuldigen Spiele ihres Alters vergebens suchten, einige der alten Krieger, die den Kreml hatten niedersinken sehen, tapfere Zeugen so vieler Ruinen und jetzt schweigende Betrachter einer viel größern Ruine, schwere Seufzer, Thränen, Fahnen, die man verbrannte und ihre Asche trank, zerschlagene Gewehre, finstere Stirnen, abgerissene Worte, kurz den ganzen Apparat eines Leichenzugs, und die Leiche war — die Monarchie!

Während die ältere Linie solchergestalt in ihre Verbannung zog, eilte die parlamentarische Bewegung, deren Hauptlenker Lafitte war, ihrer

letzten Entwicklung entgegen. Als die königliche Familie sich noch in St. Cloud befand, d. h. in der Nacht vom 30. auf den 31. Julius, sendete der Herzog von Orleans, wenn man anders dem Sekretär des Herzogs von Mortemart *) glauben

---

*) Mazas berichtet folgendes über diese Zusammenkunft:

„Zwei Stunden nach meinem Abgange aus dem Luxembourg, in der Nacht vom 30. auf den 31. Juli, stellte sich ein vom Herzoge von Orleans Abgesendeter bei Herrn von Sémonville ein, und ersuchte ihn, er möchte ihn zu Herrn von Mortemart bringen, an den er einen Auftrag habe. Herr von Sémonville ließ ihn in den kleinen Entresol führen. Der Abgeordnete sagte, er sey vom Herzoge von Orleans gesendet, um Herrn von Mortemart zu bitten, im Interesse des Königs zu ihm zu kommen. Dieser Zusatz bestimmte den Herzog, denn seine Stellung als Minister würde ihn sicher zurück gehalten haben, hätte man eine andere Ursache angegeben. Der Offizier setzte hinzu, er habe Befehl, ihn an den Ort zu geleiten, wo sich der Prinz befände. Beide verließen darauf gegen drei Uhr Morgens das Luxembourg-Palais. Die Zugänge zum Palais-Royal waren mit Bewaffneten auf der Straße und in den Höfen bivouacquirenden Schaaren angefüllt. Das ganze von in Fenstern der nächstgelegenen Häusern und auf Barrikaden stehenden Lampen erleuchtete Stadtviertel, bot ein furchtbares und

darf, zur letzteren, und soll ihn haben ersuchen lassen, im Interesse des Königs zu ihm zu kommen, und als er gekommen, hat er zu ihm gesprochen: „Wenn Sie, Herzog von Mortemart, den König früher sehen, als ich, so versichern Sie

---

seltsames Schauspiel dar. Der Tag begann zu dämmern. Der Herzog von Mortemart erzählte später seinen Kollegen der Pairskammer, er sey zuerst in das Zimmer des Sekretärs des Prinzen, Oudard, geführt worden; Alles sey hier durch Kugeln zertrümmert gewesen. Dann sey der Adjutant des Herzogs von Orleans, Berthois gekommen, habe ihn abgeholt und mit vielen Umwegen in ein Gemach zum Prinzen geführt, den sie von Strapatzen und Hitze ganz erschöpft und nur halb angekleidet, gefunden hätten. Als der Herzog von Orleans Herrn von Mortemart erblickt, habe er sehr bewegt zu ihm gesagt: „wenn Sie, Herzog von Mortemart, den König früher sehen, als ich, so sagen Sie ihm, daß man mich mit Gewalt nach Paris geführt hat, daß ich mich aber lieber in Stücke will zerreißen, als mir die Krone auf das Haupt setzen lassen. Der König rechnet es mir gewiß schwer an, daß ich nicht nach St. Cloud gekommen bin. Das thut mir leid, allein ich wußte, daß seit Dienstag Abend man den König trieb, mich festnehmen zu lassen, und frei gestehe ich Ihnen, ich hatte keine Lust in ein Wespennest zu springen. Von der andern Seite fürchtete ich, die Pariser möchten mich aufsuchen, daher

ihn, daß man mich mit Gewalt nach Paris geführt hat, daß ich mich aber lieber in Stücke will zerreißen, als mir die Krone auf das Haupt setzen lassen!“

Die Nähe des Königs scheint nothwendig gewesen zu seyn, um dem Herzoge von Orleans die Kraft oder die Stärke zu verleihen, in diesem

---

verbarg ich mich an einen sichern und nur meiner Familie bekannten Zufluchtsort; gestern Abend stürmte aber eine Masse Menschen nach Neuilly und verlangten mich im Namen der Deputirten-Versammlung. Auf die Antwort: ich sey abwesend, entgegneten sie, die Herzogin sammt allen ihren Kindern werde in diesem Falle nach Paris geführt werden und so lange gefangen bleiben, bis ich wieder erscheinen würde. Erschrocken über diese Drohung und für ihre Kinder zitternd, schrieb mir die Herzogin ein höchst dringendes Billet, mit der Bitte, so bald als möglich zu kommen. Dies Billet empfing ich durch einen vertrauten Mann. Nach dessen Empfang blieb mir keine Wahl, ich verließ mein Versteck, um meine Familie zu befreien; erst spät Abends brachten sie mich hier her.“

Der Herzog von Orleans benachrichtigte nun ferner Herrn von Mortemart, daß er von der Versammlung der Deputirten zum General-Statthalter des Reichs ernannt worden sey, als der einzige Ausweg, um Lafayette

Beschlusse zu beharren, denn acht Tage nach dieser Unterredung, setzte ihm der 9. August die Krone auf das Haupt und verwandelte dadurch dasjenige in Revolution, was man bis zu diesem Tage die große Juli-Emeute hätte nennen können.

So war die Revolution des Jahres 1830 also vollendet, eine Revolution, deren Ursprung allerdings in einem Streite zwischen Bürgern

an Proclamirung der Republik zu verhindern, und fragte ihn, ob seine Vollmachten sich so weit erstreckten, ihn in dieser Stellung anzuerkennen? Der Herzog von Mortemart entgegnete: Dies stehe nicht in seiner Gewalt, als Minister habe er auch schon gestern Abend gegen diesen Akt im Luxembourg protestirt, den er jedoch, als Franzose, für sehr geeignet halte, das Vaterland dadurch zu retten, daß man der Anarchie ein Gebiß einlege.

Herr von Mortemart zog sich nun zurück, versprach jedoch dem Herzoge von Orleans, daß er Mittel suchen wolle, den König von der Lage der Dinge zu unterrichten und von der Nothwendigkeit, ihn mit ausgedehntern Vollmachten zu versehen, um neue Unterhandlungen anknüpfen und sie vielleicht zu einem befriedigenden Resultate bringen zu können."

(Aus den Memoires pour servir à l'histoire de la Revolution de 1830, publiées par Mazas, Secrétaire du Duc du Mortemart.)

und Königthum zu suchen ist, ohne daß man deswegen behaupten könnte, Ersteres habe allein Veranlassung dazu gegeben. Vergebens suchte am 29. Juli Casimir Périer durch wohlüberlegten Widerstand seines so geraden und erleuchteten Verstandes, den Alles niederwerfenden und um ihn herumtobenden Leidenschaften entgegen zu treten, vergebens wählte der König in dem Herzoge von Mortemart den Mann, den er für eine personificirte, jedoch mit den Ideen der Zeit fortgeschrittene Aristokratie hielt, um durch dessen versöhnenden und gemäßigten, gleich weit von beiden Enden der Politik entfernten Geist, die Gemüther milder zu stimmen. Die unerklärt gebliebene Abwesenheit des Letztern machte Alles verloren, die Gegenwart des Erstern vermochte nichts zu retten. In solchen heißen Stunden erringt die handelnd auftretende Leidenschaft den Sieg über die nur berathende Weisheit.

Im Stadthause fanden sich fünf, sechs schweißtriefende und vom errungenen Ruhm ganz außer Athem gesetzte Männer zusammen, die vom unverhofften Siege die möglichst größten Vortheile ziehen wollten. Aus einer socialen Frage machten

sie eine Personen-Frage. Das alte Stadthaus des Jahres 89, in dem sie sich auch jetzt befanden, flüsterte ihnen gewisse todte Gedanken zu von Souveränitätsfieber, vom Zauber einer Dictatur, von denen sie ganz durchdrungen wurden. Eine tobende, in Feuer und Flammen gesetzte Menge, die ganz lustig mit der Revolution eben so spielte, wie sie mit der Schlacht gespielt hatte, umgab sie. Mitten in diesem Chaos stieß man auf jenen Mann, der ohne ein einziges Laster zu besitzen, alle Fehler hatte, der, mehr verliebt in die äußern Zeichen der Macht, als in die Macht selbst, niemals sich der Macht bemächtigte, ein kurzer Dictator, als um sie wieder niederzulegen und der, mehr ein Groß-Ceremonienmeister aller Revolutionen, als selbst Revolutionär, sich von jeher besser darauf verstand, irgend einen feierlichen Zug als eine Faction anzuführen. Sein betagter Geist ging wieder auf bei dem Anblicke dieser Volksscenen, die seine politische Hinfälligkeit nochmals verjüngten. Das mit der tricoloren Farbe geschmückte Stadthaus, die Volksmasse, der Lärm, die Redner, die Waffen, die Unordnung, die von tausend Feuern zum Tage erhellte Nacht, Alles

trug dazu bei, ihn in eine gewaltige Täuschung zu versetzen. Er meinte, ein Blättchen aus der Geschichte von 1789 sey losgegangen und auf 1830 heruntergefallen, um seine alten Tage zu erfreuen und jetzt, als es darauf ankam, das Geschick der Zukunft zu bestimmen, setzte er sich hin und träumte von der Vergangenheit. Leider gab es aber zwei Momente, wo die Träume dieses Mannes große politische Beschlüße wurden; das Jahr 1789 sah den ersten, 1830 den zweiten dieser Träume. Sonderbares Beispiel von Launen des Glücks, das ein Götzenbild aufrafft und hoch auf den Altar stellt! Begreiflich wird aber ein solches Geschick wenn man den Grund der Dinge erforscht. Lafayette nahm nur die Stellung ein, die er vermöge seines Genies behaupten konnte. Niemals trat er als eine wirkliche Macht auf, zweimal war er nur der Pfeiler eines Interregnums. Er war ein Mann, äußerst geschickt, Macht zu erringen, aber nicht zu erhalten.

Die Geschichte der neun ersten Tage des Augusts, die jetzt an die Reihe kamen, und die für die Zukunft Frankreichs so wichtig waren, stellt sich uns auch klar und bestimmt dar, und wenn

man sich nur an die Ereignisse hält, so kann man leicht mit einem Blicke den ganzen Mechanismus der Bewegung umfassen, der solche ernste Resultate hervorbrachte.

Als der Aufstand der drei Tage Paris und die zwei parlamentarischen Gewalten sich selbst überliefert hatte, war die Revolution noch keineswegs vollbracht, ja, wir dürfen sogar behaupten, daß sie wahrscheinlich weder in der Absicht der Wahlkammer, noch in dem Verlangen des Bürgerstandes begründet war; allein es gab damals zwei Gewalten, die, weit stärker als die Kammern, auf verschiedene Art dahin wirkten, die Emeute des Juli in eine völlige Umwälzung zu verwandeln. Diese zwei Gewalten stellen sich uns in zwei Namen vollkommen personificirt dar, nemlich im Namen Lafayettes, von dem wir schon gesprochen haben, und im Namen Laffittes. Laffitte vertrat in der Wahlkammer dasjenige, was man das Verschwörungs-Princip nennen dürfte, Lafayette galt im Lande, vermöge der Erinnerung an seine frühern revolutionären Handlungen, als das Princip der Republik. Der erste dieser beiden Männer bediente sich mit wundervoller Geschicklichkeit des

Schreckens, den der zweite einflößte. Laffitte gebrauchte Lafayettes Stadthaus, als ein Schreckbild, als eine Art von Medusenhaupt, das er der Kammer und der Mittelklasse vorhielt, um sie schneller in die Combination zu treiben, der er den Sieg verschaffen wollte. Beide wurden so geschickt bearbeitet, daß sie sehnlichst den Sieg dieser von Laffitte ersonnenen Combination wünschten, und zwar hauptsächlich aus Furcht vor einer schlimmern, und gerade darum ließen sie eine Revolution zu, weil sie nicht revolutionär gesinnt waren. Wenn folglich, und dies verdient wohl bemerkt zu werden, der 9. August wirklich eine Revolution war, so sollte er doch der Absicht des Bürgerstandes gemäß, nur eine Reaction seyn. Sie sah nur den weiten Raum, der die Barrikaden, mit denen die Straßen noch versperrt waren, vom neu zu errichtenden Throne trennte. Das Königthum wanderte in die Verbannung, der Mittelstand wollte wenigstens dessen Bild bewahren.

Achtzehntes Buch.

Achtzehntes Buch.

Reise von Rambouillet nach Cherbourg. — Beweise von Zuneigung für die königliche Familie. — Eindruck, den Heinrich Dieudonné und Mademoiselle machen. — Die Bewohner von Montebourg zeichnen sich aus. — Ungünstiger Empfang in Dreux. — Karl X. erfährt in Verneuil, daß die Abdankungsurkunden in den Archiven niedergelegt seyen, ohne daß sein Enkel zum König proklamirt worden wäre. — Vom Könige ergriffene Maßregeln, um die Thronbesteigung seines Enkels als eine Thatsache darzustellen. — Die Nachricht von dem Ereignisse des 9. Augusts erreicht die königliche Familie in Vire. — Aeußerung der Herzogin von Berri. — Die Normandie. — Schlechte durch die Brandstiftungen erregte Stimmung. — St. Lô. — Karl X. trennt sich in Valognes von seiner Garde und dem Reste seiner Escorte. — Tagsbefehl und Aeußerungen des alten Königs. — Versprechungen im Namen Heinrichs Dieudonné. — Die königliche Familie schifft sich in Cherbourg ein. — Die Herzogin von Berri auf dem Verdecke. — Betrachtuugen über die Juli-Revolution. — Begangene Fehler. — Ankunft der königlichen Familie in England. — Lullworth wird von einer Jacobitischen Familie angeboten. — Wallfahrten nach Lullworth. — Briefe

aus der Vendée. — Fürst Talleyrand in London. — Seine Umtriebe. — Gegen die Herzogin von Berri ausgestreute Verläumdungen. — Karl X. erneuert seine Abdankung in Lullworth. — Die königliche Familie begiebt sich nach Holy-Rood. — Aeußerung Heinrichs Dieudonné. — Anblick des Schlosses Holy-Rood. — Dortiger Aufenthalt der Herzogin von Berri. — Ihre Reise nach Bath. — Ihre Verbindungen mit den Royalisten in Frankreich. — Sie erhält mancherlei Nachrichten.

Höchst traurig war die Reise der königlichen Familie nach Cherbourg. — Sie war jetzt ganz vereinigt, auch die Dauphine, die in Dijon von den Ordonnanzen sich überrascht sah, hatte nach Ueberwindung vieler Gefahren, denen sie nur durch seltnen Muth und hohe Geistesgegenwart zu entgehen vermochte, ihre Vereinigung mit dem Könige bewerkstelligt.

Ohne Hinderniß, nur zuweilen durch falsche Gerüchte beunruhigt, zog man auf der Straße nach Cherbourg weiter. An vielen Orten empfingen die erlauchten Verbannten, trotz der Gegenwart der Kommissäre der neuen Regierung, Beweise von Trauer und rührender Anhänglichkeit. In jeder Stadt fanden sich Personen, die durch ihre Thränen der königlichen Familie bewiesen, welches

Bedauern sie in Frankreich hinterlasse. Heinrichs Dieudonné und seiner Schwester Anblick wirkte sehr tief auf die Gemüther. — „So jung noch,“ hieß es im umstehenden Volke, „und schon so unglücklich!“ In Montebourg, einem großen, nicht weit von der Küste entlegenen Dorfe, umgab eine große Volksmenge Madame und ihren Sohn, wünschte ihnen Heil und Segen, bat um die Erlaubniß, ihm die Hand küssen zu dürfen und Mehrere riefen sogar: „es ist uns zwar Theilnahme zu zeigen verboten, aber das ist uns einerlei. Es leben die Bourbons! Kehrt bald wieder zu uns zurück!“

In Dreux fand eine weniger günstige Aufnahme statt. Es entstand sogar eine Art Aufstand unter dem Volke, um die Artillerie der Eskorte aufzuhalten. Man befand sich hier im Gebiete des Herzogs von Orleans. Die Orleans'sche Familien-Gruft ist in dieser Stadt und der Herzog der Eigenthümer der umliegenden Waldungen. Am 5. August schlief man in Verneuil und dort fand man die Zeitungen vom 3. August, welche Bericht erstatteten von der Eröffnung der Kammer und der Rede des Reichsverwesers, welcher der beiden

Verzichtleistungen erwähnte, den Auftrag des alten Königs aber verschwieg, den Herzog von Bordeaux nämlich als Heinrich V. zum Könige zu proklamiren. Schmerzlich fühlte sich die königliche Familie durch diese Nachricht überrascht.

Karl X. hatte inzwischen der Thronbesteigung des jungen Prinzen nach seinen besten Kräften den Charakter einer wirklich vollzogenen Handlung zu geben getrachtet. Er hatte sie von den ihm treu gebliebenen Truppen anerkennen lassen; er hatte befohlen, daß die Parole von Heinrich Dieudonné ausgegeben würde, und zwei mit seinem Vertrauen beehrte Royalisten waren von ihm beauftragt worden, den Gesandten der großen Mächte die in Rambouillet statt gefundenen Verhandlungen zu notificiren.

Am 10. August vernahm die königliche Familie in Argenton die am 9. August geschehene Thronbesteigung des Herzogs von Orleans. Die Herzogin von Berri sagte nichts als die beiden Worte: „O Tante! o Tante!“

Am 10. schlief man in Condé-sur-Noireau, am 11. in Vire, wo Karl X. sein Absteigquartier bei einem der reichsten Männer der Stadt, bei

Herrn Roger nahm, der sich tief von der ihm vom unglücklichen König erwiesenen Ehre ergriffen fühlte. Nach der Abreise der königlichen Familie ließ er mit goldenen Buchstaben über das vom Könige bewohnte Gemach schreiben: „Hier hat Se. Majestät Karl X. die Nacht vom 11. auf den 12. August 1830 zugebracht.“ Von hier zeigte sich das Volk weniger günstig, sogar böswillig gestimmt. Die Normandie war neuerdings durch viele Feuersbrünste geängstigt worden; Verläumdung hatte sie als vom Königthume angezettelt dargestellt, und diese Meinung hatte in jenen Zeiten der aufgeregtesten politischen Leidenschaften viele Anhänger gewonnen, denn leider giebt es Zustände, in welchen eine Sache nur recht unglaublich seyn darf, um allen möglichen Glauben zu finden, dann wird das Absurde sogar eine Macht.

Am 12. August fand die königliche Familie in St. Lô den Grafen Bourbon-Busset und den Prinzen Léon, die in Gesellschaft des Grafen d'Estourmel, des Präfekten des Departements, der ein so kräftiges und großartiges Benehmen an den Tag gelegt hatte, ihr ihre Ehrerbietung

zu bezeugen gekommen waren. Dies war nicht das einzige Beispiel von ehrenwerther von zum Hofe gehörenden Männern bewiesener Treue, leider fanden sich aber doch selten dergleichen Beispiele. Mehr als ein Schloß wurde verlassen und blieb den erlauchten Unglücklichen verschlossen, die ihrer Verbannung zuwanderten. Furcht ist ungastlich! Die Höflinge der Tuilerien zeigten sich auf der Straße nach Cherbourg nicht sehr häufig.

Während der ganzen Reise war König Karl X. traurig und finster, die Dauphine nachdenkend und gefaßt. Doch erinnerte sie sich, daß sie im vorhergegangenen Jahre die gleiche Reise nach Cherbourg gemacht hatte, aber unter anderen Umständen und in anderm Geleite und oft hörte man sie ausrufen: „O mein Gott! welcher Unterschied!“ Nicht ohne Thränen konnte die Herzogin von Berri ihre Kinder betrachten, doch waren dieß keine Thränen der Muthlosigkeit und der Verzweiflung, sie bedauerte vielmehr nur eine große unbenutzt verlorne Gelegenheit und der Entschluß, eine solche wieder herbeizuführen, lag schon als Keim in ihren innersten Gedanken.

Schmerzlich war es in Maintenon anzusehen,

wie die alten Krieger der Garde, deren große Mehrzahl ihre Thränen nicht zurückhalten konnten, Abschied nahmen vom Könige, von den Prinzen und vom jungen Heinrich, der so oft Zeuge und Gefährte ihrer kriegerischen Spiele gewesen war. Valognes sah diese traurige Scenen sich erneuern, denn hier schied der König von seinen Gardes-du-Corps und dem Reste seiner Eskorte. Zähren standen in Aller Augen. Mit oft von Rührung beklommener Stimme dankte Karl X. jeder einzelnen Kompagnie. „Ich nehme Eure Standarten zurück," sprach er; „Ihr überliefert sie mir ohne Makel. Ich hoffe, mein Enkel soll sie Euch einst eben so fleckenlos wieder zurückgeben. Ich danke Euch für Eure Treue und Eure Ergebenheit und werde nie der Beweise von Anhänglichkeit vergessen, die Ihr mir gegeben habt!"

Hieraus ist deutlich zu ersehen, daß nach der Meinung des Königs es nur seinem Enkel Heinrich Dieudonné zukam, der Armee die Fahnen zurückzugeben, wenn ein Umschwung des Glücks einst zu Gunsten seiner Dynastie statt finden sollte. Der König sprach weder von sich, noch erwähnte er seines Sohnes, des Dauphins.

Jedem Garde-du-Corps ließ der ehrwürdige König folgenden Tagsbefehl zustellen:

„Indem der König Frankreichs Gebiet verläßt, hätte er sehnlichst gewünscht, Jedem seiner Garde-du-Corps und Jedem der Herren Offiziere und Soldaten, die ihn bis zu seiner Einschiffung begleitet haben, ein Zeichen der Zuneigung ihres Souverains zu hinterlassen; die Umstände jedoch, die den König auf das Aeußerste betrüben, entreißen ihm die Möglichkeit, den Wünschen seines Herzens Gehör zu geben. Der Mittel beraubt, so rührende Treue zu belohnen, hat Se. Majestät die Musterrollen seines Gardes-du-Corps, so wie die der Herren Ober- und Unteroffiziere und Soldaten, die ihn begleitet haben, sich überliefern lassen. Sämmtliche Namen, der Obhut des Herrn Herzogs von Bordeaux anvertraut, sollen in den Archiven der königlichen Familie aufgezeichnet bleiben, um für alle Zukunft vom Unglücke des Königs und von dem Troste, den solch' uneigennützige Ergebenheit ihm gewähren mußte, Zeugniß zu geben!

„Valognes, den 15. August 1830.

„Karl."

Am folgenden Tage schiffte sich der König nebst seiner ganzen Familie in Cherbourg auf einem amerikanischen Fahrzeuge ein. Noch lange Zeit konnte man vom Gestade aus eine Frau zwischen zwei Kindern auf dem Verdecke stehen sehen. Dies war die Herzogin von Berri, die in Mitten von Sohn und Tochter mit einem letzten Scheideblicke Frankreich begrüßte.

So war also die Revolution vollendet. Die Verhältnisse, deren verhängnißvolle Entwicklung Herzog Decazes so begünstigt hatte, gelangten zu ihrer vollen Reife. Das zwischen Bürger- und Königthum ausgesäete Mißtrauen und Argwohn mußte sich mit einem allgemeinen Bruche endigen. Dies Ereigniß, von Heinrichs Dieudonné Geburt zehn Jahre lang zurückgedrängt, brach sich endlich Bahn und die Herzogin von Berri, durch unglückliche Umstände verhindert, von der Popularität Gebrauch zu machen, die sie der in der Gesellschaft, außer dem Bereiche der Politik, gespielten Rolle zu verdanken hatte, mußte mit ihrem Sohne auch diese Verbannung theilen!

Viele Fehler waren begangen, viele Vorsichts-Maßregeln vergessen worden unter so ernsten, so

schwierigen Ereignissen. Ein unerklärliches Verhängniß schien alle Kräfte gelähmt zu haben und alle Ereignisse zu beherrschen. Dreimal hatte sich die Gelegenheit, mit Vortheil zu unterhandeln, dargeboten, und dreimal hatte man sie unbenützt vorübergehen lassen. Am 29. Juli konnte man in Paris selbst unterhandeln, wenn man den Befehl zur Räumung nicht gab. Am 30. konnte man in St. Cloud unterhandeln, wenn man daselbst blieb. In den ersten Tagen des Augusts konnte man in Rambouillet unterhandeln, wenn man das zusammengelaufene Gesindel auseinandersprengte, das der Armee Gelegenheit zur Wiedervergeltung darbot. Das Unglück wollte, daß man die ersten Grundregeln der Politik vergaß und während der Unterhandlungen zurückwich. Schon früher bemerkten wir, daß jeder von Paris entfernende Schritt auch vom Throne entfernte und jeden Tag machte man einen solchen weitern Schritt; von Paris nach St. Cloud, von St. Cloud nach Rambouillet, von Rambouillet nach Cherbourg, das war der Weg, den das Königthum, seinem Grabe zu, einschlug.

Auch muß, will man ganz wahr seyn, zuge-

standen werden, daß ein solcher verhängnißvoller Zusammenfluß unglücklicher Umstände und Fehler aller Arten, nur einer Gewalt gegenüber angetroffen wird, deren moralische Kraft sehr stark compromittirt ist und gegen welche, wie ein Staatsmann der Restauration sich ausdrückte, der Wind bläst. Hiezu füge man ferner, daß die Dinge einen solchen Höhepunkt erreicht hatten, wo eine solche strenge Prüfung vielleicht nothwendig war, um viele Illusionen zu zerstreuen und den aufgeregten Leidenschaften Zeit zur Beruhigung zu gestatten. In der Trunkenheit des Sieges würde man dem Königthume dermaßen harte Bedingungen auferlegt haben, daß es durch diese auf das Tiefste erniedrigt worden wäre und seinem Untergange doch nicht hätte entgehen können. Besser mochte es also seyn, es behielt die letzte Möglichkeit des Glücks für sich, als daß es diese in einem Augenblicke hätte aufs Spiel setzen sollen, wo Alles, Menschen, wie Ereignisse, gegen dasselbe waren.

Das Schiff, welches die königliche Familie trug, segelte nach England. Der erste Aufenthalt der Bourbons im Lande der Verbannung war Lullworth. Dies Schloß, in Dorsetshire gelegen,

war ihnen von der katholischen und jacobitischen Familie der Weld's angeboten worden, die stets in ihrem Herzen die Religion der gesunkenen Throne und jenen Kultus der Treue bewahrt hatten, welche die Macht überlebt. Der jetzige Eigenthümer dieses alten Herrenhauses, der Baronet Sir Joseph Weld, empfing mit achtungsvoller Courtoisie seine erlauchten Gäste. Der überall in diesem Schlosse angeschriebene Wahlspruch dieser Familie schien den Eintretenden Trost und Hoffnung zuzurufen. **Nil sine numine**, „nichts geschieht ohne der Vorsehung Willen," so hieß dieser Wahlspruch, die Erbschaft mancher Jahrhunderte, der aber erst gestern verfertigt schien.

König Karl X. hatte in Lullworth den Namen eines Grafen von Ponthieu angenommen, die Herzogin von Berri nannte sich Gräfin von Rosny, als eine Erinnerung an Frankreich. Kaum war die königliche Familie in Lullworth eingezogen, so wurde letzteres auch schon das Ziel frommer Wallfahrten. Die im Unglück getreuen Anhänger des Hofes, weniger zahlreich als die Höflinge der Tuilerien, begrüßten hier das Exil der Enkel Heinrichs IV. Trug man auch

hier den Kopf weniger hoch, als in jenem Schlosse, so trug man dafür das Herz um so höher.

Und mehr als ein Reisender, der durch Dieppe gekommen war, meldete der Herzogin, daß ihre Kaufleute immer noch ihr Wappen ausgehängt hätten und daß sie bei der ganzen Stadt in gutem Andenken stände. Die Schiffer im Hafen, die sie oft hinaus auf das Meer geführt hatten, baten, ihre Namen der Herzogin zu nennen; sie kannten ihr gutes Gedächtniß und schmeichelten sich, daß die Diepper wohl noch einen Platz in ihren Gedanken einnehmen dürften.

Tief gerührt fühlte sich die königliche Familie von solchen Beweisen treuer Liebe. So oft Jemand vom Festlande zu ihnen kam, gedachten die Verbannten ihrer in Frankreich lebenden Freunde. Mit Freude nannte man die Namen derer, deren muthvolle Treue allen Verfolgungen trotzte, so z. B. den Namen des Herrn von Cony, dessen kühne Stimme sich erhoben hatte, um die Kammer gerade in dem Augenblicke, wo sie ein neues Königthum proclamirte, an das alte, verbannte zu erinnern; so erwähnte man ferner des Herrn von Kergolay, dessen streng reines Gewissen ihm

eine Vorladung vor dem Pairsgerichtshof eingetragen hatte wegen jenes Schreibens, in dem er den Eid verweigerte. Als endlich der Name Latour-Maubourg mit dem wohl verdienten Lobe genannt wurde, rief die Herzogin von Berri freudig aus: „ich wußte wohl, daß er so und nicht anders handeln würde! Schon seit dem Jahre 1816 schätze ich ihn sehr hoch!“

Derjenigen, deren Treue den in sie gesetzten Erwartungen nicht entsprochen hatte, erwähnte man mit gerechter Betrübniß, aber ohne Zorn. Die Dauphine, die stets ihre erhabene Ergebung behauptete, erzählte, daß unter allen ihre Reise von Dijon nach Rambouillet begleitenden Gefahren und Hindernissen nur eine einzige tröstende Episode ihr begegnet sey, und dies wäre gewesen, als der Herzog von Chartres ihr unterwegs mit dem lebhaftesten und dem Anscheine nach aufrichtigsten Eifer nicht nur seine, sondern auch seines Regiments Dienste angetragen habe.

Mitten unter so schwerer Betrübniß schimmerten doch von Zeit zu Zeit einige schwache Hoffnungen durch. Briefe aus der Vendée meldeten, das ganze Land sey auf alle mögliche Fälle gerüstet.

Die neue Ordnung der Dinge war unterdessen von England anerkannt worden und Fürst Talleyrand, dessen Stern stets wieder über dem Horizonte erscheint, so oft eine Regierung fällt und eine neue sich erhebt, hatte die Mission übernommen, in London die Monarchie des 9. Augusts zu repräsentiren, die allgemach von allen übrigen Mächten anerkannt wurde. Seine mit großer Sachkenntniß eingerichtete Polizei erweiterte ihre Nachforschungen bis an die Pforten von Lullworth. Einige, der unerschütterlichen von dem Hause Bourbon in allen Zeiten behaupteten Standhaftigkeit unwürdige, von ihm ausgegangene Vorschläge wurden mit verdienter Verachtung zurückgewiesen.

Während solchergestalt die Herzogin von Berri fortfuhr, auch in der Verbannung Frankreich zu lieben, verfolgten Verläumdungen ihren Namen. So sprengte man das Gerücht aus, als habe sie unermeßliche Schulden hinterlassen. Sie war auch wirklich immer so großmüthig gewesen, daß ihre Feinde hofften, es dürfte ihnen nicht schwer fallen, sie der Welt als Verschwenderin darzustellen. Um solche Gerüchte zu widerlegen, veröffentlichte der Kontrolleur ihres Hauses folgendes Schreiben.

„Mehrere Zeitungen haben berichtet, daß die Gemälde-Gallerie Ihrer königlichen Hoheit der Frau Herzogin von Berri zum Verkauf ausgesetzt werden solle. Diese Nachricht ist vollkommen falsch. Die Schulden Ihrer königlichen Hoheit, die nach denselben Blättern sich auf zehn Millionen belaufen sollen, erreichen nicht den zwölften Theil dieser Summe. Madame pflegte jeden Monat die Ausgaben ihres Hauses zu berichtigen, mit Ausnahme derer, die vierteljährig bezahlt wurden. Das Mobiliar der Frau Herzogin, Diamanten, Schmuck, Putz und Bibliothek, welches Alles verkauft werden soll, wird hinreichen, um alle Schulden zu bezahlen. Die Gemälde-Gallerie ist mit der im Schlosse Rosny, dem sich von Madame vorbehaltenen Eigenthume, befindlichen Gallerie vereinigt worden. Der ganzen Welt ist bekannt, welche Ordnung im Hauswesen Ihrer königlichen Hoheit herrschte. Der Beweis hiervon ist folgender: die von den Gehalten der Angestellten zum Behufe der Pensionskasse angeordneten Abzüge sind von Madame verdoppelt und diese solchergestalt verdoppelte Summe ist Jedem zurückgegeben worden und außerdem hat noch Jeder eine Monats-

Besoldung als Gratification empfangen. Jeder, der weiß, welche Wohlthaten die Frau Herzogin spendete, welche Aufmunterung sie den Künstlern und welchen Schutz sie der Industrie angedeihen ließ, wird sich höchlichst verwundern, wenn er erfährt, daß dieses Alles mit einer monatlichen Revenue von hundert fünf und zwanzig tausend Franken bewerkstelligt wurde. Eben so wahr ist es auch, daß das lebhafteste Bedauern aller Klassen der Gesellschaft Madame in ihre Verbannung nachgefolgt ist.“

In dem Schlosse Lullworth erneuerte König Karl X. auch seine Abdankung und fügte den in Rambouillet ausgestellten Urkunden wichtige Modificationen bei, wodurch sie eine neue Bekräftigung erhielten. Wir geben dieses in Lullworth ausgestellte Document ohne weitere Betrachtung und Erläuterung. Es gehört der Geschichte an, muß unter diesem Titel aufbewahrt werden und der Nachwelt überlassen bleiben, seinen Inhalt zu würdigen. Die Kenntniß dieser Urkunde ist überdies auch zum Verständniß des folgenden unumgänglich nothwendig. Das Benehmen der Herzogin von Berri würde ganz unbegreiflich seyn, wenn

die in Rambouillet vollzogene Abdankung und Verzichtleistung nicht in fremdem Lande erneuert worden wäre. Sollte es ihr möglich werden, wir wollen nicht behaupten auf legale, aber gewiß auf vernunftgerechte Weise, die Vendée im Namen Heinrichs V. in Aufstand zu versetzen, so mußte von Karl X. und Ludwig Anton anerkannt seyn, daß ihre den Rambouilleter Urkunden angehängte Unterschrift sie nicht nur bedingungsweise, sondern absolut bände, und daß sie ihren vollen Werth behielten, ungeachtet der neuen, am 9. August auf den Thron gelangten Dynastie. Dieses Document hat folglich, wie wir schon oben bemerkten, nicht blos ein merkwürdiges historisches Interesse, sondern ist auch zum Verständniß der weitern Geschichte unumgänglich nothwendig.

Diese Urkunde lautet folgendermaßen:

„Wir Karl, der Zehnte Unsers Namens, von Gottes Gnaden König von Frankreich und Navarra.

„Das über Frankreich ausgebrochene Unglück und der Wunsch, größeres zu verhüten, haben Uns bewogen, unter dem Zweiten des gegenwärtigen Monats in Unserm Schlosse Rambouillet die Krone niederzulegen, und die gleichen Ursachen

haben auch ferner Unsern sehr geliebten Sohn veranlaßt, zu Gunsten Unsers Enkels, des Herzogs von Bordeaux, auf seine Rechte zu verzichten.

„Durch eine weitere am vorhergehenden Tage und an demselben Orte ausgestellte und durch die zweite Akte wiederholte Urkunde haben wir zum provisorischen Reichsverweser einen Prinzen Unsers Geblütes ernannt, der später aus den Händen des Aufruhrs den usurpirten Titel eines Königs der Franzosen erhalten hat.

„Nach einem derartigen Ereignisse haben wir nicht schleunig genug die Pflichten erfüllen können, die Uns vom Interesse Frankreichs, der geheiligten, Uns von Unsern Vorvordern überlieferten Hinterlassenschaft und von Unserm festen Vertrauen in die göttliche Vorsehung auferlegt worden sind.

„Aus diesen eben von Uns angeführten Ursachen: „Protestiren wir in Unserm und allen Unserer Nachfolger Namen gegen jede Beinträchtigung der Rechte Unseres Geschlechtes auf die Krone Frankreichs.

„Wir erklären für Null und nichtig und für ungeschehen die obenerwähnte Urkunde, durch welche Wir dem Herzoge von Orleans die General-Statthalterschaft des Reiches anvertraut haben.

„Wir behalten uns vor eine Regentschaft, wenn sie nothwendig werden sollte, einzusetzen, bis zu der Volljährigkeit Unsers Enkels Heinrichs V., der zufolge der von Uns am Zweiten dieses Monats zu Rambouillet ausgestellten Urkunde zum Throne berufen worden ist, welche Volljährigkeit, vermöge der Statuten der Krone und den Gebräuchen des Reiches mit Antritt seines vierzehnten Lebensjahres, das ist: am 30. September 1833 beginnen wird.

„Würde sich der Fall ereignen, daß es der göttlichen Vorsehung gefallen sollte, Uns vor der Volljährigkeit Heinrichs V. aus dieser Zeitlichkeit abzurufen, so soll seine Mutter, Unsere sehr geliebte Tochter, die Herzogin von Berri, von Rechtswegen Regentin des Reichs werden.

„Gegenwärtige Erklärung soll öffentlich bekannt gemacht und Jedem, der sie zu wissen begehren wird, mitgetheilt werden, sobald die Umstände dieses erfordern sollten.

„Gegeben zu Lullworth am vier und zwanzigsten Tage des Monats Augusts, im Jahre des Heils 1830, Unserer Regierung des Sechsten.

Unterzeichnet: Karl.“

Hieraus ergibt sich, daß König Karl bei seinem

Worte blieb. Die königliche Familie war der Ansicht, daß die in Rambouillet ausgestellte Urkunde in Bezug auf die ältere Linie volle Gültigkeit behalte, und diese Urkunde empfing neue Bestätigung durch die in Lullworth erlassene und allen Kabinetten mitgetheilte Akte.

Kurze Zeit darauf ließ der König von England den verbannten Bourbons das Schloß Holy-rood zum Wohnsitz anbieten. Die hohen Unglücklichen fanden sich in Lullworth etwas beengt und fürchteten überdies die edle Gastfreiheit der Familie Weld zu mißbrauchen. Es wurde folglich beschlossen, die Residenz in Holy-rood aufzuschlagen, wo Karl X. während der ersten Revolution schon einmal gewohnt hatte.

Holy-rood ist ein weitläufiges, an dem einen Ende der Altstadt von Edinburg gelegenes Schloß; ein öffentlicher Platz trennt es von der traurigen und stark bevölkerten Vorstadt Canongate. Von allen Seiten umgeben dasselbe Anhöhen; die sich auf seiner linken Seite erhebenden sind mit pittoresken Gebäuden gekrönt und von einem Halbcirkel neuer und weißer Häuser umgeben, die einen achtungsvollen Kreis um die Edinburger Königs-

burg bilden. Eines dieser Häuser bewohnte die Dauphine, ein anderes war für die Herzogin von Berri eingerichtet. Vier paralel stehende Thürme verleihen der Façade des Schlosses einen großartigen, majestätischen Anblick; die Wappen der schottischen Könige, ein alter ehrwürdiger Schmuck, zeigen sich über dem Eingangsthore. Die entgegengesetzte Façade, an deren Ende sich die Ruinen der Kapelle befinden, ist ganz modern. In diesem Theile des Pallastes wohnte Karl X. und Heinrich Dieudonné; Mademoiselle bezog die rechts vom Eingangsthore liegende Appartements.

Wahre und schmerzliche Betrübniß empfand die Herzogin von Berri, als sie sich von ihren Kindern trennte. Holy-rood lag zu weit entfernt, als daß Madame der königlichen Familie dorthin hätte folgen können. Mit mehreren Punkten Frankreichs stand sie in sehr thätiger Correspondenz, es lag ihr folglich Alles daran, in der Nähe zu bleiben, um die Nachrichten ihrer Freunde schnell zu erhalten. Schon jetzt traf sie Vorbereitungen zu der schwierigen und gefährlichen Unternehmung, die sie später ausführte, sie durfte sich also nicht zu weit von dem Herde des Han-

delns und der Bewegung entfernen, und hielt eine Trennung von ihren Kindern für nothwendig, um ihnen so besser dienen zu können. Es bedurfte auch solcher ernsten Rücksichten, um sie zu dem Entschlusse, ihre Familie zu verlassen, zu bewegen; von Heinrich Dieudonné und ihrer Tochter entfernt, lebte die Herzogin in einer zweifachen Verbannung.

Fiel ihr diese Trennung auch sehr schwer und schmerzlich, so gab doch die Reise nach Edinburg Heinrich Dieudonné Gelegenheit zu einer ungesuchten und rührenden Aeusserung, die das Mutterherz um so mehr traf, weil sie ganz mit ihren Gefühlen und Gedanken übereinstimmte. Mademoiselle sollte die Reise zu Lande, ihr Bruder sie hingegen zu Wasser machen. „Du reisest zur See, Du wirst also nichts sehen," sprach die Prinzessin zu ihm. „Ich, die ich zu Lande gehe, werde viel mehr Vergnügen haben."

„Und doch ziehe ich meine Reise der Deinigen vor," antwortete Heinrich Dieudonné, „denn ich, ich werde Frankreich von weitem sehen."

Um diese Zeit erfuhr die Herzogin von Berri den Tod des Königs von Neapel, ihres Vaters.

Seine Gesundheit war schon wankend, als er die französischen Bourbons besuchte, und wohl darf man glauben, daß die Ereignisse des Juli's und des Augusts das Ende seiner Tage beschleunigten. Tief wurde dieser Verlust von Madame empfunden; alles Unglück schien zumal auf sie herein zu brechen, die große politische Catastrophe, die ihren Sohn nach Holy-rood geführt hatte, wurde mit einer Familientrauer gekrönt.

Inzwischen gestaltete sich Alles zu der Unternehmung, welche die Herzogin versuchen wollte. So war Herr von Blacas abgegangen, um Europa zu durchreisen und die verschiedenen Kabinette der Länder zu sondiren, durch welche Madame kommen mußte, so hatte Herr von Montbel den Auftrag erhalten, bei dem östreichischen Hofe die Aufnahme der Bourbons in den Staaten des Kaisers zu unterhandeln. Zum ostensibeln Vorwande gebrauchte man das Klima Englands, welches der Gesundheit der erlauchten Verbannten nicht zuträglich sey. Die wirkliche Ursache lag aber in dem politischen Grunde, welcher der königlichen Familie verbot, Heinrich Dieudonne als Geißel in einem mit dem Palais-Royal so eng verbun-

denen Lande zu lassen, und überdieß zu einer Zeit, in der Madame ihr Glück gegen das Königthum vom 9. August versuchen wollte.

Bevor sie abreiste, wünschte die Herzogin noch die königliche Familie und ihre Kinder zu sehen, und daher bezog sie eine Zeit lang das zu ihrer Aufnahme bestimmte und nicht weit von Holy-rood liegende Haus. Ihr Zusammenleben war rührend. In diesen letzten Momenten ihres Privatlebens genoß Madame eines Glückes, das ihr die Last des politischen Lebens, das sie von jetzt an führen sollte, doppelt schwer erscheinen ließ. Ihre Tochter war so edel, so anmuthig! Heinrich Dieudonné verkündigte schon ein so schönes Gemüth, ein so großes Herz!

So fiel eines Tages in seiner Gegenwart das Gespräch auf einen Jüngling, dessen schuldvolles Betragen nur in Holy-rood mit Milde beurtheilt wurde. Heinrich Dieudonné war der Einzige, der mit jener Herzensgradheit, die er von frühster Kindheit an bewiesen hatte, wie wir ihn in dem Briefe der Frau von Gontaut an den Herzog von Rivière haben kennen lernen, sein Miß-

fallen über ihn mit den kräftigsten Worten ausdrückte.

„Aber Heinrich,“ sprach seine Mutter zu ihm, „Du mußt nicht vergessen, daß der junge Mensch wahrscheinlich nur der von seinen Eltern erhaltenen Leitung folgte. Kannst Du ihn denn verdammen, daß er ihnen gehorcht hat? Wenn ich nun Dir eine Handlung anbefehlen würde, die Dir gegen Ehre und Pflicht zu streiten schiene, wolltest Du mir ungehorsam werden?“

Fest und sicher erhob Heinrich Dieudonné die Augen zu seiner Mutter und antwortete ohne Zögern: „ja, liebe Mutter!“

In Holy-rood hatte der junge Prinz den unterbrochenen Lauf seiner Studien von Neuem begonnen. Sorgfältig wachte Herr von Barande, ein verständiger und gelehrter Mann, ein ehemaliger Schüler der polytechnischen Schule, die so viele berühmte Männer aus ihrem Schooße hervorgehen gesehen, über seine Erziehung. Baron Damas, der dem Herzog von Rivière in der Stellung eines Gouverneurs gefolgt war, und der den von seinem Vorgänger entworfenen Plan mit

religiöser Pünktlichkeit fortsetzte, erfüllte mit gutem Erfolge den ihm anvertrauten wichtigen Auftrag. Körperlich und geistig entwickelte sich Heinrich Dieudonné zu gleicher Zeit. Um Nacheiferung bei ihm zu erwecken, hatte man ihm zu Spiel- und Lerngefährten drei Söhne des Herzogs von Guiche und einen Sohn des Grafen Brissac gegeben und täglich wurden überdieß fremde Personen oder Landeseingeborne sogar zu seinem Unterrichte zugelassen. Kein einziger Franzose wallfahrtete nach Holy-rood, ohne daß er eingeladen worden wäre, einigen Unterrichtsstunden des Prinzen beizuwohnen.

Unter den Männern, denen ihr Gefühl einen Besuch bei dem unglücklichen Könige zur Pflicht machte, bemerkte man auch den Vicomte von Conny, der von dem ihm von Heinrich Dieudonné gewordenen Empfang sich höchst angenehm überrascht fühlte. Er fand, daß Verbannung, der gewaltige Lehrmeister fürstlicher Jugend, sehr schnell das Gemüth und den Geist Heinrichs IV. Enkel entwickelt hatte. Nach seiner Rückkehr erzählte er mit den ihm eigenthümlichen feurigen Worten seinen Besuch beim jungen Prinzen.

„Man meldete ihm,“ berichtete er, „daß Franzosen sehnlich ihn zu sehen wünschten. Meine beiden Söhne begleiteten mich. Er eilte uns entgegen und reichte uns mit allerliebster Anmuth die Hand. — „Sie kommen aus Frankreich,“ rief er, „und kehren bald wieder dahin zurück! Wie glücklich ist der, der in Frankreich leben darf!“ Alle seine Erinnerungen, alle seine Gedanken sind in Frankreich, und in seinen Studien, wie in seinen Erholungs-Stunden ist Frankreichs Name stets auf seinen Lippen. An zwei Vorfälle erinnert er sich besonders gern, nemlich an seinen Besuch in der Schule von St. Cyr und bei der Artillerie von Vincennes. Er kannte eine Menge von Namen der Zöglinge in St. Cyr. Mein Sohn hatte die Ehre gehabt, auch in dieser Anstalt erzogen worden zu seyn; der Prinz unterhielt sich daher Stundenlang mit ihm, um von dem schönen Bataillon von St. Cyr mit ihm zu plaudern, das er wenige Tage nach diesem Besuche in St. Cloud wieder gefunden hatte, wie es zur Vertheidigung des Thrones auszog. In seinem Zeichnen-Unterricht

bemerkte man abermals die in seinem Gemüthe vorherrschenden Gedanken; immer sind es Bilder seines Vaterlandes, die sein Bleistift so gern hinwirft, ferner Soldatenköpfe, Pferde, Waffen, Gefechte. — „Ich will Ihnen eine meiner Zeichnungen schenken," sprach er zu mir; „da diesen Garde-Grenadier. Ach wie schön waren doch die Grenadiere! O wie liebten sie mich und ich sie eben so!" Dann nannte er mir mit großer Lebhaftigkeit alle Regimenter der Garde, die Namen ihrer Chefs, ihrer Offiziere und einer großen Menge Soldaten. Ein andermal fragte er mich, ob ich das Arsenal in London gesehen habe. Ich bejahete seine Frage und fügte hinzu, daß ich mit Betrübniß auch zwei französische Geschütze dort bemerkt hätte. — „Französische Geschütze?" — Ja Monseigneur, zwei französische uns in einer frühern Schlacht abgenommene Geschütze. — „Ach die mag ich nicht sehen, und will auch das Londner Zeughaus gar nicht besuchen. Wenn es aber wieder Krieg giebt und die Engländer bringen unsere

Kanonen auf das Schlachtfeld, dann wollen wir sie zurückerobern. Nicht wahr, wir müssen sie zurückerobern?“

Wie erfreute sich die Herzogin von Berri an dieser aufgeweckten und kräftigen Kindheit, die ohne jene frühreife, die Zukunft im Voraus aufzehrende Künstelei, dem Wahren und Schönen auf allen Wegen entgegen flog! Heinrich Dieudonné war seinem Alter keineswegs vorausgeeilt, man sah aber deutlich, daß der königlichen Familie nichts zu wünschen übrig bleiben würde, wenn der einstige Mann dasjenige hielt, was das Kind versprochen hatte.

Der Name des Prinzen war in Schottland allgemein beliebt geworden und zwar bei folgender Gelegenheit. Die Gesellschaft der Edinburger Bogenschützen drückte kurz nach der Ankunft der königlichen Familie den Wunsch aus, der junge Erbe des Hauses Bourbon möchte einmal ihren Uebungen beiwohnen. An dem dazu bestimmten Tage fand Heinrich die ganze Gesellschaft in großer Parade aufgestellt. Ein Bogen, Pfeile, eine Armdeckung und Handschuhe waren für ihn

bereit. Seine ersten Versuche fielen nicht zum Besten aus, bald aber traf er zweimal hinter einander das Ziel unter lautem Beifalljubel. Als er sich entfernen wollte, wendete sich Heinrich an den Kommandanten und fragte ihn, ob er wohl noch einen Bogenschützen bei seiner Kompagnie brauchen könne, und nun schrieb er mit eigener Hand seinen Namen in die Musterrolle der Edinburger Bogenschützen. Einige Zeit darauf machte der junge Prinz einen ziemlich weiten Ausflug in das schottische Hochland. Kaum hatte sich die Nachricht seiner Ankunft verbreitet, so lud ihn eine Deputation zu einer Versammlung ein, welche von den ersten Häuptern des alten schottischen Adels, von den Argyles, Montroses, Campbells, Hamiltons und Andern veranstaltet worden war. Durch Stimmeneinheit verlieh man ihm den Titel eines schottischen Häuptlings und überreichte ihm die Zeichen dieser Würde. Die Vornehmsten dieser kriegerischen Nation, die sonst den französischen Königen so treue Leibwachen geliefert hatte, ehrten das Unglück ihres letzten Abkömmlings.

Die Herzogin von Berri konnte nicht lange in

Edinburg verweilen; das traurige, trübe Klima dieser Stadt und ihre ewigen Nebel wirkten nachtheilig auf ihre Gesundheit. Sie sah sich genöthigt, bei den Heilquellen Baths dasjenige zu suchen, was ihr die ihr so liebe Stadt Dieppe vor Kurzem noch gegeben hatte.

Die Prinzessin bezog ein kleines Haus, das in zwei Etagen nicht mehr als sechs Zimmer enthielt. Niemand war bei ihr als Frau von Bouillé, nebst einer einzigen Kammerfrau und einem einzigen Diener, den sie scherzweise ihren Koch nannte. Dieses großen Titels ungeachtet war ihre Tafel mehr als frugal, was lag ihr aber an der engen Wohnung, an der schlecht servirten Tafel, an der sehr bescheidenen, ihren Salon beleuchtenden, Lampe und an der ganz bürgerlichen Einfachheit ihres Lebens? Sie hatte ihren Aufwand beschränkt, um ihre Wohlthaten nicht einschränken zu müssen. Ihre Armen empfingen fortwährend die gewohnte Unterstützung, ihr Krankenhaus in Rosny litt keinen Mangel. In früherer Zeit hatte ihr Ueberfluß der Dürftigkeit gehört, jetzt mußte dieser Ueberfluß vom Nothwendigen genommen werden.

Madame schien übrigens jetzt auch von irgend einem ernsten Gedanken beherrscht zu werden, der keinen Raum in ihrem Gemüthe übrig ließ für jene Neigung zu Eleganz, der anmuthigen Beschäftigung ihrer Muße in glücklichern Tagen, wo sie keine andere Aufgabe zu erfüllen hatte, als die Königin von Festen zu seyn. Wenn in dem engen Salon des kleinen Hauses in Bath ein wenig zahlreicher Kreis sich um sie versammelte, so erstaunte man, aus ihrem Munde jene raschen Bemerkungen zu vernehmen, die richtigen und schnellen, in Staatsangelegenheiten so nothwendigen Scharfsinn verrathen. Wer aus Frankreich kam, um mit ihr in Einverständniß sich zu setzen, kehrte bezaubert von den Eigenschaften zurück, die in der Fürstin sich entwickelt hatten. Es schien, als ob sie das errathe, was sie nicht gelernt hatte. Die Lebhaftigkeit ihres Geistes war stets allen hohen politischen Fragen gewachsen, wie die angeborne Kühnheit ihres Charakters allen Gefahren.

Jetzt nahete der Augenblick, in welchem die Herzogin von Berri von dem Verstande und dem Muthe Proben ablegen sollte, die von allen denen,

welchen die Ehre zu Theil geworden war, ihr in Bath näher zu treten, bewundert worden waren. Ihr Entschluß war gefaßt: gegen die jetzt in Frankreich bestehende Regierung wollte sie ihr Glück versuchen, Fahne gegen Fahne erheben, und schon stand der Gedanke zu dieser gewagten Unternehmung unwiderruflich fest in ihrem Geiste, als sie Englands Häfen verließ, um sich nach Italien einzuschiffen.

Ende des zweiten Bandes.

Inhalts-Verzeichniß

des zweiten Bandes.

Neuntes Buch.

Seite 7.

War die Ermordung des Herzogs von Berri ein isolirt dastehendes Verbrechen? — Gründe für diese Meinung. — Gründe für die entgegengesetzte. — Der Minister Decazes stimmt der Erstern bei. — Sein Sturz. — In wie fern gab seine Politik moralische Veranlassung zu dieser Catastrophe? — Aenderung der Meinungen. — Allgemeiner Schmerz und Unwille. — Jammer der Herzogin von Berri. — Sie verläßt das Palais Elysée Bourbon. — Ihre Festigkeit. — Ihre Worte an einen Geistlichen. — Begräbnißfeierlichkeiten. — Der Münster

in St. Denys. — Leichenrede, vom Coadjutor von Quelen gehalten. — Die Kohlenträger-Zunft in St. Denys. — Brief des Herzogs von Levis. — Antwort der Herzogin von Berri.

Zehntes Buch.

Seite 29.

Die Herzogin von Berri verläßt am 20. März zum Erstenmale ihre Gemächer. — Das Volk drängt sich auf ihrem Wege. — Stimmung. — Die politischen Leidenschaften scheinen im Auslande, wie im Inlande einem Ausbruche entgegen zu eilen. — Revolutionen in Madrid, in Lissabon, in Neapel. — Schilderung einiger in letzteren auftretenden Charaktere. — Besorgniß der Prinzessin für ihre Familie. — Ihre Angst wird vom Herzoge von Orleans getheilt. — Verschwörung im Innern. — 1668, 1793 und 1800. — Unruhen in den höhern Schulen. — Unruhen in der Kammer. — Militärverschwörung vom 19. August. — Sie wird vom Baron Mounier entdeckt. — Milde des Königs gegen die Anstifter dieser Komplotte. — Attentate gegen die Herzogin von Berri. — Bouton und Gravier. — Das Vertrauen der Herzogin verleugnet sich keinen Augenblick. — Ihr Traum. — Ihre Promenaden auf der Wasser-Terrasse. — Ihre Antwort auf die Rathschläge der Klugheit. — Frankreichs Hoffnungen. — König Ludwig XVIII. verkündigt, daß, wenn ein Prinz geboren

würde, er den Titel „Herzog von Bordeaux“ führen soll. — Deputation der Hallen jener Stadt. — Madame Aniche. — Jeanne d'Albret's Lobgesang. — Der Béarner Knoblauchskopf. — Warum man an die Geburt eines Heinrichs IV. glaubt!

Eilftes Buch.

Seite 49.

Die Nacht des 29. Septembers. — Geburt des Herzogs von Bordeaux. — Der Marschall Herzog von Albufera ist als vom Könige berufener Zeuge dabei gegenwärtig. — Muth der Herzogin von Berri. — Die Nationalgardisten Lainé, Paigné, Dauphinot und Trionzon sehen das Kind, bevor es von der Mutter getrennt wird. — Die königliche Familie beglückwünscht die Prinzessin. — Der König schenkt seiner Nichte ein Diamanten-Bouquet. — Die Scene von Heinrich IV. Geburt wird in den Tuilerien wiederholt. — Die vier und zwanzig Kanonenschüsse. — Illumination des Hotels der Garden. — Die Rivolistraße um sechs Uhr Morgens. — Die Armee stattet dem Herzoge von Bordeaux den ersten Besuch ab. — Anreden mehrerer Soldaten. — Antworten der Herzogin. — Der Herzog von Orleans in den Tuilerein. — An das Volk gerichtete Worte des Königs. — Die Herzogin von Berri zeigt sich dem Volke mit ihrem Sohne in den Armen. Das beste schmerzstillende Mittel. — Austheilungen von

Orden. — Gedichte. — Belohnungen. — Rede des päpstlichen Nuntius im Namen des diplomatischen Corps. — Das Kind von Europa. — Einige Antworten der Herzogin von Berri. — Ihr Schreiben an den König, um ihn für Gravier und Bouton um Gnade zu bitten.

Zwölftes Buch.

Seite 69.

Politische Folgen der Geburt des Herzogs von Bordeaux. — Im Morning Chronicle eingerückte Protestation. — Der Herzog von Orleans in den Tuilerien. — An den Herzog von Albufera gestellte Frage dieses Prinzen. — Die Feinde des Hauses Bourbon werden in der constitutionellen Sphäre besiegt. — Wirkung, die durch das Benehmen der Herzogin von Berri hervorgebracht wird. — Neue Stellung der Dynastie. — Günstige Wendung für die Restauration. — Lamartine und Victor Hugo feiern die Geburt des Herzogs von Bordeaux. — Der Hofstaat des Herzogs von Berri geht auf seinen Sohn über. — Dessen Taufe. — Ceremonien und Feste. — Wohlthätigkeit. — Die beiden Namen des Herzogs von Bordeaux. — Nachrichten von Napoleons Tode. — Würdiges Benehmen der königlichen Familie. — General Rapp. — Chambord. — Entstehung der Subscription. — Ursache, warum man sie

im Schlosse nicht gern sah. — Die Herzogin ist selbst im Irrthum. — Ihr Zusammentreffen mit Jemand, der von Chambord kommt und ihre Ansichten berichtigt. — Chambord und die kolossale Lilie. — Chambord und seine verschiedenen Bewohner. — Es wird im Namen des Herzogs von Bordeaux erkauft. — Franz I., Ludwig XIV. — Adresse der Stadt Caen.

Dreizehntes Buch.

Seite 97.

Die Herzogin von Berri kehrt zu ihrer alten Gewohnheit zurück. — Sie beschützt die Künste. — Sie befördert die Gewerbe. — Die Laden und der Wagen mit dem französischen Wappen. — Ihr Aufenthalt in Rosny. — Ihre Reisen nach Dieppe. — Ihre Popularität. — Das Gymnase Theater in Dieppe. — Die Herzogin nimmt dieses Theater unter ihre Protektion. — Geschichte dieses Theaters. — Anecdoten. — Toleranz und Graf Simeon, Härte und Herr von Corbière. — Scribes geistreiche Schmeicheleien. — Das Rosenmädchen wird im Schlosse aufgeführt. — Das Gymnase nimmt die Benennung: „Theatre de Madame" an. — Die Herzogin giebt dem Handel von Dieppe einen neuen Aufschwung. — Spitzen und Elfenbein-Manufacturen. — Die Herzogin am Tage des Sturms, am 7. September 1826. — Sie sucht nach National-Erinnerungen und erneuert sie. —

Feierlicher Zug am Jahrstag des Sieges der Dieppер über den Admiral Talbot. — Die Säule auf dem Schlachtfelde von Arques. — In Dieppe ist die Prinzessin allgemein beliebt. — Die Landleute. — Ein Besuch in Derchigny. — Der arme Berthe und seine Hütte. — Wohlthätigkeit der Prinzessin. — Sie kommt nach Dieppe mit Mademoiselle und dem Herzoge von Chartres.

Vierzehntes Buch.

Seite 119.

Ernste Ereignisse während des Ministeriums des Herrn von Villèle. — Tod Ludwigs XVIII. — Zustand Frankreichs zu dieser Zeit. — Die Herzogin von Berri nimmt den Titel „Madame" an. — Sie bedient sich ihres Einflusses beim neuen Könige, um dem Hause Orleans die Gewährung seiner Bitten zuwege zu bringen. — Der Herzog von Orleans erhält den Titel „königl. Hoheit." — Die Ordonnanz über die Apanage wird zum Gesetz erhoben. — Widerstand der Kammer. — Die königl. Familie beharrt darauf. — Der Herzog von Chartres erhält das blaue Band. — Entschädigung von vierzehn Millionen. — Die Salons des Palais-Royal zeigen eine feindliche Stimmung. — Die Doctrinärs und das Jahr 1668. — Der Herzog von Orleans unterzeichnet für den General Foy. — Anecdote.

— Eintretende Kälte bei Gelegenheit des vom Herzoge von Orleans gegen die Gemeinde des Departements de la Manche eingeleiteten Processes. — Karl X. veranlaßt den Herzog von der Klage abzustehen. — Mutter-Freuden der Herzogin von Berri. — Kindheit des Herzogs von Bordeaux. — Seine Anlagen. — Er spielt gern Krieg. — Er wird Männerhänden zur Erziehung übergeben. — Schreiben der Frau von Gontaut an den Herzog von Rivière.

Fünfzehntes Buch.

Seite 149.

Die Herzogin von Berri hält sich entfernt von aller Politik. — Zwei wichtige Momente in ihrem Leben. — Kurzer Blick auf die gegenwärtige Lage. — Ende vom langen Ministerium Villèle. — Ursache seines Sturzes. — Befürchtungen des Königthums und des Bürgerstandes. — Versöhnungsversuche. — Das Ministerium Martignac. — Madame macht eine Reise in die westlichen und südlichen Provinzen des Reichs. — Sie besucht Chambord. — Sie bewundert Primaticcio's Meisterwerk. — Herr von Calonne empfängt die Prinzessin. — Sie schreibt ihre Namen auf die Lilie. — Ihr Einzug in die Vendée. — Ihre Antwort auf eine Bemerkung über die schlechten Wege in der Vendée. — Viele vornehme vendéeische Damen werden Ehren-Damen bei ihr. — Madame betet in der Kirche St. Florent auf der Stelle, wo Bonchamps Pardon gab. —

Der Ruf „vive le roi!“ und das „De profundis“ in Quiberon. — Ansicht der Gegend. — Die Reste der katholischen und royalistischen Heere erheben sich und ziehen der Prinzessin entgegen. — Die Kirchhöfe sind mit weißen Fahnen geschmückt. — Man zeigt ihr Cathelineau's Haus. — Enthusiasmus der Landleute. — Aufnahme beim Adel. — Lagrange, Clisson, Servant u. s. w. — Feste. — Das Mahl unter freiem Himmel. — Musik. — Der Binion, die Bèze und Flintenschüsse. — Madame in einer Vendée-Hütte. — Madame und die Vendéer Pfarrer. — Eindruck dieser Reise in die Vendée auf Madame. — Der im Jahre 1832 unternommene Zug hat seinen Ursprung in der Reise vom Jahre 1828. — Madame im Süden. — Wallfahrt zu Heinrichs IV. Geburtsstätte. — Madame kommt nach Paris zurück.

Sechszehntes Buch.

Seite 181.

Umstände, unter denen das Ministerium vom 6. August ins Leben tritt. — Furcht des Königsthums und des Mittelstandes. — Drohende Krisis. — Die Herzogin von Berri beginnt nach ihrer Rückkehr ihr gewöhnliches Leben von Neuem. — Ein Tag der Herzogin. — Ihre Audienzen. — Das gewöhnliche und außergewöhnliche Armen-Budget. — Die Bittschriften. — Einige Züge ihrer Wohlthätigkeit. — Sie läßt sich von ihrem General-Kontrolleur Vorschüsse machen, um Arme unterstützen zu können. — Verwendung ihrer Einkünfte. — Ihre

Ansicht über die Pflichten der Fürsten. — Ihre Einnahmen und Ausgaben. — Häusliche Oekonomie. — Geordneter Haushalt. — Pracht der Herzogin. — Ihre Bälle. — Anecdoten. — Der Herzog von Chartres ist die Seele ihrer Feste. — Stets wachsende Vertraulichkeit der beiden Linien. — Testament des Prinzen Condé. — Die Herzogin trägt viel dazu bei, daß der Herzog von Bourbon den Herzog von Aumale zum Erben einsetzt. — Die Orleans sind gar zu gute Menschen. — Die neapolitanischen Bourbons reisen durch Frankreich nach Spanien. — Zusammenkunft der Herzogin von Berri mit ihrem Vater. — Ihre Worte zu ihrer Schwester, der neuen Königin von Spanien. — Der König von Neapel in Paris. — Fest in Rosny. — Fest im Palais-Royal. — Große Pracht dieses Abends. — Karls X. Wort. — Garten-Emeute. — Letzte Zeit des Ministeriums Polignac. — Entwicklung der Lage Frankreichs, die bis zu Decazes hinaufsteigt. — Die Ordonnanzen sind nicht die Ursache der Julius-Revolution, sie geben nur Gelegenheit dazu.

Siebzehntes Buch.

Seite 211.

Die Juli-Revolution. — Anblick von Paris. — Ursachen der Insurrection. — Irrthum des Königthums und des Bürgerstandes. — Die Verschwörung. — Handels-Krisis. — Verläumdungen. — Der eigentliche Mittelstand nimmt wenig Antheil an der Insurrection. — Anblick von St. Cloud. — Die königliche Familie wird

durch falsche Rapporte getäuscht. — Der Herzog von Ragusa räumt am 29. Julius die Hauptstadt. — Folgen dieses Fehlers. — Madame empfängt viele Beweise von Zuneigung. — Ihr Wappen wird respektirt. — Die Herzogin bittet den König flehend um die Erlaubniß, mit ihrem Sohne nach Paris gehen zu dürfen. — Karls X. Weigerung. — Vermittler strömen von allen Seiten nach St. Cloud. — Schneller Verlauf der Begebenheiten. — Madame sieht vermittelst eines Fernrohrs die dreifarbige Fahne auf den Tuilerien. — Dumpfe im Schlosse herrschende Bestürzung. — Besorgnisse des Herzogs von Bordeaux. — Die Revolution ist Herr in Paris. — Unterhandlungen mit der Faction Laffitte. — Herr von Sussy's Sendung mit der Zurücknahme der Ordonnanzen bleibt ohne Erfolg. — Der Name des Herzogs von Orleans wird genannt. — Gespräch Karls X. mit Herrn von Conny über den Herzog von Orleans. — Benehmen des Herzogs von Orleans während der drei Tage. — Neuilly liegt zwischen St. Cloud und Paris. — Lafittes Botschaft an den Herzog von Orleans. — Auf abermalige Botschaft kommt der Herzog nach Paris. — Man trägt ihm das Amt eines General-Statthalters an. — Er nimmt es an. — König Karls Abdankung und Ludwig Antons Verzichtleistung zu Gunsten Heinrichs Dieudonné. — Verhalten der Herzogin von Berri. — Sie will noch von Rambouillet nach Paris eilen. — Der König untersagt dies Vorhaben. — Langer Kampf. — Der Wagen der Herzogin wartet angespannt sieben Stunden lang. — Die letzte für die

Restauration mögliche günstige Aussicht verschwindet. — Der Marquis Lafayette und sein Befehl. — Der Herzog von Orleans auf dem Stadthause. — Kritische Lage. — Die Emeute wird nach Rambouillet gesendet. — Sonderbarer Anblick dieser Expedition. — Sie mußte verunglücken; das Resultat fällt aber anders aus. — Die drei Kommissäre. — Gespräch des Königs mit Marschall Maison. — Der König beschließt abzureisen. — Trauerzug der Monarchie. — Ende der Juli-Revolution. — Letzte Verbindung des Herzogs von Orleans mit der ältern Linie. — Der 9. August. — Die beiden Hauptacteure dieser Revolution, Lafayette und Laffitte. — Ersterer ist der eigentliche Macht-Inhaber, wird aber von Letzterem ganz geleitet. — Der Mittelstand ist nicht revolutionär, ob er gleich eine Revolution gemacht hat.

Achtzehntes Buch.

Seite 249.

Reise von Rambouillet nach Cherbourg. — Beweise von Zuneigung für die königliche Familie. — Eindruck, den Heinrich Dieudonné und Mademoiselle machen. — Die Bewohner von Montebourg zeichnen sich aus. — Ungünstiger Empfang in Dreux. — Karl X. erfährt in Verneuil, daß die Abdankungsurkunden in den Archiven niedergelegt seyen, ohne daß sein Enkel zum König proklamirt worden wäre. — Vom Könige ergriffene Maßregeln, um die Thronbesteigung seines Enkels als eine Thatsache darzustellen. — Die Nachricht von dem

Ereigniſſe des 9. Auguſts erreicht die königliche Familie in Vire. — Aeußerung der Herzogin von Berri. — Die Normandie. — Schlechte durch die Brandſtiftungen erregte Stimmung. — St. Lô. — Karl X. trennt ſich in Valognes von ſeiner Garde und dem Reſte ſeiner Escorte. — Tagsbefehl und Aeußerungen des alten Königs. — Verſprechungen im Namen Heinrichs Dieudonné. — Die königliche Familie ſchifft ſich in Cherbourg ein. — Die Herzogin von Berri auf dem Verdecke. — Betrachtungen über die Juli-Revolution. — Begangene Fehler. — Ankunft der königlichen Familie in England. — Lullworth wird von einer Jacobitiſchen Familie angeboten. — Wallfahrten nach Lullworth. — Briefe aus der Vendée. — Fürſt Talleyrand in London. — Seine Umtriebe. — Gegen die Herzogin von Berri ausgeſtreute Verläumdungen. — Karl X. erneuert ſeine Abdankung in Lullworth. — Die königliche Familie begiebt ſich nach Holy-Rood. — Aeußerung Heinrichs Dieudonné. — Anblick des Schloſſes Holy-Rood. — Dortiger Aufenthalt der Herzogin von Berri. — Ihre Reiſe nach Bath. — Ihre Verbindungen mit den Royaliſten in Frankreich. — Sie erhält mancherlei Nachrichten.

Memoiren

der

Frau Herzogin von Berri.

III.

Memoiren

der

Frau Herzogin von Berri

von ihrer Geburt bis auf die jetzige Zeit.

Herausgegeben

von

Alfred Nettement.

Aus dem Französischen übertragen

von

Fr. v. N.

Dritter Band.

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

1837.

8858
22/11/90

Neunzehntes Buch.

Neunzehntes Buch.

Hinblick auf die Periode, in welche die Geschichte der Herzogin von Berri jetzt eintritt. — Ihr Charakter zeigt sich von nun an unter einem neuen Gesichtspunkt. — Allgemeiner Ueberblick in politischer und militärischer Beziehung. — Auseinandersetzung der inneren Lage Frankreichs. — Die Geschichte der royalistischen Faktion ist in diesem Zeitraum auch ganz die der Herzogin. — Stellung der Royalisten nach der Juli-Revolution. — Die allgemeine Stimmung, das Werk einer 15jährigen Opposition, zeigt sich voll Haß und leidenschaftlicher Aufregung. — Gründe, welche die Royalisten zu dem Glauben bewogen, sie könnten durch einen Gewaltstreich die verlorene Macht wieder an sich reißen. — Kräfte, auf welche sie meinten, hiebei zählen zu können. — Unkluge Herausforderung der Sieger. — Allgemeine Symptome eines europäischen Kriegs. — Waffnung der Kabinette. — Bewegungen, — Aufstände. — Die Revolution und die Monarchie. — Die Royalisten sahen mit Besorgniß auf das Ausbrechen eines europäischen Kriegs: sie hielten einen Bürgerkrieg für nahe bevorstehend, eine Ansicht, welche die Herzogin mit ihnen theilte. — Reise der Letzteren durch Holland;

Ankunft derselben in Italien. — Die Gräfin von Sagana. — Ihr Aufenthalt in den sardinischen Staaten. — Sestri. — Genua. — Die italienische Polizei. — Die Herzogin und König Karl Albert. — Der französische Consul Decazes. — Zusammenströmen der Franzosen. — Reklamation von Seiten des Kabinets vom Palais-Royal. — König Karl Albert sieht sich genöthigt, die Herzogin zu bitten, seine Staaten zu verlassen. — Ihre Gefühle hiebei; ihr Stolz. — Anecdoten. — Sie verläßt die sardinischen Staaten und gelangt über Massa nach Lucca. — Sie entschließt sich zu einer Reise nach Neapel. — Ihr Weg führt sie über Rom: Ehre, die ihr daselbst erwiesen wird. — Der Papst und die Kardinäle. — Antwort, welche sie einem Gesandten giebt. — Ihre Ankunft in Neapel erregt Freude und Trauer. — Betrachtungen und Kontraste. — 1332 und 1816.

Wir gelangen jetzt in unsern Memoiren zu einer sehr ernsten Periode, während welcher die Geschichte der Herzogin von Berri und die der royalistischen Faktion ganz eine und dieselbe ist. Unser Bericht wird eine Unternehmung schildern, welche mit der Kühnheit eines Mannes gewagt wurde von einer Prinzessin, die bis daher nur an die weichlichen Genüsse der Höfe gewöhnt war; wir werden die Gefahren beschreiben, welcher sie sich dabei ausgesetzt, die Anstrengungen, denen sie

sich unterworfen; wir werden den Muth bewundern, mit welchem der Plan gefaßt, noch mehr aber den, mit welchem er ausgeführt wurde. Mit beispielloser Unerschrockenheit unter Verachtung aller Gefahren vollendet die geächtete Fürstin eine Reise durch ganz Frankreich; die Polizei, diese Aufspürerin der verborgensten Geheimnisse, wird durch ihre Keckheit getäuscht, und dieß um so merkwürdiger, da die Herzogin sich überall zeigt. Die Gefahren der Reise sind überstanden, da scheitert die große Unternehmung, aber ihre Verzweiflung wird zum festen und unveränderlichen Entschluß, das Glück durch die Festigkeit ihres Charakters zu beherrschen; der Krieg mit seinen Wechselfällen häuft neue Gefahren auf jene ihres abentheuerlichen Zugs; die Fürstin eilt von einem Zufluchtsort zum andern, von einem Wagniß in das andere, und obwohl in allen ihren Hoffnungen getäuscht, verliert sie doch nie das Vertrauen zu sich selbst, wenn auch alles ringsumher sie verläßt. Dieß sind die großen Ereignisse, dieß die lebendigen Bilder, welche unsere Schilderung beleben sollen.

Indem wir einen Boden betreten, der noch von den Gräueln des Bürgerkriegs blutet, können wir

nicht umhin, die schmerzliche Wunde jener Zeiten zu beklagen, wo die Leidenschaften mit einander rangen, und die Partheien sich auf Tod und Leben bekämpften. Müssen wir aber auch als Menschen jenen Bürgerkrieg bedauern, so möge es uns doch erlaubt seyn, die Unvermeidlichkeit desselben in politischer Hinsicht darzuthun, und zu zeigen, wie er traurigerweise durch die Gewalt der Umstände geboten war bei jener unglücklichen Lage der Dinge. Um von Schluß zu Schluß zur klaren Einsicht jener Behauptung zu gelangen, wie sie aus der Prüfung der Thatsachen hervorgehen wird, wollen wir einen kurzen Blick auf die Geschichte der Royalisten in der Zeit werfen, von welchen wir reden. Wie wir schon gesagt haben, schließt sich diese Geschichte durchaus innig an jene der Herzogin von Berri an, welche in jener Periode eine Parthei repräsentirte, deren politische Lage mit aller Freimüthigkeit im Ganzen, und mit aller Wahrheit in den Details zu schildern wir uns vorgenommen haben.

Die Partheien, welche unterliegen, finden selten ihre Geschichtschreiber. Es ist zu verführerisch, einen Triumph zu schildern, zu traurig dagegen,

eine Niederlage aufzuzeichnen! Ueberdieß pflegen die Schriftsteller vorsichtigerweise sich auf die Seite der siegreichen Degen zu wenden, und die schwächere Parthei, vom Glücke schon niedergetreten, wird so auch noch von denen verlassen, welche sie in der Zukunft wieder aufrichten könnten. Selbst ihre Vertheidiger ermüden, und ihre Ausdauer beugt sich zuletzt unter der Hartnäckigkeit des Unglücks. Wenn sie auch, aus einem Reste von Schaam, noch nicht gänzlich verstummen, erschallen doch ihre Worte weniger laut und kühn, ihre Haltung zeigt weniger Vertrauen, ihre Opposition ist nicht mehr so stolz. Für sie ist es nicht mehr ein höherer Auftrag, den sie mit allem Eifer der Hoffnung erfüllen, es ist ihnen nur noch eine Pflicht, welcher sie mit muthloser Resignation nachkommen. Zu ihrer Entschuldigung müssen wir bemerken, daß sich immer um eine besiegte Parthei eine Atmosphäre von Kaltsinn und Mißtrauen bildet, deren Einfluß schwer zu vermeiden ist. Zwei Dinge giebt es überhaupt, welche in Frankreich nicht ertragen werden, nemlich fortgesetztes Unglück und dauerndes Glück. In diesem Lande, wo Beweglichkeit und stürmisches Hinreißen herrscht, dauert die

Geduld nicht länger, als die Vernunft, und man versteht das Glück weder zu fesseln, noch zu erwarten.

Wir machen wegen unserer, von den gewöhnlichen Ansichten abweichenden, Gesinnungen keinen Anspruch auf Lobestheilung. Die Natur hat uns ein Herz gegeben, das von jeher durch das Rührende des Unglücks und durch die Größe des Mißgeschicks hingerissen wurde; es findet sich in der Tiefe unserer Seele eine gewisse Abneigung gegen den Uebermuth des Siegs, welche beide Eigenschaften uns vorzugsweise geschickt machen, die Rolle des Geschichtschreibers einer besiegten Parthei zu übernehmen.

Um das Benehmen der royalistischen Parthei nach der Revolution von 1830 gehörig würdigen zu können, muß man jene Starrheit und Gleichgültigkeit abschütteln, welche jeden Tag die Atmosphäre, in der wir leben, verdichten; man muß sich zurückversetzen in jene heißaufgeregte Stimmung des Hasses, wo alles noch halb eingehüllt war in den Dampf der Bürgerschlacht, eine Lage, welche so manche bittere Nachwehen gebar. Man hat seit jener Zeit die royalistische Parthei

vielfach angeklagt, daß sie die Gesellschaft durch ihre geheimen Umtriebe und ihre Aufforderung zu offener Gewalt beunruhigt habe. Jene Beschuldigungen verdienen wohl erwogen zu werden: vielleicht findet man da, wo man die Menschen beschuldigt, nur die unglücklichen Verhältnisse der Zeit zu beklagen.

Als die Revolution von 1830 ausbrach, gab es eine Faktion in Frankreich, welcher es nach 15jährigen Umtrieben aller Art gelungen war, einen blutigen Bürgerkrieg anzustiften. Diese Parthei hatte bald im Dunkeln ihr Wesen getrieben, bald im hellen Lichte der Rednerbühne und der Presse gehandelt; hier hatte sie sich in die Höhlen des Karbonarismus versteckt, und nährte beständig Komplotte in den verschiedenen Regimentern, dort war sie in den gesetzgebenden Versammlungen aufgetreten, und zettelte parlamentarische Verschwörungen an, indem sie abwechselnd bald den Namen Lafayette's, die Feder Thiers's, Benjamin Constant's und Manuel's Reden, Lafitte's Gold und den Degen des Generals Berton hiezu gebrauchte. Sie beschäftigte sich damit, Schmähungen zu verbreiten, Haß und alle böse Leiden-

schaften aufzuregen; ohne Bedenken ergriff sie jedes Mittel, auch das schlechteste, um zu ihrem Zweck zu gelangen. Lagen, wie die damaligen, bedürfen zwar lange Zeit, um sie herbeizuführen, dann haben sie aber auch lange Zeit nöthig, um wieder zu verschwinden. Wenn die verschiedenen Meinungen eines Landes, welche in ruhigen Zeiten das allgemeine Glück durch die Opposition erhöhen, der unter ihnen über die wichtigsten Fragen, die das allgemeine Interesse berühren, entsteht, wenn diese Meinungen soweit gelangt sind, daß sich durch sie Partheien bilden, welche sich gegenseitig hassen und anfeinden, welche überall nur einen Kampfplatz suchen, und wenn noch überdieß dieser Kampfplatz schon einmal aufgefunden war, dann braucht man sich nicht mehr zu wundern, daß Kampf und Zerstörung in einem solchen Lande herrschen.

Wir wissen wohl, daß man leichtgläubigen Leuten von einem Kriege vorspricht, welcher blos drei Tage gedauert; denkende Menschen bleiben nicht bei solchen Berichten stehen; sie wissen wohl, daß jene drei Tage des Julius nicht der Krieg waren, sondern die Schlacht, und daß nach Beendigung derselben jeder noch mit den Waffen in

der Hand stehen blieb; die einen, um sich die Früchte ihres Triumphes zu sichern, die andern, um ihnen dieselben wieder zu entreißen. Die Royalisten können unmöglich verantwortlich gemacht werden für die Folgen einer Opposition von 15 Jahren. Nicht sie waren es gewesen, welche alle Klassen der Gesellschaft gegen einander bewaffnet und eine moralische Anarchie in die Herzen der Franzosen geflüstert hatten. Es würde geringe Bekanntschaft mit der menschlichen Natur und mit dem gebieterischen Instinkt der politischen Parteien verrathen, wenn man behaupten wollte, das vergossene Blut hätte die Rache auslöschen können, und der wüthende Kampf, der Paris erschreckte, sey geeignet gewesen, die aufgeregten Leidenschaften zu beruhigen.

Da es die Pflicht der Geschichte ist, mit Freimüthigkeit zu sprechen, so müssen wir hier noch eine Betrachtung beifügen. Es waren zwei gewichtige Gründe vorhanden, welche, in den Augen des aufmerksamen Beobachters, die Royalisten nothwendig auf den Gedanken an einen Bürgerkrieg bringen mußten, einen Krieg, der auch den Wünschen eines Jeden entsprach.

Einerseits mußte sie die unglaubliche Raschheit, mit welcher die Juliusrevolution vor sich gegangen war, zu der Meinung veranlassen, dieser revolutionäre Gewaltstreich könne auch eine glückliche Unternehmung im entgegengesetzten Sinne von Seiten der Royalisten möglich machen. Wie hätte man auch anders glauben sollen, als daß in jenem Zorne des Volkes, der plötzlich in der Sonne der drei Tage aufgeschossen war und zur Empörung geführt hatte, etwas sehr Unsicheres und Vergängliches liegen müsse? Eine Regierung, welche während einer Dauer von 15 Jahren in den Boden festgewurzelt war, sollte sie nicht, wie jene zähen Pflanzen, welche umsonst von der Schneide der Pflugs abgeschnitten werden, neue Sprößlinge in einem Lande treiben, in welchem sie sich völlig einheimisch gemacht hatte? Die Interessen, welche sie gegründet, die Sympathie, welche sie erregt, die Ergebenheit, welche sie sich überall erworben hatte, sollten diese nicht nothwendig eine Reaktion herbeiführen? Ueberdieß war diese gefallene Regierung recht wohl im Stande, einen Krieg zu führen, weil sie sich bei ihrem Rückzug mit den dazu nöthigen Hülfsmitteln

versehen hatte, schon damals mit der Absicht, sie hiezu zu verwenden. Deßwegen richtete auch der König an der Spitze der ihm treu gebliebenen Truppen seinen Marsch nach der Vendée, ehe der falsche Bericht des Marschalls Maison anlangte, welcher dem alten Monarchen glauben machte, daß 80,000 Mann gegen ihn im Marsche begriffen wären, wodurch er denselben bestimmte, ein Königreich zu verlassen, dessen Hauptstadt allein so viele Feinde gegen ihn aussandte.

So schien der Gedanke an den Krieg, der sich im ersten Augenblicke schon aufgedrungen hatte, so sehr war er in der Lage begründet, nur vor der Hand verschoben zu seyn. Dieser Krieg hätte sein Hauptquartier in der Vendée, den Kern für eine zu bildende Armee in der aufgelösten Garde, gute Köpfe überall gefunden.

Noch war ein zweiter Grund vorhanden, welcher der royalistischen Partei vollends den Entschluß zu dem unglückseligen Bürgerkrieg aufdringen mußte, ein Grund, der zum Unglück um so viel wirksamer war, als er seine Quelle in ihrem Ehrgefühl und in ihrem Stolze hatte, die Leidenschaften nämlich, welche in Frankreich so große Gewalt haben.

Der Sieg des Liberalismus war von einem unerträglichen Uebermuthe begleitet, der um so empörender sich zeigte, als die Mehrzahl der Triumphirenden unter den Kämpfenden nicht gewesen waren. Jene säumigen Sieger, welche nach geschehenem Schlag sich den Ruhm davon angemaßt hatten, überschütteten die Besiegten mit jener in Spottgedichten dargelegten Geringschätzung, deren beißende Schärfe man in Frankreich empfindlicher fühlt, als die des Schwerdtes. Um sie zu kränken, fragten sie, wo die Royalisten während der Juliustage gewesen seyen. Durch die höchste Beleidigung und Verhöhnung krönte man zuletzt noch alle in den fünfzehn vorangegangenen Jahren geschehenen Kränkungen und Spöttereien der Opposition. Durch diese unklugen Beleidigungen forderte man die besiegte Partei förmlich auf, zu zeigen, daß französisches Blut in ihren Adern fließe und daß sie ein Schwerdt zu führen verstehe. Von dieser Zeit an hatten sie sich schon zum Voraus des Rechts begeben, jener Partei eine That vorzuwerfen, deren Nothwendigkeit sie derselben selbst aufgedrungen hatten, und sie wiesen ihr dadurch selbst den Kampfplatz an, auf welchem sie sich seither getummelt hat.

Man sieht also wohl, Alles wirkte in dem damaligen Zustande darauf hin, das nämliche Resultat hervorzubringen. Die Politik und die Ehre trafen auf gleichem Boden mit den aufgeregten Leidenschaften zusammen. Ein und derselbe Gedanke herrschte nach der Juliusrevolution bei allen Männern von energischem Charakter; ohne diesen Gedanken würdigen zu wollen, blos als einfaches historisches Faktum, dessen Wahrheit wir beweisen können, sprechen wir es aus: die royalistische Partei hielt den Bürgerkrieg für nahe bevorstehend.

Um unsere Schilderung der Verhältnisse, unter deren Einfluß die royalistische Partei unmittelbar nach den Juliustagen sich befand, zu vollenden, müssen wir in unserer Geschichte noch zu einer Frage übergehen, welche zwar die Gemüther von neuem aufregen wird, die aber der Vollständigkeit halber nothwendig noch abgehandelt werden muß. Zu den wirksamsten Waffen, welche die Revolution gegen die Anhänger der Monarchie gebrauchte, gehörte die unaufhörlich erneute Anklage gegen dieselben, daß sie es nämlich mit dem Auslande hielten, eine Anklage, furchtbar in einem Lande,

wo der Nationalstolz auch nicht die geringste Demüthigung erträgt. Wenn der Parteigeist diese Frage nicht schon mit seinem Gifte durchdrungen hätte, so könnte dieselbe auf ganz einfache und anschauliche Weise gelöst werden.

Zu allen Zeiten, wo zwei große Prinzipien Europa in zwei Hälften spalteten, erschienen diese Principien als die Feldzeichen, um welche sich die beiden herrschenden Meinungen versammelten. Das angestammte Vaterland weicht dem angenommenen, die Schranken sinken vor der Einheit eines religiösen oder politischen Glaubens. Dieß zeigte sich deutlich in den Zeiten der Ligue, wo der eine Theil von Frankreich, der noch katholisch war, eine spanische Intervention forderte, während der andere, dem protestantischen Glauben ergeben, Deutschland um eine solche anrief. Damals gab es weder Franzosen, noch Deutsche, noch Spanier mehr, blos der Katholicismus auf der einen, der Protestantismus auf der andern Seite waren noch übrig, die sich in ungeheuerm Zweikampfe befehdeten. In jener Epoche des fanatischen Glaubens und der religiösen Begeisterung wurde die Nationalität weder durch die Sprache, noch

durch den Boden oder die Sitten gebildet; einzig und allein der Kultus war es, der sie schuf.

Allerdings gebührt es keinem politischen Symbole, solche Macht über die Gemüther auszuüben. Ueberdieß haben die materiellen Interessen, die seither in so hohem Grade gesteigert wurden, die Wichtigkeit der Nationalität des Bodens vergrößert. Der Mensch ist jetzt an das Land, in dem er geboren, mit festeren und unauflöslicheren Banden gekettet, als dieß im XV. und XVI. Jahrhunderte der Fall war. Dennoch hat die Frage, ob die Monarchie oder die Revolution fortan herrschen soll, eine Frage, welche Europa in zwei feindliche Feldlager getheilt hat, über die Nation einen Theil des Einflusses geübt, der einst dem Katholicismus und seiner Reform angehörte.

Die Männer der Revolution können in dieser Beziehung den Royalisten durchaus keine Vorwürfe machen; denn auch sie haben jener Gewalt der Gemeinschaft der Principien gehorcht, einer Macht, stärker oft als die Gemeinschaft der Sprache oder des Bodens. Als im Jahre 1823 der Kanonendonner der royalistischen Armee an den Ufern der Bidassoa erschallte, waren es Franzosen, welche

mit der dreifarbigen Fahne in den vordersten Reihen der feindlichen Armee kämpften. Sie sahen nicht mehr in jenem Heere, von dem sie selbst einen Theil ausmachten, eine spanische, sondern eine revolutionäre Armee; ihnen war das Heer, das gegen sie marschirte, kein französisches, sondern ein royalistisches. Mit der Fahne, die der Welt ihre Grundsätze verkündete, hatten sie Alles aus ihrem Vaterlande mit sich genommen, was sie Theures auf der Erde besessen hatten; glücklicherweise gelang es ihnen nicht, ihr Vaterland unter ihren Fußtritten erzittern zu machen, dasselbe schritt im Gegentheil siegreich über ihre Häupter hin und über das Panier, um das sie gefochten. Die Emigrirten von der Bidassoa, sie, die der Revolution von den Pyrenäen aus Bahn in ihr Vaterland brechen wollten, werden recht wohl die Emigrirten vom Jahre 93 begreifen, welche im Gegensatz zu jenen die Monarchie vom Rheine her hatten zurückbringen wollen. Jene Menschen, welche seit sechs Jahren durch Wort und That als unbestreitbares Prinzip den Satz ausgesprochen haben, daß die Revolutionen sich gegenseitig die Hand bieten müßten, können nicht wohl mehr

mit Unwillen einen andern Grundsatz verwerfen, der aus dem ersten von selbst hervorgeht, nämlich den: „die Monarchieen sind verpflichtet, sich wechselseitig die Hände zu reichen.“

Dieß ist der zweite Gedanke, welcher der Partei der Royalisten nach der Revolution von 1830 tief ins Herz geprägt war. Die Schlacht jener drei Tage schien das Vorspiel und Signal zu einem europäischen Kriege zu seyn. Der Fall dieses gestürzten Thrones — erschien er nicht als ein Warnungszeichen für alle anderen Throne? Schon hörte man von jenseits der Alpen, der Pyrenäen und des Rheins und bis an die Ufer der Weichsel jenes dumpfe Brüllen, den Vorläufer großer Ereignisse. Von Norden her erhob sich ein Getös der Waffen und verworrener Lärmen. Durch ganz Europa hin wankte der Boden und wollte neue Revolutionen gebären. Die Partei, die sich in Frankreich der höchsten Gewalt bemächtigt hatte, suchte durch Versprechungen und Aufmunterungen alle die Aufstände zu begünstigen, die da und dort hervorzubrechen strebten. Ein ungeheurer Zweikampf, ein Kampf auf Leben und Tod sollte zwischen den beiden Prinzipien geliefert werden. Jede Nation

sollte sich dabei in zwei einander feindlich entgegenstehende Feldlager trennen: die Revolutionäre von Frankreich, Deutschland, Italien, Spanien, von den slavischen Völkern sollten sich vereinigen und gegen die Royalisten dieser nämlichen Länder marschiren, welche sich gleichfalls hätten verbinden müssen, um diesem Chock begegnen zu können. Auf beiden Seiten waren die Vorbereitungen die nämlichen: die Revolutionen, wie die Monarchien riefen sich von beiden Enden der Welt zu Hülfe auf. Man konnte kaum mehr an einem europäischen Kriege zweifeln.

Wie hätten nun die Royalisten nicht ebenfalls einen allgemeinen Brand für nahe bevorstehend halten sollen, da von der Gewißheit seines Erscheinens alle Parteien und selbst die Kabinette überzeugt waren, die von allen Seiten sich waffneten? Warum hätten sie ihre Augen vor den Vorbereitungen, die rings um sie herum hierzu getroffen wurden, verschließen sollen? Warum hätten sie taub bleiben sollen gegen die Prophezeihungen der Politik und die Schlüsse einer strengen Logik, die sich ihnen als durchaus nothwendig darstellten?

Wollte man zugeben, daß Europa sich nur auf die Defensive beschränken und daß es nicht vielmehr zuerst angreifen sollte? Dann würde die Revolution es über sich nehmen, die Initiative zu ergreifen. Nur zu gut erinnerten sich die Royalisten der trotzigen vor ganz Europa hingeworfenen Herausforderungen der liberalen Opposition, die selbst von der Rednerbühne öffentlich als ein Halt, mitten im Schmutze, erklärt worden waren. Sie konnten nicht denken, daß ihre Gegner die Schwüre, die sie dem Ruhme geleistet, eben so durch Meineid schänden würden, wie sie dieß bei dem Schwur der Treue gethan, sie konnten sich nicht einbilden, daß jene Menschen, welche von nichts als von Siegen sprachen, einst die Diener des Friedens werden würden, die sich nicht schämten, denselben auf den Knieen zu erflehen.

Wir wollen gerecht seyn gegen diese Faction, die so sehr verläumdet wurde: ein europäischer Krieg bot ihr keine Hoffnung, ließ sich aber mit Bestimmtheit voraussehen. Sie hatte die ehrgeizigen Absichten der fremden Kabinette und ihre Ansprüche kennen gelernt: sie befürchtete nicht

ohne gutem Grund, jene großen Rüstungen, die sie damals bemerkte, möchten im Hintergrunde einen Gedanken an Eroberung verbergen und wenn sie auch zu Gunsten des auswärtigen Kriegs eine Bewegung im Innern vorbereitete, so würde sie dennoch nicht gesäumt haben, mit den Waffen in der Hand nach der Gränze zu eilen, um dem Lande den Schmerz eines fremden Einfalls zu ersparen.

So können wir also die beiden Hauptbeweggründe, welche während der ersten Periode der Juliusrevolution die Handlungsweise der royalistischen Partei bestimmten und dieselbe in allen ihren Folgen erklären, in dem Satze zusammenfassen: die Royalisten sahen einen Krieg mit dem Auslande voraus und hielten auch einen Bürgerkrieg für nahe bevorstehend.

In unseren unglücklichen Zeiten, wo die Wahrheit so viele Mühe hat, ans Tageslicht zu gelangen, und wo dieselbe, so bald sie erscheint, wie eine Verbrecherin auf der Stirn gebrandmarkt wird, halten wir es für nothwendig, abermals zu erklären, daß es durchaus keine Lobrede ist, die wir zu schreiben unternommen, sondern reine

Geschichte. Es erschien uns als ein Bedürfniß, die Ursachen auseinander zu setzen, welche zu dem Bürgerkriege von 1832 Veranlassung gaben, und zu zeigen, wie dieselben im engsten Zusammenhange mit der damaligen Lage standen. Wir mußten die Gefühle schildern, von denen die Royalisten durchdrungen waren, die Hoffnungen, welche sie hegen zu dürfen glaubten, die politischen Betrachtungen, welche, ihnen zufolge, sie zu handeln aufforderten, mit einem Wort, alle die Thatsachen, welche dazu dienen konnten, den Versuch zum Aufstand im Süden und das Ergreifen der Waffen in der Vendée begreiflich zu machen.

Das bisher Gesagte kann uns nun auch die Handlungsweise der Herzogin von Berri erklären. Die Gesinnungen der Royalisten waren die ihrigen, sie nährte mit diesen die gleichen Hoffnungen und es war bei ihr hauptsächlich ein Gedanke, der sie leitete, nämlich der, daß es ihr vielleicht gelingen würde, die Bevölkerung Frankreichs um sich zu vereinigen und so einer fremden Einschreitung zuvorzukommen, deren Schmachvolles sie tief fühlte, weshalb sie diesen Gedanken mit ächt französischem Stolze von sich wies und des-

sen Folgen mit tiefem politischen Scharfsinne fürchtete.

Die ganze königliche Familie hegte hierüber die nämlichen Gesinnungen wie die Herzogin. Diese Letztere erhielt vom König Karl X. einen Brief, der aus Edinburg datirt und an die Anhänger des Königs in Frankreich gerichtet war, worin denselben anbefohlen wurde, Maria Karolina, Herzogin von Berri, als Regentin anzuerkennen. Dieser Brief lautete folgendermaßen:

„M... oberste Civilbehörde in der Provinz ..... wird in Uebereinstimmung mit den ersten Häuptern unserer Partei eine Proklamation zu Gunsten Heinrichs V. erlassen, worin angekündigt wird, daß Ihre Hoheit die Frau Herzogin von Berri zur Regentin des Reichs während der Minderjährigkeit des Königs, ihres Sohnes, ernannt ist, und daß dieselbe diesen Titel von dem Tage an annehmen wird, an welchem sie den französischen Boden betritt. Also lautet Unser Wille.

Edinburg, den 27. Januar 1831.

„Gez. Karl.“

So war denn die Abdankung von Rambouillet, die schon zu Lullworth erneuert worden war, durch

diese neue Urkunde noch verstärkt und die Herzogin von Berri reiste ab unter der Zustimmung der königlichen Familie und ihres Hauptes, um Heinrich Dieudonné proklamiren zu lassen.

Die Fürstin verließ England den 17. Juni 1831; sie reiste durch Holland, den Rhein aufwärts bis Mainz, durchzog einen Theil von Deutschland, Tyrol, die Lombardei, bis sie zuletzt zu Genua ankam. Von da begab sie sich nach Sestri, einer kleinen Stadt in den Staaten des Königs von Sardinien, 12 französische Meilen von Genua.

Die Herzogin reiste unter dem Namen einer Gräfin von Sagana. Obgleich sie wenig darauf bedacht war, sich unkenntlich zu machen und ihr Gefolge außerdem noch ziemlich zahlreich war, wurde sie dennoch bis zu ihrer Ankunft zu Sestri nicht erkannt. Sie hielt sich zwei Tage zu Genua auf, wo gerade auch König Karl Albert residirte. Sey es nun, daß die italienische Polizei damals noch keinen sehr hohen Grad von Gewandtheit erreicht hatte, oder daß sie nach dem Muster der französischen blos solche Personen aufspürt, die sich ihr zu entziehen suchen, kurz König Karl Albert erfuhr nichts von der Anwesenheit der

Herzogin. Indessen scheute sich diese nicht, wie wir schon gesagt haben, sich öffentlich zu zeigen; in allen Städten Italiens, in denen sie sich aufhielt, besuchte sie die Messe, von sämmtlichen Personen, die ihren kleinen Hof ausmachten, begleitet.

Der französische Konsul zu Genua war der erste, der die sardinische Regierung von der Anwesenheit der Herzogin von Berri in ihren Staaten in Kenntniß setzte. Das Herbeiströmen von Franzosen von hohem Stande, welche damals unter angenommenen Namen und mit Pässen, die von auswärtigen Gesandtschaften ausgestellt waren, in Italien reisten, führte Herrn Decazes, den Konsul zu Genua, auf die Spur zu dieser Entdeckung. Er erfuhr, daß zu Sestri im Hotel von Malta eine große Zahl von Reisenden sich befände, welche als angebliche Spanier, Engländer, Russen oder Deutsche, nichts als französisch sprächen und berichtete darüber sodann an seine Regierung.

Das Kabinet vom Palais-Royal, das frühzeitig von der Anwesenheit der Herzogin in Piemont unterrichtet war, beklagte sich alsbald bei dem sardinischen Hofe darüber, daß König Karl Albert

gestatte, daß in seinen Staaten mitten im Frieden eine Verschwörung angezettelt werde gegen eine Regierung, mit welcher er, wenn auch nicht im engen Bündniß, doch in guter Nachbarschaft stände.

Auf solche Art förmlich aufgefordert, war der König von Sardinien genöthigt, dem Ansinnen der Politik zu weichen und ihr die Neigung seines Herzens zum Opfer zu bringen, die ihn antrieb, gegen eine unglückliche nnd verbannte Fürstin die Gesetze einer edlen Gastfreundschaft zu beobachten. Er schrieb an die Herzogin einen langen Brief, worin er ihr die traurige Nothwendigkeit auseinandersetzte, die ihn zu der Bitte zwinge, seine Staaten zu verlassen.

So außerordentlich artig und ehrerbietig auch die Formen dieses Schreibens waren, so unbestreitbar auch die guten und wohlwollenden Gesinnungen des Königs Karl Albert daraus hervorleuchteten, so fühlte die Herzogin doch lebhaft das Peinliche, das in der an sie gerichteten Bitte enthalten war. Sie ließ dem König von Sardinien, dessen Anhänglichkeit an ihre Person sie wohl kannte, volle Gerechtigkeit widerfahren; sie beklagte

in der ganzen Sache blos ihr böses Geschick. Jetzt erst fing sie an, den Kelch des Mißgeschicks zu kosten, das Bittere der Verbannung erst lebhaft zu fühlen. Im Glück war sie leutselig und voll Nachgiebigkeit gewesen; das Unglück rief ihren Stolz hervor. Sie hatte jene edle Art, das Unglück zu ertragen, welche nur großen Seelen eigen ist. Zudem war die Idee groß, die sie von der Königswürde hegte. Sie war es ja, welche in England dem Gesandten einer großen Macht die schöne Antwort gegeben hatte: „die Würde des Königs ist im Sinken begriffen, es geht ihr wie der Architektur. Mein Ahnherr ließ Palläste bauen, mein Großvater Häuser, mein Vater Hütten und mein Bruder blos noch Löcher für die Ratten. Mit Gottes Hülfe soll mein Sohn, wenn die Reihe an ihn kommt, wieder damit anfangen, Palläste zu bauen.“

Die Herzogin von Berri willfahrte der Aufforderung des Königs Karl Albert und verließ Piemont; vorher aber gab sie noch den Royalisten, welche nach Italien gekommen waren, um sich mit ihr in Einverständniß zu setzen, ihr Wort, daß sie in Frankreich erscheinen werde bei dem ersten

Aufrufe, den jene, so bald die Umstände sich günstig zeigten, erlassen würden.

Nachdem die Herzogin Sestri verlassen hatte, begab sie sich, immer der Seeküste folgend, nach Massa, wo sie eine Woche verweilte, und von da aus nach Lucca, in dessen Umgebungen sie sich einige Zeit aufhielt. Endlich faßte sie den Entschluß, nach Neapel zu reisen und nahm deßwegen, da sie die letzten schöne Tage des nahenden Herbstes, noch benutzen wollte, den Weg nach ihrem früheren Vaterlande und nach der Stadt, welche sie hatte das Licht der Welt erblicken lassen, die aber jetzt nichts für sie war, als etwa der gastlichste, von ihr zu wählende Aufenthaltsort.

Auf dieser Reise kam die Herzogin über Rom. Sie wurde daselbst mit all den Ehrenbezeugungen empfangen, die ihrem Range gebührten. Der Papst ließ ihr zu ihrer Ankunft Glück wünschen; die Kardinäle wie die fremden Gesandten machten ihr die Aufwartung. Allerdings geziemte es auch der Stadt, welche so viele Trümmer einstiger Größe enthält, diese gefallene Macht zu ehren und es war des heiligen Stuhles würdig, der Fürstin eben die Ehre zu erweisen, welche ihr jetzt

von anderen Regierungen verweigert wurde, ihr aber unter anderen glücklicheren Umständen im Uebermaße von denselben erwiesen worden war. Der Katholicismus fürchtet sich nicht vor der Berührung des Mißgeschicks und die königliche Würde erscheint ihm doppelt heilig im Unglück.

Während ihres Aufenthalts in Rom versuchte es ein Gesandter, der ihre Plane zum Theil errieth, in ihr Geheimniß einzudringen. Die Fürstin, sobald sie dies merkte, brach die Unterhaltung kurz ab, indem sie sich bei dem Diplomaten nach dem Befinden seiner Gemahlin erkundigte. Der neugierige Herr begriff nun, daß er zu weit gegangen sey und zog sich beschämt zurück.

Die Herzogin verweilte drei Wochen in Rom, dann begab sie sich wieder auf die Reise und langte endlich in Neapel an, wo man sie mit Ungeduld erwartet hatte. Das Zusammentreffen mit ihrer Familie war rührend und traurig zugleich. Nach langer Zeit sah sie endlich ihre theuren Verwandten wieder, von denen sie ebenfalls zärtlich geliebt wurde, sah wieder das schöne Vaterland ihrer Jugend mit seinem klaren Himmel und

seinen balsamisch duftenden Küsten; aber Alles das sah sie jetzt als flüchtige und geächtete Fürstin.

Fünfzehn Jahre früher hatte sie dieselbe entzückende Gegend verlassen, um dem Rufe Frankreichs zu folgen, das sie, bereit zur Huldigung und unter heißen Gelübden in Marseille, der prächtigen Stadt, erwartete. Ein neues Leben, voll Glück und Freude, schien sich damals vor ihren Blicken zu entfalten. Sie ging, die Tochter der Bourbons, um ein hoch erhabenes altes Geschlecht zu verjüngen, das eine Wiege verlangte, um in ihr die schönste seiner Kronen niederzulegen. Ein Ehebündniß voll Ehre und Glück erwartete sie; ihr war der zweite Platz in Frankreich bestimmt und der erste dem Sohne, den sie einst ihrem neuen Vaterlande schenken würde. Wie verschieden war das Loos, welches sie damals erwartete, von dem, das sie jetzt theilen mußte! Als Wittwe eines Fürsten, der unter dem Dolche eines Mörders gefallen, als Mutter eines Prinzen, der durch eine siegreiche Revolution verbannt war, rüstete sie sich abermals zu einer zweiten Reise nach Frankreich, aber wie ganz

anders waren die Umstände und das Gepränge dieser zweiten, verglichen mit jenem ersten Triumphzuge. Es war nicht mehr die jugendliche Prinzessin, welche voll Freude Abschied nahm, sicher erwartend, daß ihr überall das Glück entgegenkommen würde und daß sie allenthalben auf ihrem Wege wohlwollende Aufnahme und festlichen Empfang finden werde. Jetzt war es eine Geächtete, welche ihren Bann zu brechen im Begriff war, eine Verbannte, welche den Gesetzen, welche ihr die Rückkehr untersagten, Trotz bieten wollte. Statt eines jungen Mädchens, das in seinem Herzen das ganze Glück seines Geschicks überdachte und das den Horizont seiner Zukunft überall freundlich sich entgegen lächeln sah, war es nun eine Mutter, welche aus Liebe zu ihrem Sohne zum kühnen Haupte einer Partei geworden, alle Wechselfälle eines gefahrvollen Krieges berechnete und die Hindernisse einer Unternehmung bedachte, die den Muth des unerschrockensten Mannes hätte erschüttern können. Fünfzehn Jahre früher war sie ausgezogen voll Zuversicht und Hoffnung, und hatte ihren Weg nach den französischen

Küsten gerichtet, welche damals überall nur freundliche Häfen zu ihrer feierlichen Aufnahme wies; auch jetzt sollte sie bald abreisen und ihren Weg nach ebendemselben Frankreich einschlagen, das ihr nun aber blos starre Klippen entgegenstreckte.

Zwanzigstes Buch.

Zwanzigstes Buch.

Aufenthalt der Herzogin in Neapel. — Ihre Gefühle. — Gedanke, der ihrem Geiste beständig vorschwebt. — Sie verläßt Neapel, reist über Rom, um sich zu Massa niederzulassen. — Der Herzog von Modena bietet ihr daselbst den herzoglichen Pallast an. — Artigkeit dieses Fürsten. — Ein Abgesandter Karls X. bei der Herzogin. — Die beiden Rathskollegien. — Leben der Herzogin in Massa. — Die Kaserne. — Table d'hôte bei François. — Malerischer Anblick jener royalistischen Gesellschaft. — Gespräche. — Aecht französische Ungeduld. — Deutz in Massa. — Wie er an die Herzogin empfohlen war. — Ihre Güte und Freigebigkeit gegen ihn. — Er reist nach Spanien ab. — Anekdoten über den Aufenthalt der Herzogin in Massa. — Einige ihrer Aeußerungen. — Sie fürchtet die traurigen Folgen des Bürgerkriegs. — Ihr Ausspruch über Nimes. — Man erzählt ihr das Benehmen der Damen der Halle in Marseille gegen die Verwundeten von Algier. — Gefühl französischen Stolzes. — Die Herzogin in ihrem Rath. — Ihre Kenntniß politischer Geschäfte. — Ihre Wahrheitsliebe. — Achtung, die sie für Freimüthigkeit hegt. — Berichte aus Frankreich über die innere Lage des Landes. — Nach diesen Berichten entscheidet sie,

daß der Augenblick zum Handeln erschienen sey. — Sie reist ab im Monat April. — Ihr Brief an die Royalisten. — Zusammenstellung der Beweggründe, welche die Herzogin zu ihrem Entschlusse vermochten.

Die Herzogin verweilte einige Zeit in Neapel. Sie war ja so lange von ihrer Familie getrennt gewesen und hatte noch überdieß den Zoll kindlicher Dankbarkeit an den Gräbern, die sich während ihrer Abwesenheit geöffnet und wieder geschlossen hatten, zu bringen. Sie hatte ihren Vater blühend auf dem Throne verlassen, und fand ihn wieder im Sarge ruhen. Doch Kummer und Thränen und alle Erinnerungen an die Vergangenheit mußten bald den Beschäftigungen eines thätigen und vielbewegten Lebens weichen. Neapels schöner Himmel, trotz seiner ewigen Reinheit, ermüdete ihre Augen; jenes Meer, das seine vom Glück überschütteten Küsten zu liebkosen scheint, rief ihr einen anderen Strand ins Gedächtniß zurück. Ein einziger Gedanke, der beständig ihrem Geiste vorschwebte, erfüllte ihre Seele und kehrte unaufhörlich wieder: es war der Gedanke an die Ausführung des Plans, der sie aus England abgerufen hatte. Um diese gewagte Unternehmung zu ver-

suchen, mußte sie nothwendig abreisen und eine Familie verlassen, deren Zärtlichkeit ihr einen Zufluchtsort anbot, wo ihr von der Schwere des Unglücks hart getroffener Geist sich hätte erholen können. Und so gab sie denn den Befehl zur Abreise.

Sie nahm den Weg nach dem Punkte, wo sie beschlossen hatte, bis zu dem Augenblick, in dem sie Italien verlassen würde, ihre Residenz aufzuschlagen; sie kam dabei wieder durch Rom, welches sie jedoch ohne Verweilen wieder verließ. Bei ihrer ersten Durchreise hatte sie sich, wie oben gesagt wurde, drei Wochen daselbst aufgehalten. Damals hatte ihr der Papst ganz besonders einen getauften Juden, Namens Deutz*), empfohlen,

*) Hyacinth Simon Deutz wurde geboren in Köln im Jahre 1802. Im Alter von achtzehn Jahren trat er als Arbeiter in eine der beträchtlichsten Buchdruckereien von Paris. Damals geschah es, daß sein Schwager, Namens Drack, zum katholischen Glauben übertrat; über diese Bekehrung, welche Deutz einen Abfall nannte, war dieser so aufgebracht, daß er seinen Schwager laut bedrohte, so daß derselbe sich deßwegen an die Polizei wenden mußte. Nichts desto weniger schien nach zwei oder drei Jahren sein jüdischer Fanatismus sich gelegt zu haben, denn

für welchen sich der heilige Vater wegen seines Schwagers Drack interessirte, weil Letzterer besondere Achtung bei Sr. Heiligkeit genoß.

---

er sprach selbst laut die Absicht aus, Katholik zu werden. Der Prälat, an den er sich wandte, glaubte, seine Bekehrung würde rascher und wirksamer in Rom erfolgen, und bewog ihn deßwegen, sich dahin zu begeben. Dies that Deutz auch im Anfange des Jahres 1828. Er war auf das Dringendste an den Kardinal Capellari empfohlen, der damals Präfekt der Propaganda war, und nachmals als Papst den Namen Gregors XIV. annahm. Papst Leo XII., der zu jener Zeit auf dem Stuhle des heiligen Petrus saß, beauftragte den Kardinal Ostini, den Neophyten in dem katholischen Glauben zu unterrichten. Deutz schien zu wiederholten Malen in seinem Entschlusse zu wanken. Er schrieb im Jahre 1828: „Ich habe einige stürmische Tage gehabt; ich war sogar schon auf dem Punkt ohne Taufe nach Paris zurückzukehren; es war dieß mein jüdischer Glaube, der sich in den letzten Zügen noch regte. Aber Gott sey Dank! meine Augen sind nun ganz geöffnet und bald werde ich das Glück genießen, Christ zu seyn.“ Endlich wurde er für würdig erkannt, die Taufe zu empfangen, wobei der Baron Mortier, erster Gesandtschaftssekretär in Rom, sein Taufpathe war. Kurz darauf wurde er dem heiligen Vater vorgestellt, der ihn sehr huldreich empfing. Eine monatliche Pension von 25 Piastern war ihm seit seiner Ankunft in Rom auf die Kasse der Propaganda angewiesen worden. Der Papst

Von Rom aus wandte sich die Herzogin nach Toskana und gelangte über Pisa nach Massa, das ihr alle nur mögliche Sicherheit bot, weßwegen sie sich daselbst auch niederlassen wollte. Diese Stadt gehörte dem Herzoge von Modena, der damals die neue französische Regierung noch nicht anerkannt hatte und keinen bevollmächtigten Gesandten des Palais-Royal an seinem Hofe duldete.

Massa ist ein Städtchen in einer herrlichen Lage eine Meile vom Meer entfernt; hier war es nun, wo die Herzogin ihre Residenz aufschlug. König Karl X. hatte einen Agenten zu ihr gesandt, der sein volles Vertrauen besaß; einige ausgezeichnete Männer von politischem Gewicht von der Farbe der Royalisten waren eben dahin gekommen, um der Herzogin ihre Hülfe zu leihen und man hatte zwei Conseils gebildet, um die verschiedenen Angelegenheiten gehörig zu ordnen und alles für die schwierige Unternehmung vorzubereiten, deren Ausführung nahe war.

---

ließ Deutz als Pensionär in das Kloster der heiligen Apostel aufnehmen; auch hier fuhr der Neubekehrte fort, öffentlich dieselbe Frömmigkeit zu heucheln.

Die Herzogin war anfangs in dem kleinen Gasthofe von Massa abgestiegen; aber der Herzog von Modena bestand mit so viel Artigkeit darauf, daß die Herzogin den Pallast, den er in jener Stadt besitzt, bewohnen möchte, daß diese nicht umhin konnte, eine so dringende Einladung anzunehmen. Demzufolge richtete sie sich in dem herzoglichen Pallaste ein, der ein geschmackvolles Miniaturbild des Pallastes in Versailles abgiebt und auf einem kleinen Platze steht, der mit herrlichen Orangebäumen rings umgeben ist. Die Herzogin wurde in den Staaten des Herzogs von Modena als souveräne Fürstin behandelt; ein militärischer Posten hatte die Wache an ihrer Thüre. Der regierende Herzog hatte die bestimmtesten Befehle gegeben, daß der Fürstin mit aller nur möglichen Rücksicht und Hochachtung begegnet werden sollte. Doch schien die Herzogin in Massa noch mehr als in London allen ihren Geschmack an Pracht und Eleganz vergessen zu haben und sich nur mit ihren ernsten Plänen zu beschäftigen. Sie war arm wie der Béarner und einfach wie dieser.

Die Fürstin hatte unter fröhlichen Scherzen

dem Gasthofe der Stadt, wo sie zuerst abgestiegen war, den Namen der „Kaserne“ gegeben. In der That befanden sich auch hier Royalisten aus der Vendée nebst Offizieren jener schönen und muthigen Garde, welche unter der Restauration das Muster und die Ehre der Armee gewesen war. Einige Damen von der legitimistischen Partei und aus der ersten Klasse der Gesellschaft bildeten einen kleinen Hof um die Herzogin; auch diese waren so gut als möglich in dem Gasthofe zu Massa einquartiert und warfen auf diesen dürftigen Aufenthaltsort den Glanz ihrer Gegenwart. Es befand sich treffliche Gesellschaft in der Kaserne zusammen. Der Herzog von Modena hatte den Befehl gegeben, daß die Franzosen in seinen Staaten in nichts gehindert seyn sollten und daher kam es, daß, so wie sich Personen zeigten, welche Namen von bekannten Royalisten führten, diesen selbst von den untergeordneten Behörden des Herzogthums mit einer Achtung und einer Aufmerksamkeit begegnet wurde, die der Reflex der von der feinsten Ritterlichkeit begleiteten Gastfreundschaft des Fürsten war. Auch war das Zusammenströmen von Franzosen in dem Herzogthume sehr bedeutend.

Der kleine royalistische Freistaat speiste insgesammt an der Tafel des Herrn François, des Eigenthümers des Gasthauses oder Hotels, wie man es nennen will. Die Gesellschaft bot einen wahrhaft malerischen Anblick dar, denn man sah hier graziöse Damen neben tapferen Kriegern, dort Männer der That bei Männern des Raths, hier geschickte Politiker und daneben Männer voll unbedingter Ergebenheit. Die Unterhaltung bildeten kummervolle Rückblicke in die Vergangenheit und hoffnungsvolle Aussichten in die Zukunft; man berechnete den etwaigen Ausgang des bevorstehenden Unternehmens; fromme Gelübde wurden laut, damit der bezeichnete Augenblick doch erscheinen möge; der Enthusiasmus der Frauen steigerte den der Männer noch mehr, und man hätte glauben können, beim Anblick dieser Versammlung von so mancherlei Köpfen und so verschiedenen Personen, die um dieselbe Tafel herumsaßen und alle durch dieselbe Idee vereinigt waren, man habe eines der Lager aus der Zeit der Anna von Oestreich vor sich, als diese mit ihrer kleinen Armee um die Hauptstadt ihres Königreichs herumirrte und sich mit ihren Hofdamen in dem Zelte der Soldaten niederließ.

Gegen die Mitte des Februars kam ein berühmter Gelehrter in Massa an. Er brachte eben jenen getauften Juden Deutz mit sich, welcher der Herzogin zu Rom empfohlen worden war. Sein Aufenthalt dauerte diesesmal blos 24 Stunden; aber drei Monate später kam er zurück und berichtete, daß er sich mit einigen Geistlichen nach Portugal begeben und zu diesem Behufe sich in Genua einschiffen werde. Diesesmal hielt er sich drei bis vier Tage in Massa auf und bat die Herzogin um Aufträge nach Madrid und Lissabon. Die Herzogin ließ ihm einige Briefe zustellen und dabei fügte sie mit der ihr eigenen Güte eine Unterstützung an Geld diesem Beweis ihres Zutrauens bei, das sie jenem Menschen schenkte, der ihr auf ganz besondere Art empfohlen worden war. Sie sagte zu einer der Personen in ihrer Umgebung: „Ich fürchte, der arme Deutz wird Mangel an Geld leiden; ich selbst habe in diesem Augenblick keine Fonds, über die ich gebieten könnte. Ich mußte fürchten, sein Zartgefühl zu verletzen, wenn ich ihm diesen Diamant zu verkaufen gebe, der, wie ich glaube, 6000 Franken werth ist. Haben Sie die Güte, ihn selbst zu

verkaufen und ihm das Geld zuzustellen, wobei Sie ihm aber vor Allem das kleine Opfer nicht sagen dürfen, das ich jenes Geldes wegen bringe.“

Während seines Aufenthalts in Massa sprach Deutz von nichts als von griechischer und deutscher Literatur. Er affektirte einen großen Eifer für die Religion und viele Begeisterung für die literarische Erzeugnisse. Er zeigte den Personen, welche sich zu gleicher Zeit mit ihm im Hôtel befanden, eine Broschüre seines Schwagers Drack über das ächte Kreuz und deklamirte ihnen mit vieler Wärme eine der schönsten Oden Schillers vor. Doch war sein gemeines und zurückstoßendes Aeußeres allen Personen, die ihn sahen, unangenehm aufgefallen. Der Schöpfer legt zuweilen in die Gestalt eines Menschen den Abdruck seiner Seele. Aber Deutz reiste in Gesellschaft ehrwürdiger Priester, welche, ohne ihr Zuthun, Gedanken zerstreuten, die sie für ungerecht hielten. Deutz reiste ab und bald war der ungünstige Eindruck, den er hervorgebracht hatte, verwischt. Er begab sich, wie er vorher gesagt hatte, nach der spanischen Halbinsel, und hier war es zuerst, wo sein Betragen in zwei Klöstern, wo man ihm groß-

müthige Gastfreundschaft bewilligt hatte, Verdacht erregte*). Man weiß, wie derselbe seither gerechtfertigt wurde. Welch sonderbares Zusammentreffen von Menschen und Umständen! Unter den Personen, welche an einer Tafel mit einander saßen, waren mehrere bestimmt, für die Herzogin zu sterben und auch einer, der sie verrathen mußte!

Die Herzogin verwendete während ihres Aufenthalts in Massa nur wenige Augenblicke zu seltenen Zerstreuungen; der Rest des Tags war den Geschäften gewidmet. Häufig machte sie zu Fuß Spaziergänge von mehreren Meilen und gewöhnte so ihren zarten Körper an Anstrengungen. Des Abends empfing sie die Franzosen bei sich, die sich in Massa aufhielten, die Nächte brachte sie oft mit Schreiben hin.

---

*) In einer Korrespondenz des Vicomte von Santarem mit dem Herzoge von Lafoens findet sich eine sonderbare Stelle, die sich auf diesen Verdacht bezieht. Der Herr von Santarem drückt bei Erwähnung eines andern Individuums der jüdischen Nation sein Mißtrauen gegen dieses Letztere aus und fügt hinzu: „Ich habe mich, was Deutz betrifft, in jener Zeit nicht betrogen und Sie werden sich noch erinnern, was ich Ihnen damals schrieb. Wollte Gott, daß man meinen Ahnungen Gehör geschenkt hätte!“

In diesen Abendzirkeln drehte sich die Unterhaltung beinahe immer um Politik, und manchmal wurden von Personen, auf welchen die Verbannung schwer lastete und welche den Augenblick für die beschlossene Expedition zu beschleunigen wünschten, lebhafte und dringende Aufforderungen an die Fürstin gerichtet. Eines Tages gebrauchte sie bei Gelegenheit einer von ihr erwähnten Zeitangabe des Ausdrucks: „Seitdem wir emigrirt sind...“ Ein Herr, der sich durch seinen Glauben an eine baldige Rückkehr nach Frankreich bedeutend kompromittirt hatte, fiel rasch ein: „Wir sind nicht emigrirt, denn Emigration ist freiwillige Entfernung, während wir aus unserm Lande gejagt sind.“ Die Herzogin erwiederte mit milder Würde: „Sie haben Recht, mein Herr, ich habe mich getäuscht. Nie hätte ich freiwillig Frankreich verlassen; ich lebe in der Verbannung.“

Ein anderes Mal als die Herzogin erfuhr, daß ein ihr treu ergebener Royalist aus der Vendée arretirt worden war, zeigte sie sich sehr betrübt über diese Nachricht. Alsbald ergriff einer diese Gelegenheit und sagte zu ihr: „Madame dürfen sich darauf gefaßt machen, alle Royalisten nach

und nach auf diese Art gefangen zu sehen, so lange Sie sich nicht entschließen, die Gefahr mit ihnen zu theilen, welcher sich Ihre Anhänger für Sie blosstellen. Sie fürchten, wie Sie sagen, durch Ihre Gegenwart den Ausbruch des Bürgerkriegs zu veranlassen, aber dieser wäre hundertmal weniger beklagenswerth für die Royalisten, als der gegenwärtige Stand der Dinge. Dann könnten sie sich doch wenigstens vertheidigen, so aber werden sie wehrlos niedergemetzelt.“

Diese und ähnliche Reden brachten eine tiefe Wirkung bei der Herzogin hervor, deren kräftiger und energischer Charakter sie von Natur schon zu raschen und entscheidenden Entschlüssen geneigt machte; ihr Eifer bedurfte keines Stachels mehr. Indessen hörte sie mit vieler Milde die Aufforderungen der kleinen Kolonie an, welche mit ächt französischer Ungeduld zur Entwicklung der Unternehmung drängte, ohne sich um die Hindernisse, welche ihr entgegenstanden, zu bekümmern. Ein einziges Mal antwortete sie mit einer gewissen Lebhaftigkeit auf eine Aeußerung, die ganz charakteristisch jene Albernheit mancher Militärs bezeichnet, welche sich so oft in solchen Versammlungen

zeigt. „Wenn Ihre königliche Hoheit sich nicht entschließen wollen, nach Frankreich zurückzukehren,“ rief ein junger Offizier aus, „so werde ich meinen Bart abschneiden.“ — „Der meinige sticht mich gewaltig,“ erwiederte ihm die Herzogin.

Eine Betrachtung war es allein, welche die Herzogin noch zurückhielt: für sich selbst scheute sie keine Gefahr, aber für Frankreich fürchtete sie die Leiden eines Bürgerkriegs. Nimes besonders erregte ihre lebhafte Besorgniß. Sie fürchtete die Reibungen der halb protestantischen, halb katholischen Bevölkerung, sie fürchtete, daß die politische Erbitterung noch durch jenen religiösen Haß gesteigert werden würde, welchen der alte Gährungsstoff in jenem Lande beständig noch aussprudelt. Eines Abends, da sie mehr noch als sonst mit diesem Gedanken beschäftigt war, rief sie aus: „Nun wohl! ich werde dem Bischofe befehlen, mir mit seiner ganzen Geistlichkeit zu folgen und so werden wir uns dann alle, ja alle, meine Herren, zwischen die Katholiken und Protestanten werfen.“

Manchmal ging auch die Unterhaltung auf Gegenstände über, welche weniger peinliche Gefühle

erregten. So erzählte man eines Tags in Massa der Herzogin das schöne Benehmen der Weiber der Halle von Marseille gegen die Verwundeten von Algier, die dadurch bis zu Thränen gerührt wurde.

Sie, die lebenden Trophäen eines Triumphs, der unter anderen Fahnen erkämpft worden war, wurden hülflos verlassen von der neuen Ordnung der Dinge, für welche jener Triumph zur Verlegenheit wurde. Sie hatten Frankreich den Schlüssel zu einer neuen Welt erobert und starben zur Belohnung vor Erschöpfung und Hunger. Da traten die Hallweiber von Marseille auf und nahmen es auf sich, die Schuld des Vaterlandes abzutragen. Sie verschwendeten an jene Sieger, welche von der Regierung ohne Hülfe gelassen wurden, die zarteste Sorge und allen nur möglichen Beistand. Die geringen Ersparnisse, die sie besaßen, gaben sie für sie hin. Als dieser ärmliche Ueberfluß erschöpft war, theilten sie mit diesen unglücklichen Kriegern auch noch ihre magere tägliche Kost. Als auch diese Hülfsmittel schwanden, da suchten sie welche zu erborgen und als endlich alles mangelte, gingen sie hin auf die Straße

und streckten die bittende Hand anderen Hülfreichen zur Unterstützung hin und so sah man diese edlen Weiber als stolze Bettlerinnen, die den Kopf so hoch trugen als das Herz, Almosen sammeln für den Sieg.

Die Herzogin hörte diese Erzählungen mit einer Freude an, in die sich auch einiger Stolz mischte. Ein solcher Adel der Seele unter den Klassen der Gesellschaft, welche, die letzten dem Reichthume nach, oft aber durch edle Gesinnungen die ersten sind, ließ sie Hoffnungen schöpfen für die Zukunft des Landes. Sie wiederholte oft die Worte: „Nichts ist unmöglich mit einem solchen Volke!“

Die Herzogin hatte sich in Massa für politische Angelegenheiten ein Konseil gebildet, mit dessen Beiziehung sie sich über die Maßregeln berieth, welche in dem Augenblick ihres Erscheinens in Frankreich ergriffen werden sollten. Die Personen, die diesen Rath ausmachten, stimmten darin überein, daß die Herzogin die Fragen mit auffallender Leichtigkeit aufnahm. Sie ließ sich gewöhnlich die einzelnen Angelegenheiten in ihrem ganzen Detail erklären, und nichts entging dabei

dem natürlichen Scharfblick ihres durchdringenden Verstandes. Die Eigenschaft, welche sie am meisten schätzte, war die Freimüthigkeit, und jener edle Stolz, der, ohne die Gränzen der Achtung zu überschreiten, bei dem Unterthan, dem Fürsten gegenüber, die Unverletzlichkeit des Gewissens erhält. Sie schätzte diese beiden so kostbaren Eigenschaften, selbst wenn sie ein Hinderniß für ihre Wünsche wurden. Eines Tags forderte sie von einem der Mitglieder ihres Raths, einem Manne von strenger Rechtlichkeit, den Schwur, daß er allen Befehlen, welche sie ihm geben würde, gehorchen wolle; dieser jedoch, ein Bretagner, der mit der eigenthümlichen Ergebenheit seines Geburtslandes sich seine gewissenhafte Unabhängigkeit sichern wollte, antwortete ihr mit einer respectvollen, aber unerschütterlichen Weigerung. Die Herzogin erwiederte voll Milde: „um den Gehorsam ist es doch eine recht schöne Sache!“ und sie schätzte von da an die Person, von der die Rede ist, nur noch mehr.

Unterdessen kamen täglich Briefe aus Frankreich an, welche die Herzogin zu Erfüllung ihrer Versprechungen aufforderten. Mehrere, eine wichtige politische Stellung einnehmenden Personen sandten

Berichte über die innere Lage des Landes ein, welche alle in der Schilderung der nämlichen Thatsachen übereinstimmten. „Die bestehende Regierung," so hieß es darin, „sey unaufhörlichen Aufständen Preis gegeben; sie sehe täglich die öffentliche Ruhe durch neue Verwirrungen gestört, und habe dadurch alle Popularität verloren, ohne Kraft zum ferneren Bestand erworben zu haben. Auf das Ministerium Laffittes, welcher die Revolution in die Monarchie zu verpflanzen versucht hatte, war Casimir Pèrier gefolgt, der eine reine revolutionäre Monarchie zu gründen sich bestrebte. Aber der Eine hatte durch sein Streben, der Revolution den ersten Platz zu räumen, blos neue Unordnungen hervorgerufen; der Andere bei den meisten Klassen die heftigste Unzufriedenheit erregt, indem er sie zur Monarchie zurückführen wollte. Die Abneigung gegen das Bestehende machte täglich neue Fortschritte. Das Widerstandssystem, welches die Regierung gezwungen hatte annehmen müssen, um so vielen Angriffen zu widerstehen, konnte nicht eingeführt werden, ohne überall den heftigsten Unwillen zu erregen. Zu gleicher Zeit hatte bei der Mehrzahl der Bevölkerung bittere Ent-

täuschung dem früheren Enthusiasmus Platz gemacht. Alle jene Träume aus Utopien, welche die Opposition in den fünfzehn Jahren verbreitete, waren durch ihre Thaten Lügen gestraft, die vielen Versprechungen hatten sich als nichtig erwiesen, die vielen Opfer waren ohne Belohnung geblieben, alles dieß hatte in der Meinung derer, welche anfangs die neue Regierung günstig aufgenommen hatten, eine Art von politischem Atheismus hervorgerufen, der jetzt von einer kalten Gleichgültigkeit begleitet war.

„Mitten in dieser allgemeinen Apathie“ wurde weiter behauptet: „könne die Herzogin, welche die feurige Ergebenheit der südlichen Provinzen und die Anhänglichkeit der kriegerischen Vendée für sich habe, alles wagen, und durch einen kühnen Schritt eine allgemeine Veränderung in Frankreich bewirken. Der Geist in der Armee sey unentschieden und wankend; der erste glückliche Erfolg würde viele Abfälle in ihr zur Folge haben, und sey einmal ein Regiment zu der Fahne der Herzogin übergegangen, so sey alles gewonnen.

„Allerdings könnten die Klugheitsmenschen bemerklich machen, daß es hiebei Gefahren zu

bestehen und Hindernisse zu überwinden gebe. Aber ohne diese würde man vergeblich versuchen, die Lage eines Staates zu ändern. Die beste Gelegenheit sey jetzt vorhanden, man müsse sie ergreifen; die Wahrscheinlichkeit des Erfolgs sey zu groß, der Wurf müsse gewagt werden.

„Ueberdies möge die Herzogin bedenken, daß je weiter die Entscheidung hinausgeschoben werde, desto mehr auch die Lage Frankreichs sich verschlimmern müsse. Jedes Jahr schlage seinen Finanzen neue Wunden und erschwere seine politische Stellung in Europa. Müsse man nicht fürchten, daß die fremden Mächte zu seiner Vernichtung blos den Augenblick erwarten, wo das Land im Innersten untergraben durch dieses Uebel, das es zu verschlingen drohe, nicht mehr im Stande seyn würde, sich zu vertheidigen? Mache es nicht dem Nationalgefühle der Herzogin mehr Ehre, diesem Unglück zuvorzukommen, indem sie durch einen kühnen Schritt die Frage entscheide, ehe Frankreich, erschöpft von Opfern und zerrüttet durch die Verlängerung einer unheilbaren Krise sich in einem Zustande der Schwäche und der politischen Unbedeutendheit befände, von welchem

es sich lange nicht wieder erholen würde? Mit einem Wort, wäre es nicht besser, dem Unglück zuvorzukommen, als es später erst wieder gut machen zu müssen?“

So lauteten im Wesentlichen alle Berichte, welche an die Herzogin eingesandt wurden. Diese, nachdem sie alle solche Betrachtungen lange hin und her erwogen hatte, schenkte ihnen endlich ihren Beifall und gab in einer Versammlung ihres Konseils die Entscheidung: der Augenblick zum Handeln sey jetzt gekommen. Der Monat April **1832** wurde zu ihrer Abreise bestimmt, und durch einen Brief benachrichtigte sie die Royalisten des Südens und Westens, daß sie sich bereit halten sollten.

Der Inhalt dieses Briefes war folgender: „Ich werde in Nantes, Angers, Rennes und Lyon kundthun, daß ich mich in Frankreich befinde; meine Anhänger mögen sich bereit machen, um in dem Augenblick, wo sie diese Nachricht erhalten, die Waffen ergreifen zu lassen, auch können sie darauf zählen, daß dieß ungefähr am **2.** oder **3.** Mai geschehen wird. Sollten die Couriere nicht passiren können, so wird die Royalisten das öffentliche Gerücht von meiner Ankunft unterrichten,

und sie haben dann ungesäumt zu den Waffen zu greifen.“

So war der verhängnißvolle Wurf geschehen. Die Herzogin berief sich dabei auf die zu Lullworth erneuerte Abdankung des Königs Karl X., so wie auf dessen Brief, der sie zur Regentin von Frankreich von dem Augenblicke an erklärte, wo ihr Fuß den französischen Boden beträte; sie zählte auf den Zustand der Auflösung, in welchem sich, wie man ihr schilderte, die Kräfte der bestehenden Regierung befinden sollten, auf die Anhänglichkeit, welche ihr die südlichen Provinzen auf ihrer Reise im Jahre 1828 bewiesen hatten und die ihr noch frisch im Gedächtniß lebte, und auf den Beistand der kriegerischen Vendée. So schickte sie sich also an, nach Frankreich aufzubrechen, die Fahne ihres Sohnes zu erheben und die Bevölkerung zu den Waffen zu rufen im Namen Heinrichs V.

Ein und zwanzigstes Buch.

Ein und zwanzigstes Buch.

Die Herzogin sendet vor ihrem Abgange von Massa zwölftausend Franken nach Paris zur Unterstützung der dortigen Cholerakranken. — Herr von Châteaubriand bietet sie in ihrem Namen an. — Das Ministerium schlägt sie aus. — Eindruck, den dieß auf die Herzogin machte. — Ihre Reise. — Sie wendet sich nach Marseille. — Bewegung zu Marseille bei der Nachricht von ihrer Ankunft. — Das Unternehmen scheitert. — Erwartung und Angst der Herzogin. — Ein Billet benachrichtigt sie, daß sie Frankreich verlassen müsse. — Ihre Antwort hierauf. — Entschluß. — Sie verläßt ihr Asyl. — Sie erklärt, daß sie Frankreich nicht verlassen werde. — Mühsamer Marsch. — Eine Nacht unter freiem Himmel. — Man verschafft sich einen Wagen. — Die Herzogin bei einem Republikaner. Sie trennt sich von ihrem Gefolge und geräth in große Gefahr. — Endlich langt sie in einem gastlichen Hause an. — Rath. — Maria Karolina erklärt, daß sie sich in die Vendée begeben wolle. — Schwierigkeiten dieser Reise. — Abschied der Herzogin von ihren Freunden. — Erster Tag. — Sie gelangt nach Toulouse. — Erinnerungen und Kontraste. — Ein Royalist erkennt die Herzogin. — Er sucht ihr den Plan, sich nach dem Westen zu begeben, auszureden. — Ihre Antwort. —

Bordeaux. — Die Saintonge. — Die Herzogin reist in offenem Wagen. — Ihre Geistesgegenwart in einem Schlosse. — Anekdoten. — Der Landpfarrer. — 1828 und 1832. — Die Herzogin verweilt neun Tage auf dem Schlosse in der Saintonge. — Drei Billete von ihr an die Häupter in der Vendée. — Sie ist blos noch 32 Stunden von der Vendée entfernt.

Die Herzogin von Berri verließ Massa gegen die Mitte des April **1832.**

Vierzehn Tage vorher hatte sie in einem Schreiben an Herrn von Châteaubriand diesen berühmten Schriftsteller beauftragt, in ihrem Namen jeder der zwölf Municipalitäten von Paris je tausend Franken zuzustellen zur Unterstützung der unteren Klassen des Volks, die an der grausamen Krankheit dahinstarben, welche diese Hauptstadt heimgesucht hatte. Die Fürstin hatte geglaubt, daß wenigstens das Recht, die Leiden zu unterstützen, welche Frankreichs Boden heimsuchten, noch übrig geblieben sey von den vielen Rechten, die man für aufgehoben erklärt hatte. Zwar traf allerdings ihre Person ein Proscriptions-Dekret; aber war der milde Beitrag der Wittwe nicht unverletzlich? Sie glaubte es wenigstens und da sie fand, daß der natürlichste Vermittler zwi-

schen ihr und dem Lande in dieser Sache derjenige seyn würde, für welchen alle Parteien des Landes eine so rege Sympathie hegten, so wählte sie, wie wir schon gesagt haben, den Herrn von Châteaubriand als Mittelsperson. Dieser übergab das Geschenk der Herzogin von Berri und somit könnte man sagen, war es die Popularität des Genies und des Ruhms, welche einer Fürstin als Vermittlerin diente, deren Unglück das Mitgefühl des Volks erregt hatte? Aber die damaligen Lenker von Frankreich schufen Ausnahmsgesetze für die Wohlthätigkeit und stemmten sich, indem sie glaubten, zwischen dem Unglück und der Wohlthat, welche aus dem Lande des Exils kam, eine Scheidewand aufrichten zu müssen, der Menschlichkeit mit dem Beschluß entgegen, das angebotene Geschenk nicht anzunehmen: die zwölftausend Franken der Herzogin von Berri wurden zurückgewiesen. Sie fürchteten den Wiederhall, den diese Handlung der Wohlthätigkeit finden würde, und scheuten sich nicht, das Elend zu berauben. So ist die Furcht, sie kennt keine Regung des Herzens.

Die Schwäche, welche dieses Benehmen der Minister zu beurkunden schien, bestärkte die

Herzogin in der Meinung, die sie sich über den Stand der Dinge in Frankreich gebildet hatte. Sie mußte sich als einen Gegenstand des Schreckens für die Regierung ansehen, da man in der Furcht vor ihr so weit ging, daß man ihre angebotene Gabe an der Gränze zurückwies und daß man vor dem bloßen Schall ihres Namens erzitterte, wenn er neben einer Wohlthat sich hören ließ.

Von diesen Ideen geleitet, verließ sie, wie schon gesagt wurde, Massa im April 1832. Die wichtigsten Gründe der Delicatesse verbieten uns, das Mittel bekannt zu machen, dessen sie sich bediente, um sich Eingang in Frankreich zu verschaffen. Die Reise dahin war voll Schwierigkeiten und Gefahren; die Herzogin überwand sie ohne das geringste Zeichen von Bewegung oder Entmuthigung zu verrathen. Gerade solche Augenblicke waren es, wo sich ihre Seele in all' der Kraft entfaltete, welche die Gefahr nur zu neuem Muthe entflammte. Die Unerschrockenheit ihres Herzens triumphirte über die Schwäche ihrer Organisation; sie schöpfte beständig neue Kräfte aus ihrem Muthe.

Die Herzogin hatte immer unter allen Städten des Südens Marseille für diejenige gehalten, wo

die Nachricht von ihrer Ankunft das Volk am lebendigsten aufregen würde. Sie wandte sich deßwegen mit den Personen, welche sich an ihr Schicksal angeschlossen hatten, gegen diesen Punkt und fand daselbst auch einen Zufluchtsort in einem kleinen Hause in einiger Entfernung von der Stadt. Hier erwartete sie den Augenblick, wo sie sich den Royalisten von Marseille zeigen wollte.

In der Nacht, welche der Bewegung voranging, schlief die Herzogin nicht; sie empfand jene fieberische Ungeduld der Erwartung, welche brennendes Feuer in die Gedanken gießt. Sie sehnte sich nach dem Tag mit all' der Glut, mit welcher man auf eine Krone wartet. Die Zeit schien ihr nicht mehr vorwärts zu schreiten und der Zeiger, den ihr ängstliches Auge jede Minute befragte, schien ihr unbeweglich am Zifferblatt zu hängen.

Endlich brach der heißersehnte Tag an und wir wollen nun die Ereignisse betrachten, die er mit sich führte.

Während der Nacht vom **29.** auf den **30.** hatten einzelne Truppen der Royalisten, weiße Fahnen tragend, die Straßen von Marseille unter dem Rufe: „Es lebe Heinrich V.!“ durchzogen.

Gegen drei Uhr des Morgens bemächtigten sich einige Bewaffnete der Kirche von Saint Laurent, pflanzten die weiße Fahne auf ihren Thurm und ließen die Sturmglocke erschallen. In dem nämlichen Augenblick zeigten sich Bewaffnete auf den Plätzen Patache und Consigne und rissen daselbst die dreifarbige Fahne nieder. Eine ziemlich beträchtliche Versammlung hatte sich auf der Tourette-Esplanade gebildet, um dort das Dampfschiff zu erwarten, auf welchem sich, wie man unter der Menge sagte, der Marschall Bourmont befinden sollte. Endlich strömte eine große Anzahl Menschen gegen den Justizpallast unter dem Rufe: „Es lebe die Armee! Es lebe Heinrich V.!“

Von hier an schon an war es ersichtlich, daß die Bewegung einer bestimmten Organisation und des Zusammenhangs entbehrte. Aus Furcht, den Streich, den man ausführen wollte, ruchbar zu machen, hatte man zu wenige Personen in das Geheimniß eingeweiht und es versäumt, die Bevölkerung auf die Bewegung vorzubereiten. Und doch ist es unmöglich, eine offene Revolution in einer Stadt durchzuführen, wenn man die Menge nicht, so weit es nöthig ist, von den beschlossenen Maßregeln

in Kenntniß setzt, und Geheimnisse sind gut in der Diplomatie, schlecht aber bei Revolutionen!

Dieses Verstecken und Geheimthun war in allen Operationen der Verschworenen vorherrschend. Es schien, als ob die Anstifter der Bewegung von eben jenem Gedanken auf Erhaltung des Geheimnisses beherrscht würden, welcher auch bei den Vorbereitungen zu der Unternehmung in ihrem Benehmen vorgewaltet hatte. Diejenigen, welche gegen den Posten am Justizpallast anrückten, waren ohne sichtbare Waffen, ohne äußere Zeichen, ohne Uniform. Anstatt in Masse aufzutreten, erschienen sie in kleinen Trupps. Nun wissen aber diejenigen, welche schon verschiedene Volksbewegungen beobachtet haben, daß der Soldat sich nie anders mitreißen läßt als durch Entwicklung von Kräften, die beträchtlich genug sind, um ihm zu imponiren. Was geschah also? Ein Unterlieutenant vom 13. Linienregiment, der sich in der Kaserne befand, forderte den Volkshaufen auf, sich zu zerstreuen. Es entspann sich ein Kampf zwischen diesem Offizier und der Person, welche die Bewegung zu leiten schien, und nach heftigem Widerstand wurde diese arretirt und auf

die Wache als Gefangener gesetzt. Jetzt ergriff ein panischer Schrecken die Menge und in einem Augenblicke war der ganze Haufen zerstreut. So endigte die ganze Bewegung als ein nichts bedeutender Auflauf.

Die Herzogin von Berri wartete unterdessen mit unaussprechlicher Ungeduld auf Nachrichten aus Marseille. Sie befand sich in jener Art von Todesangst, in der man ein ganzes Leben dahingäbe, um nur den Tag um einige Augenblicke weiter vorzurücken. Bis gegen Mittag hatte sie noch einige Geduld gezeigt, aber als zwei Uhr herankam, als es drei schlug, ohne daß das Stillschweigen, das rings um ihr Asyl herrschte, gestört wurde, da wuchs ihre Angst zu erschreckender Heftigkeit an. Es war beinahe vier Uhr als zwei Boten mit folgendem Billet ankamen, das lakonisch wie ein Todesurtheil also lautete: „der Streich ist mißlungen, es ist nun nothwendig, Frankreich zu verlassen.“

Die Herzogin rief sogleich aus: „Frankreich zu verlassen! Das scheint mir noch nicht bewiesen. Nothwendig ist es blos, dieses Haus zu verlassen, um nicht diese braven Leute ins

Unglück zu bringen und um nicht selbst gefangen zu werden.

Jetzt handelte es sich darum, einen raschen Entschluß zu fassen. Der festeste Geist hätte hier wanken können. Die Bewegung der Südprovinzen hatte fehlgeschlagen; es war nicht wahrscheinlich, daß die anderen Städte des Südens jetzt noch einen Aufstand versuchen würden, da dieser in Marseille so unglücklich begonnen hatte: eine Unternehmung muß mit Glück begonnen werden. Alle Hülfsquellen waren nun auf einmal verstopft. Unmöglich konnte die Herzogin bleiben, und beinahe eben so unmöglich war es, zu fliehen. Entweder mußte sie sich unter tausend Gefahren auf dem Festlande gegen die Gränze wenden, oder mußte sie allen Gefahren Trotz bieten, Frankreich in seiner ganzen Breite durchziehen und sich in die Vendée werfen. — Dieß war die einzige Alternative, die sich ihr darbot. Die Herzogin wählte ohne zu zaudern: nicht um furchtsam zu fliehen war sie gekommen, sondern um Krieg zu führen. Sie erklärte, daß, da sie nun einmal in Frankreich sey, sie es nicht mehr verlassen werde, und ebenso

rasch in der Ausführung als im Entschluß, gab sie Befehl zur Abreise.

Aber es war nicht ein einziges Transportmittel vorhanden, weder ein Pferd, noch ein Wagen. Als man dieß der Herzogin bemerklich machte, antwortete sie, sie wolle den Weg zu Fuß antreten. Da der Tag, der sich bereits neigte, die Abreise zu verbergen versprach, so entschied sie, daß man sich sogleich auf den Weg machen sollte. Hierauf nahm sie Abschied von der Familie, bei der sie aufgenommen worden war, nöthigte noch ihren Wirth, der sich unter Thränen ihren Befehlen widersetzen wollte, 25 Louisd'or als Belohnung seiner Gastfreundschaft anzunehmen und entfernte sich mit den Personen ihres Gefolges, indem sie leider schon eine Hoffnung hinter sich ließ.

Schweigend zog man durch die Dunkelheit, welche immer dichter wurde. Es war stockfinstere Nacht und man sah kaum einen Schritt vor sich hin. Man befand sich nicht mehr auf gebahnten Wegen und man mußte auf einem Boden weiter schreiten, auf welchem man alle Augenblicke an Felstrümmern anstieß oder an einigen Oliven-

stämmen, welche hie und da in dem steinigen Boden gepflanzt waren. Zuletzt bekannte der Führer sogar, daß er die Spur des Wegs verloren habe und nun nicht wisse, wo man sich befinde; man mußte also Halt machen. Ueberdieß war die Herzogin, welche lange Zeit gegangen war, von der Anstrengung sehr ermüdet und fühlte, daß sie unumgänglich nothwendig einiger Ruhe zur Fortsetzung der Reise bedürfe. Sie empfand jenes Bedürfniß des Schlafes, welches denen wohl bekannt ist, welche Kriege mitgemacht haben, ein Bedürfniß, so gebieterisch als Hunger und Durst, das man sogar unter dem Feuer einer feindlichen Batterie befriedigen würde; so unmöglich ist es demselben zu widerstehen. Sie legte sich auf die bloße Erde nieder, wickelte sich in einen Mantel und fiel bald in tiefen Schlaf.

Als sie wieder erwachte, war sie erstarrt von der Kälte der Nacht. Die Zartheit ihres Körpers war noch nicht an das rauhe Handwerk des Krieges gewöhnt, und sie erschien so leidend, daß ihre Reisegefährten darüber in Unruhe geriethen. Glücklicherweise entdeckte man an diesem verlassenen Orte eine Art Hütte, ohne Zweifel zum Schutze

für die Schäfer während Sturmwetters bestimmt; man zündete ein Feuer von Haidekraut an, neben welchem die Herzogin sich niederließ und die Rückkehr eines der Royalisten ihres Gefolges erwarten wollte, der, da er in dieser Gegend einheimisch war, sich entfernt hatte, um Transportmittel herbeizuschaffen, damit die Reise sowohl rascher als auch weniger anstrengend fortgesetzt werden könnte. Nach Sonnenaufgang erschien er mit einem dreisitzigen Kabriolet. Man war übereingekommen, daß er selbst die Herzogin nach seiner Familienwohnung führen sollte, Letztere wollte aber vorher noch bei einem Royalisten anhalten, von welchem sie über Mehreres Erkundigung einzuziehen hoffte. Die Person, die sie fuhr, benachrichtigte sie, daß durch einen unglücklichen Zufall dieser Royalist abwesend sey. „Die Wohnung seines Bruders, fügte er hinzu, ist nicht weit entfernt, aber ich muß Ihro Hoheit benachrichtigen, daß seine politischen Grundsätze den unsrigen gerade entgegengesetzt sind; im Uebrigen ist es ein ehrenhafter Mann, der uns vielleicht nützen kann.“

„Gut, entgegnete die Fürstin, führen Sie mich zu ihm.“

Es entstand eine Bewegung des Schreckens unter dem Gefolge der Herzogin.

„Mein Entschluß ist gefaßt,“ fuhr sie fort; „wir müssen uns trennen. Wir können nicht so zusammen reisen, denn wir würden unvermeidlich die Aufmerksamkeit auf uns lenken. Ich sehe Sie alle wieder an dem bewußten Orte. Leben Sie wohl, meine Herren!“

Die Herzogin von Berri stieg sodann in den Wagen, den man herbeigebracht hatte; bald darauf langte sie an der Wohnung des Mannes an, dessen wohlbekannte republikanischen Grundsätze die Freunde der Prinzessin erschreckt hatten. Sobald sie ihn erblickte, ging sie gerade auf ihn zu. „Mein Herr,“ sprach Sie zu ihm; „Sie sind Republikaner, ich weiß es; aber gegen eine Geächtete galten keine politischen Grundsätze: ich bin die Herzogin von Berri.“

Die Person, an welche sie sich wandte, war des Zutrauens würdig, das man in sie setzte. Der an französische Loyalität gerichtete Ruf wurde gehört, und die Mutter von Heinrich Dieudonné, die Irrende und Geächtete, fand herzlichen Empfang und verschwiegene Gastfreundschaft an dem

Herde eines Republikaners. Wenn auch gutherzige Menschen aller Partheien nicht den nämlichen Grundsätzen huldigen, so huldigen sie doch gleichen Tugenden. Die Herzogin behielt diese ehrenvolle Handlung im Angedenken; sie sprach oft mit Dankbarkeit von ihrem Wirthe, und dieser erwähnt ihrer stets mit Bewunderung und Ehrfurcht.

Der Besuch dauerte blos einige Stunden; bald machte man sich wieder auf den Weg in einem neuen Wagen, und nahm die Richtung nach der Wohnung des ergebenen Royalisten, welcher der Herzogin seit ihrem Eintritt in Frankreich als Führer gedient hatte. Ehe sie an das Ziel gelangten, begegnete den Reisenden abermals ein Unfall. Das sie ziehende Pferd gerieth bei dem raschen Hinunterfahren an einem Abhange so in Lauf, daß es unmöglich aufzuhalten war. Die Stöße, die der Wagen erlitt, waren so heftig und so häufig, daß man das Zerbrechen des Wagens befürchten mußte; es war Nacht, und bei einer der heftigen Erschütterungen glaubte man einen Augenblick lang, die Herzogin sey hernusgeschleudert worden. Erst als das Rad sich an dem

Fußtritt sperrte, der durch den Stoß an einem Felsstück halbzerschellt worden war, und dadurch die Bewegung des Wagens langsamer machte, gelang es dem Führer, Herr des Pferdes wieder zu werden. Jetzt erst bemerkte man, daß der Mantel der Herzogin durch sein Herabfallen ihren beiden Begleitern so großen Schrecken verursacht hatte. Im Augenblicke der höchsten Gefahr war die Herzogin ruhig geblieben und hatte ihre ganze Kaltblütigkeit behauptet.

Endlich kam man in dem gastlichen Hause an, wo die Herzogin hoffen konnte, einige Sicherheit und Ruhe nach so vielen Mühseligkeiten zu finden. Sie befand sich nun in der Mitte einer treuergebenen Familie, welche sie mit ihren Huldigungen und Ehrfurchtsbezeugungen umgab. Aber jener Gedanke, der sie aus den Armen ihrer Familie von Holy-rood nach Italien und von da in die Provence geführt hatte, schwebte ihrem Geiste beständig vor. Der unglückliche, sie zu Marseille betroffene Schlag, konnte sie traurig machen, aber ihren Muth nicht beugen. Sie glaubte, sie habe eine Sendung zu vollziehen, und sie sagte sich, daß wohl das Glück ihr

untreu werden könne, daß sie aber nie sich selbst und ihren Hoffnungen ungetreu werden dürfe.

Mehrere der Gefährten ihrer Unternehmung waren unterdessen in dem Hause, das sie bewohnte, angekommen. Die Herzogin erklärte ihnen aufs Neue, daß sie entschlossen sey, sich in die westlichen Provinzen zu werfen. „Es ist dieß eine Pflicht für mich," sagte sie ihnen; „wenn ich Frankreich verließe, ohne mich in der Vendée gezeigt zu haben, würden mir jene braven Völker es nie verzeihen. Ich habe ihnen vor 4 Jahren versprochen, mich, im Falle eines Unglücks, in die Mitte der Vendéer zu begeben; ich bin in Frankreich und werde es nicht verlassen ohne mein Versprechen zu halten."

Man sieht, die Herzogin hatte die Reise vom Jahre 1828 nicht vergessen. Die Personen, welche sich in ihrem Geleite befanden, versuchten es nicht, ihr ihren Plan auszureden, aber sie verbargen ihr eben so wenig die Gefahren des Unternehmens; doch sie rief: „Gott und die heilige Anna werden mir beistehen; ich habe eine gute Nacht gehabt, ich habe mich erholt, ich will heute Abend abreisen."

Auf dieser verwegenen Reise mußte die Kühnheit der Ausführung dem Muthe, der das bloße Fassen des Plans beurkundet, entsprechen. In einem offenen Wagen mit Postpferden, wagte es Madame in Begleitung von drei ergebenen Freunden, Frankreich in seiner ganzen Breite zu durchziehen. Für den Nothfall war die Herzogin mit einem Passe versehen, den einer dieser Freunde zum Voraus für sich und seine Frau sich hatte ausstellen lassen, unter dem Vorwande einer Reise, welche der Zustand seiner Gesundheit nothwendig mache. Vorher mußte sie sich noch von dem Reste ihrer Begleiter trennen, die nach dem Augenblicke, wo sie die Herzogin mit ihrem Abgange von Marseille verlassen hatten, alle wieder in dem Hause, in welchem sie sich aufhielt, mit ihr zusammen getroffen waren. Das letzte Wort der Herzogin im Augenblicke der Trennung war: „Auf denn, meine Herren, nach der Vendée!“

Nun begann die lange Reise, welche mit so vielen Episoden durchwoben, mitten unter den mannigfaltigsten Hindernissen, gerade durch ihre Kühnheit gelingen mußte. Kaum beginnt der Wagen sich in Bewegung zu setzen, als auch schon

eine Gefahr sich anmeldet. In dem Augenblick, wo die Herzogin in den Wagen stieg, bemerkte man einen Gensdarmen. Was thut dieser wohl hier zu dieser Stunde der Nacht? Ist er nicht als Spion auf der Straße aufgestellt? Der Wagen fährt ab, der Gensdarm folgt nach. Kurz darauf hört man starkes Getrapp von Pferden: das ist, sagte man, ohne Zweifel der Rest des Trupps, der in geringer Entfernung im Hinterhalte gelegen hatte. Glücklicherweise waren es blos einige Postillons, welche nach ihrer Station zurückkehrten. Aber der Gensdarm verliert den Wagen nicht aus den Augen; er scheint den Schritt seines Pferdes nach der Geschwindigkeit des Wagens abzumessen: verschwindet er auch im Augenblick des Umspannens, so erscheint er doch sogleich von Neuem, wie die Reisenden sich wieder auf den Weg machen. Man kann sich die Unruhe der Begleiter der Herzogin vorstellen. Endlich noch einige Schritte vor der zweiten Station, entfernt sich der Gensdarm und erscheint nicht wieder; vielleicht hatte er, da die Straße nicht sicher war, den Wagen als Escorte für den Fall eines Angriffs begleitet. Dieß war das erstemal, daß Madame mit der

Polizei des Kabinets vom Palais-Royal zusammentraf.

Die Herzogin fuhr fort, ihre Richtung gegen Toulouse zu nehmen, indem sie den Weg über Nimes, Montpellier, Narbonne und Carcassonne wählte. Man reiste Tag und Nacht, und hielt sich blos des Morgens einen Augenblick auf, um zu frühstücken; so sehr wurde die Reise beschleunigt. Als die Herzogin diese Orte passirte, dachte sie an die Aufnahme zurück, welche ihr vier Jahre früher daselbst widerfahren war und an jene Reise, so verschieden von der jetzigen, eine Reise, begrüßt von dem Enthusiasmus der südlichen Bewohner, welche in Menge auf ihrem Wege zusammengeströmt waren. Diese Erinnerungen bildeten einen traurigen Kontrast mit der Gegenwart; doch die Standhaftigkeit der Herzogin war unerschütterlich. Ganz ihren Plänen hingegeben, beschäftigte sie sich mehr mit ihren Aussichten in die Zukunft, als mit den unfruchtbaren Erinnerungen an die Vergangenheit.

In den ersten Tagen des Monats Mai kam die Herzogin in offenem Wagen Abends gegen 7 Uhr in Toulouse an. Sie hatte keine Ver-

kleidung gebrauchen wollen. Als nun der Wagen vor der Post hielt, um die Pferde zu wechseln, wurde er von einer ziemlich großen Menge Menschen umringt, welche sich die Reisenden beschauten. Unter diesen Personen war eine, deren Augen beständig auf die Herzogin geheftet waren, und diese keinen Augenblick aus dem Gesichte ließen. Ein treuergebenes Herz sieht heller als die Polizei: es war ein Royalist, welcher die Herzogin von Berri erkannt hatte. Er näherte sich einem ihrer Reisegellschafter, der den Wagen einen Augenblick verlassen hatte, und da er auch diesen trotz seiner Verkleidung erkannte, sagte er zu ihm: „Die Herzogin von Berri ist hier, wo führen Sie sie hin?“ Als er erfuhr, daß sie sich in die Vendée begebe, machte er eine Gebärde der Ueberraschung, und stellte vor, daß die Provinzen des Westen voll Soldaten seyen und es deßwegen rathsamer wäre, eine neue Bewegung im Süden zu versuchen. Er schloß mit dem Vorschlag, er wolle der Herzogin einen Zufluchtsort weisen, wo sie mit Sicherheit den Augenblick abwarten könnte, um einen zweiten Aufruf an die Südprovinzen zu erlassen.

Man beschloß, ihm eine Zusammenkunft mit der Herzogin zu gestatten, und zu diesem Zweck mußte er sich, um allen Verdacht zu vermeiden, in dem Augenblick als der Wagen abfuhr, rasch auf den Bock neben denjenigen setzen, mit dem er kurz zuvor gesprochen hatte.

Die Herzogin war sehr erstaunt, so nahe bei sich die nämlichen Augen wieder zu treffen, von welchen sie vorhin so neugierig beobachtet worden war; als man aber die Stadt verlassen hatte, neigte sich ihr neuer Reisegefährte gegen sie, um leise mit ihr zu reden, und jetzt erkannte sie ihn. „Die Vorsehung sendet Sie mir zu," sagte sie zu ihm; „ich habe einige meiner Adressen verloren, und muß mir über Manches Auskunft verschaffen, welche Sie mir besser als jeder andere geben können."

Eine politische Unterredung entspann sich nun zwischen der Herzogin und dem Royalisten aus Toulouse. Er schilderte ihr mit den düstersten Farben die Hindernisse und Gefahren, welche im Westen auf sie warteten und machte die äußersten Anstrengungen, um sie im Namen der Klugheit zu bestimmen, ein Asyl in Toulouse anzunehmen.

Die Worte Asyl und Klugheit hatten einen schlechten Klang bei der Herzogin. „Die Vendée ist voller Soldaten!“ antwortete sie; „nun gut, desto besser; ich kenne viele von denen, die bei der Garde standen, sie kennen auch mich und werden nicht nach mir schießen. Ich bin nach Frankreich gekommen, um das Land vor der Schande einer fremden Einschreitung zu bewahren. Die Vendéer haben mein Versprechen, ich werde es halten. Jetzt da ich in Frankreich bin, habe ich meine Schiffe verbrannt, und man wird Mühe haben, mich daraus zu vertreiben.“

Der Royalist aus Toulouse erfuhr nun von der Herzogin, daß ihre Ankunft im Westen schon angekündigt sey, daß ihre politischen Freunde in Paris davon unterrichtet seyen, und als er nun sah, daß ihr Entschluß unerschütterlich fest stand, bot er ihr seinen Degen an. So zog die Fürstin auch den in ihr verwegenes Unternehmen, der mit kälterem Gemüthe, obgleich mit treuem Herzen, sie zur Klugheit zu bekehren versucht hatte.

Die Herzogin hatte blos eine halbe Stunde in Toulouse zugebracht; als sie die Stadt verlassen hatte, kam sie über Maissac und Agen,

verließ sodann die Straße nach Bordeaux und folgte der über Bergerac, Sainte-Foy, Libourne und Blaye. Dieß war die Stadt, wo vier Jahre früher eine Deputation aus Bordeaux ihr entgegen gekommen war, um ihr die Glückwünsche und Huldigungen dieser großen Stadt darzubringen, und sie zu bitten, den Moment des Eintritts in ihre Mauern zu beschleunigen. So durchzog sie die Saintonge, indem sie von Schloß zu Schloß eilte und die Begeisterung ihrer Freunde erregte. Sie hatte, wie wir schon bemerkt haben, ein neues Mittel erfunden, sich unkenntlich zu machen, ein Mittel, das blos Muthigen zu Gebot steht, nämlich das, sich überall und aller Welt offen zu zeigen.

Sie besaß die höchste Gegenwart des Geistes in allen schwierigen Lagen, ihre Begleiter erstaunten über die Hülfsmittel, welche ihre rasche und richtige Beurtheilungskraft ihr an die Hand gab. Auf einem der Schlösser in der Saintonge, wo sie abstieg, und wo sie noch nicht erwartet wurde, wußte der Royalist, dem die Herrschaft gehörte, sich vor Erstaunen kaum zu fassen, als er vernahm, die Herzogin von Berri, die er noch in Italien

glaubte, stehe an seinem Thore und bitte um Gastfreundschaft. „Die Herzogin von Berri!“ wiederholte er mit immer steigender Verwunderung, „Die Herzogin von Berri bei mir!“

Er bemerkte hierauf gegen den, der die Herzogin führte, daß er gerade Gesellschaft bei sich habe, und daß sich gegen zwanzig fremde Personen in seinem Salon befänden. Es war dieß nicht eine Entschuldigung, welche von persönlicher Furcht eingegeben wurde, es war eine Bemerkung, hervorgebracht von der ängstlichen Sorge für die Sicherheit der Herzogin. Diese hob gleich die Schwierigkeit und endigte die Verhandlung die sich zu verlängern drohte, dadurch daß sie sich an den Eigenthümer des Schlosses wandte: „Mein Herr,“ sagte sie zu ihm: „haben Sie nicht eine Cousine die fünfzig Stunden von hier wohnt?“

„O, ja, Hoheit.“

„So stellen Sie mich Ihren zwanzig Gästen als Ihre Cousine vor.“

Man beeiferte sich in die Idee der Herzogin einzugehen, und diese spielte ihre Rolle so natürlich, daß niemand den geringsten Verdacht schöpfte. Den andern Tag jedoch speiste der Pfarrer des

Ortes mit dem Herrn des Schlosses, und als dieser die Herzogin ansichtig wurde, machte er eine Miene der Ueberraschung. Er hatte die Ehre gehabt, ihr im Jahre 1828, bei ihrer Ankunft zu Rochefort, vorgestellt zu werden, und die Figur der Cousine seines Wirths rief ihm so deutlich die Herzogin von Berri zurück, daß er verwirrt stehen blieb. Ahnte er die Wahrheit oder hielt er die auffallende Aehnlichkeit der beiden Personen, die eigentlich nur eine waren, für ein merkwürdiges Naturspiel? — Die Wahrheit ist schwer zu bestimmen. Jedenfalls hätte die Herzogin einen Schutz in seiner Verschwiegenheit gefunden, wenn sie ihn nicht in seiner Einfalt gefunden haben würde.

Dieses Schloß hatte sie als letzten Haltpunkt gewählt, ehe sie den Boden der Vendée betreten wollte: er war ihr Hauptquartier in dem Augenblick, wo sie ins Feld rückte. Sie verweilte daselbst neun Tage, nicht um der Ruhe zu pflegen, sondern um den Feldzug vorzubereiten. Gleich am Tage nach ihrer Ankunft sandte sie einen sichern Boten mit ihren Instruktionen nach der

Vendée. Drei Billete von ihrer Hand gerichtet an die ersten Häupter des Westens, benachrichtigten diese von ihrer Anwesenheit.

Sie sagte in dem ersten: ungeachtet des Unglücks, das ihre Sache so eben betroffen habe, sey sie weit entfernt, dieselbe als verloren zu betrachten, und sie werde nie aufhören, ihre ganze Zuversicht in ihr Recht zu setzen. „Meine Advokaten mögen sich bereit halten," sagte sie in bildlichem Style, der um die Polizei irre zu führen nothwendig war, für den Fall, daß der Bote aufgefangen würde; „mein Wille ist, daß man unverzüglich den Prozeß beginne."

In dem zweiten Billet beauftragte sie einen anderen Vendéer, alles zu ihrem Empfang bereit zu halten, denn sie wollte in dem Bezirke, welchen er bewohnte, zuerst auftreten.

Das dritte war mit einem Lakonismus abgefaßt, der den General Dermoncourt, wie er selbst sagte, ganz an den eisernen Styl Napoleons erinnerte: „Man wird Ihnen sagen, wo ich bin. Kommen Sie herbei, ohne einen Augenblick zu verlieren; kein Wort wird mitgetheilt, wem es auch seyn möge."

So war nun die Reise der Herzogin beendigt. Blos noch 30 Stunden war sie von der Vendée entfernt. Alle Hindernisse des Weges hatte sie glücklich überwunden; jetzt wie ein kühner Heerführer, rüstete sie alles zur Schlacht.

Zwei und zwanzigstes Buch.

Zwei und zwanzigstes Buch.

Frankreichs Lage in dem Augenblicke, wo der Aufstand von 1832 ausbrach. — Ende des Ministeriums Casimir Périers. — Dieser Staatsmann wird von dem Kampfe den er bestanden, aufgezehrt. — Darstellung dieses Kampfes. — Derselbe begann auf dem Stadthause. — Die Anhänger gemäßigter Maßregeln gegenüber den Männern der Kraft. — Die materielle Macht gegenüber den Doktrinen. — Spaltung zwischen den mittleren Klassen und den revolutionären Leidenschaften. — Folgerungen aus dieser Lage in Beziehung auf das Unternehmen der Herzogin von Berri. — Die in den letzten Tagen der Restauration bewirkte Vereinigung der verschiedenen Partheien löst sich auf. — Man fürchtet eine Restauration unter dem Namen einer Revolution. — Wollte man in solcher Lage mit Erfolg handeln, so mußte dieß rasch geschehen. — Hülfsquellen, auf welche die Herzogin von Berri bei dieser Unternehmung zählen zu können glaubte. — Die westlichen Provinzen. — Sitten und besonderer Character dieser Gegenden. — Sie entgehen dem Einflusse des Centrums. — Die Bretagne. — Ihre geographische Lage. — Ihre Bevölkerung. — Ihr Adel. — Ihr localer Nationalgeist. — Vortheile, welche für Staaten aus solchem Geiste erwachsen. — Dienste, die sie Frankreich

schon geleistet. — Die Vendée. — Anblick und geographische Lage des Landes. — Die Bocage, bekannt durch die Revolution von 1793. — Unterschied dieser beiden Kriege. — Sie haben der Revolution von 93, dem Kaiserreiche und dem Ministerium Decazes Trotz geboten. — Ihre gesellschaftliche Organisation. — Der Adel. — Die Landleute. — Stolz und Selbstbewußtseyn der unteren Klassen. — Die Vendée und die Bretagne lieben beide die Freiheit. — Die Provinzen des Westen haben ihre alte Organisation seit 93 beibehalten. — Das offene Land ist der alten Ordnung der Dinge ergeben. — Die Städte huldigen mehr den neuen Ideen. — Hülfsmittel, auf welche Maria Carolina rechnen konnte. — Ihr Plan. — Ihre Hoffnungen. — Erinnerung an die Rückkehr von der Insel Elba. — Einer der Anführer der Vendée kommt zu der Herzogin. — Die Person, welche sie erwartet, um den kriegerischen Theil der Unternehmung zu leiten, kommt nicht. — Sie besteht auf ihrem Vorhaben ungeachtet dieser unangenehmen Hinderung. — Sie glaubt die Unternehmung beschleunigen zu müssen. — Briefe und Proklamationen. — Unvorhergesehenes Hinderniß. — Zwei Nüancen der royalistischen Parthei. — Die eine derselben zählt auf das Parlament, die andere fordert den Krieg. — Die erste dieser beiden Partheien fürchtet die zweite: sie wirkt auf einen Theil der Vendée. — Bemerkungen, welche der Herzogin von einigen Häuptern der Vendée gemacht werden. — Antwort derselben.

Es ist nun nöthig, eine kurze Schilderung von

der Lage Frankreichs im Allgemeinen, und insbesondere jener der Vendée zu geben, wie sie in der Epoche war, in welcher die Herzogin von Berri die Expedition von 1832 versuchte.

Das mühevolle und angestrengt thätige Ministerium Casimir Périers war seinem Ende nahe. Den unaufhörlich sich erneuernden politischen Verwicklungen einen ehernen Charakter entgegenstellend, mußte endlich dieser gewaltige Kämpfer sein Leben in einem Streite lassen, der in einem einzigen Jahre eine der kräftigsten Organisationen und den festesten Willen aufrieb, der je in solchen Verhältnissen handelnd aufgetreten war.

Die Erklärung dieses Kampfes gibt sich von selbst. Der große Streit, der sich in den ersten Tagen der Revolution zwischen den Männern erhoben hatte, welche den Resultaten dieser Revolution zuvorkommen wollten und zwischen denjenigen, welche diese zu sichern suchten: dieser Streit hatte sich auch bei der neuen Regierung Zugang verschafft. Der Kampf der Freunde der Mäßigung gegen die energischen Revolutions-Männer, der Anfangs noch in kleinere Klubs eingeschränkt war, hatte sich so weit ausgedehnt,

bis er eine gewaltige politische Stellung eroberte. Man kann sich nicht verhehlen, daß im Jahr 1830 die politische Lage mächtiger war als die Menschen; sie hatte denselben die Hand bei ihrem Thun geführt. Die Sache war aber weiter gegangen, als die Mehrheit der Kammer und der Wähler und die Ueberzahl der mittleren Klassen sich gedacht hatten. Daraus folgte natürlich eine Reaction, deren eifrigste Anhänger diejenigen waren, welche schon, als der Kampf noch dauerte, vermittelnde Wege vorgeschlagen hatten, die jedoch mit Verachtung zurückgewiesen worden waren. Auf der einen Seite wollten die Männer, welche auf dem Stadthause ihre Rolle gespielt hatten, sich der Gewalt mit Hülfe der Doktrinairs bemächtigen, welche den Sieg davon getragen hatten; auf der andern Seite versuchten ihre Gegner, die das Ruder zwar in Händen aber die Kugel noch an den Füßen hatten, alles, um die Folgen jener siegreichen Doktrinen mit Hülfe der Gewalt, die sie übten, zu vernichten. Jene bedienten sich der moralischen Kraft, welche der Triumph ihrer Lehren ihnen sicherte, um sich auch der materiellen Macht zu bemächtigen; diese hofften mit Hülfe

der materiellen Gewalt eine moralische Macht unterdrücken zu können, welche in die Hände von Leuten gefallen war, die sich aus ihr einen Hebel gegen die Gesellschaft bilden — und hierin ist die ganze Geschichte des Ministeriums Casimir Périer enthalten.

Sein Eisenkopf brach sich an diesem Problem, dessen Lösung jeden Morgen von neuem wieder angefangen werden mußte. Zu der Zeit, in welcher unsere Geschichte spielt, hatte er schon angefangen, hin zu sinken, als ein Opfer der Lage, gegen welche er seit einem Jahre schon ankämpfte, und jener Plage, welche das Land verheerte.

In diesem langen Kampfe war die Spaltung zwischen den beiden Elementen, deren Vereinigung die Katastrophe des Julius herbeigeführt hatte, zur Vollendung gediehen. Die bürgerlichen Klassen, durch besondere Umstände zu einem übereilten und unheilvollen Bunde mit den revolutionären Leidenschaften verführt, hatten, soweit die Natur der Dinge es erlaubte, die Reaktion fortgesetzt, die mit dem 9. August 1830 begonnen war und die jetzt noch ihren Gang so weit fortsetzt, bis sie ihr Ziel erreicht haben wird. Es war nicht eine

Handlung auf Seiten des Bürgerstandes, nicht eine Idee, die nicht bezweckt hätte, den Fortschritten der Revolution zuvorzukommen, ihre Macht zu brechen und ihren Triumph zu verhindern. Ueberall, wo sie diese getroffen, hatten sie dieselbe verfolgt, sie aufgehalten, wenn sie weiter schreiten wollte, sie bekämpft, wenn sie den Versuch machte, die Schranken zu überspringen, die man ihrer unbedachten Hitze gesetzt, und sie vernichtet, wenn sie Widerstand geleistet hatte.

Dieß war der Grund auf dem jene Lage ruhte; das Uebrige haftete blos an der Oberfläche.

Unter einem gewissen Gesichtspunkte betrachtet, war diese Lage der Dinge durchaus nicht ungünstig für die Unternehmung, welche die Herzogin von Berri versuchen wollte. Sie fand jetzt nicht mehr in den Gemüthern jene Erbitterung, welche die fünfzehnzährige Opposition überall gegen die Monarchie verbreitet hatte. Viele der Vorurtheile waren verschwunden während der schmerzhaften Probe, welche man hatte durchmachen müssen; viele der Theorieen waren geschmolzen in der Gluth jener heißen Tage. Konnte demnach die

Spaltung, welche zwischen der rein demokratischen Parthei und der der neuen Ordnung der Dinge anhängenden bürgerlichen eingetreten war, nicht dazu beitragen, die Wahrscheinlichkeit des Gelingens jenes beabsichtigten Angriffs noch zu erhöhen? Anstatt daß man es mit einer festen Koalition zu thun hatte, durfte man jetzt nur noch gegen einen in seine Elemente aufgelösten Bund kämpfen, dessen Trümmer jetzt eben im Begriff zu seyn schienen, sich selbst bekriegen zu wollen. Auf der andern Seite konnte man sich auch nicht verbergen, daß die mittleren Klassen zum größten Theil erschreckt durch die vielen Erschütterungen, welche auf die Julirevolution gefolgt waren, jede Bewegung als eine neue Gefahr fürchteten. Ohne sich den Unterschied klar zu machen, der zwischen zwei politischen Krisen von verschiedenem Ursprung Statt finden konnte, scheuten sie eine Krise überhaupt. Neue Ereignisse, von welcher Beschaffenheit sie auch seyn mochten, flößten ihnen Besorgnisse ein, und um uns eines Wortes zu bedienen, das zu jener Zeit häufig gesprochen wurde: „sie fürchteten die Restauration unter dem Namen der Revolution.“

Bei einem solchen Stande der Dinge mußte man, um sich des Volks zu bemächtigen, im Sturmschritte Siege auf Siege häufen, und alles mit einem kühnen Schlage entscheiden, so daß die neuen Unruhen beinahe in dem Augenblick, wo sie entstanden, auch beendigt gewesen wären. Dieß führt uns von selbst zu der Schilderung der Hülfsmittel, welche die Herzogin von Berri zu ihrer Unternehmung vorfand und der besonderen Lage der westlichen Provinzen.

Die Provinzen des Westens bilden ein eigenes Land für sich, das mitten unter dem wiederholten Umsturz alles Bestehenden, wodurch die Gestalt Frankreichs mehremale gänzlich verändert wurde, seine ursprüngliche Physionomie beibehalten hat, und seinem originellen Charakter und dem energischen Abdruck seiner Sitten getreu geblieben ist. Die Persönlichkeit der Bewohner der Vendée und der Bretagne widerstand immer jenem ungeheuern Treiben und Drängen der Hauptstadt, welche ihr eigennütziges System, nach welchem sie alles Eigenthümliche in sich verschlang, nach allen Punkten der Gränze hin ausdehnte. Der eigenthümliche Charakter der beiden Provinzen wies Alles streng

zurück, was von Außen kam, fremde Ideen wie fremde Laster.

Die Bretagne erstreckt sich von Châteaulin bis Angers. Die eigentliche Sprache der Bretagne fängt jedoch erst bei Pontivy an; von hier bis zur Spitze von Finisterre ist es die eigentliche Bretagne in all' ihrer Freimüthigkeit, ihrem Stolz und ihrer kräftigen Individualität. Die Bretagne mit ihren zahlreichen Handels- und Kriegshäfen, ihren Salinen, diesen Quellen des Reichthums, mit ihrer kriegerischen Bevölkerung, aus deren Mitte so manche berühmte Seemänner und ausgezeichnete Generale hergorgegangen sind, beherrscht auf der einen Seite das Meer durch die Häfen von Brest und Lorient, und auf der andern ist sie von der Mayenne begränzt, welche mitten durch undurchdringliche Waldungen hinfließt. Hier hauft ein Adel, der in sich die kriegerischen Tugenden bewahrt, die bei seinem Ursprung seine Hauptzierden ausmachten, und so besitzt die Bretagne in hohem Grade jenes Nationalgefühl, welches bei großer Lebendigkeit, jeden Tag neue Beweise seiner Innigkeit giebt. Jemehr die Bretagne Thatkraft besitzt, desto geneigter ist sie, die Mittel zum

Handeln zu ergreifen, und eine tiefe Abneigung gegen die Centralisation erhöht noch mehr die Energie ihrer politischen Ueberzeugungen.

Man halte uns nicht entgegen, daß für große Nationen gerade diese Provinzialeigenthümlichkeiten unpassend seyen, denn, ohne die politische Einheit zu stören, verleihen sie jedem Theile des großen Ganzen, das man ein Reich nennt, einen besondern Charakter, eine eigene Existenz. Wenn auch bei der Verschmelzung einzelner Stämme zu einer Nation die Gleichartigkeit gewinnt, so geht doch immer dabei von der reellen Kraft verloren. Alles Leben fließt gegen den Mittelpunkt zusammen, und die Extremitäten werden starr und kraftlos. Aus dieser Vermischung so vieler ihrer Eigenthümlichkeit beraubter Elemente entsteht ein Nationalmetall, wenn wir uns dieses Ausdrucks bedienen dürfen, das zwar glänzend und glatt, aber auch zerbrechlich ist. Hieran schließt sich noch die Betrachtung, daß, wenn der Charakter der Provinzen seine Originalität beibehält, das Land dann nach dem Bedürfniß der Zeiten die Männer, die für die verschiedenen sich darbietenden Verhältnisse geeignet sind, sich in diesen Provinzen auswählen

kann. So hat dieser Geist des heldenmüthigen Widerstands, der in der Bretagne herrscht, Frankreich mehr als einmal unschätzbare Dienste geleistet. In dem XIV. und XV. Jahrhunderte, als die englische Nationalität die unsere zu verschlingen drohte, scheiterte der Einfall an dem tapferen Degen zweier Männer, welche die Bretagne Frankreich lieferte, nämlich Dugueselin's und Richemont's. Es scheint, daß jene ächte Nationalcharaktere der Bretagne, so hart als die Felsen ihrer wilden Gegenden, dem Lande nothwendig seyen in jenen entscheidenden Stunden, in welchen Frankreich sich auf sich selbst stützen muß, um kräftiger widerstehen zu können.

Am Eingang in die Bretagne fängt die Vendée an und zwar derjenige Theil derselben, welcher die Bocage genannt wird. Man könnte sagen, diese beiden Provinzen haben sich, gleich zwei muthigen Schwestern, an ein Ende des Erdbodens zurückgezogen, um sich die Unabhängigkeit der Gedanken und die männliche Stärke ihrer Tugenden zu bewahren. Der Thalgrund der Sèvre in dem bei Nantes befindlichen Theil derselben, die traurigen und düsteren Hügel, die sie umgeben, jene Bocage,

bis zur Revolution von 89 unbekannt, dann aber durch Ruhm verherrlicht, dieß bildet den Schauplatz des furchtbaren Kriegs, der im Westen ausbrach. In der Vendée wie in der Bretagne ist der Anblick und die Lage der Ortschaften ganz übereinstimmend mit dem Nationalcharakter. Die Vendée hat vierzehn Flüsse, von denen nicht einer schiffbar ist; verhüllt in die tausenderlei Schlupfwinkel ihrer Umgränzung, überall voll Hecken und Waldungen, scheint sie gleich undurchdringlich, möge man nun vom Festlande aus eindringen wollen, oder längs dem Laufe ihrer Gewässer sich einzuschleichen suchen.

Man kennt die Verschiedenheit der beiden Arten von Kriegsführung, wodurch bei der ersten Revolution diese beiden Länder mit Blut bedeckt wurden. Die Vendée erhob sich in Masse und organisirte den großen Vendéekrieg, in dem die Bevölkerung des ganzen Landes auf dem Schlachtfelde erschien. Die Bretagne und Morbihan insbesondere, dieses Land von finsterem und traurigem Ansehen, führten den Krieg der Chikane, welcher sich von Baum zu Baum, von Defilee zu Defilee hinzog und lange Zeit noch dauerte, als die Frage schon

durch die Vernichtung der großen Westarmee entschieden war. Als die Epopee der Vendée beendigt war, erhob sich die Bretagne und fügte noch einen Gesang bei.

Trotz der Anstrengungen der Republik und des Kaiserreichs, derjenigen nicht zu gedenken, welche unter der Restauration von Decazes versucht wurden, um die tief eingewurzelte Eigenthümlichkeit dieser Provinzen zu verändern, waren doch die Umänderungen, welche sie erlitten, weit entfernt, der systematischen Hartnäckigkeit dieser Versuche und den ausgedehnten Mitteln, über welche die Urheber zu verfügen hatten, zu entsprechen. Die Städte gingen nach und nach in die neuen Ideen ein, das flache Land dagegen hing fortwährend mit all' seiner Kraft an Religion und Thron. Ueberdieß ist der Adel in diesen Gegenden populär geblieben. Der sehr zahlreiche und dadurch eben nicht überflüßig reiche Adel der Bretagne wohnte von jeher auf seinen Gütern, ein Umstand, dem er es verdankt, daß er einen Einfluß in dem Lande erlangt hat, welchen der reichere Adel der wohlhabenderen Provinzen nach und nach durch seine Abwesenheit von den Gütern verlor. Das

Nämliche gilt von dem Adel der Vendée. Ueberdieß entsteht durch das in diesen Ländern übliche Kultursystem, welches den Pächter und den Grundbesitzer in beständige Berührungen setzt, eine Art von Familienband, welches beinahe in allen diesen Gegenden die Klasse, welcher der Boden gehört, derjenigen nähert, welche ihn bebaut*). Die gesellschaftliche Einrichtung der Bretagne und Vendée hat einige Aehnlichkeit mit der von Schottland und Irland. In diesen engen Beziehungen der beiden Klassen zu einander, wie wir sie so eben geschildert haben, liegt etwas von der alten Einrichtung der schottischen Clane.

Es ist von Wichtigkeit, die genannten Völkerschaften nicht nach den politischen Deklamationen zu beurtheilen, die so oft und immer wieder von Neuem gegen dieselbe zu Tag gefördert werden. Weder die Vendée noch die Bretagne haben die Vorwürfe verdient, welche ihre Gegner zu allen

*) Die Pachtsumme beträgt die Hälfte des Ertrags, d. h. der Pächter bezahlt in natura, und erstattet als Zins die Hälfte der Erzeugnisse des Bodens. Ein Theil des Benützungsmaterials gehört dem Gutsbesitzer. So entsteht Vermischung der Interessen des Eigenthümers und des Pächters.

Zeiten gegen sie gerichtet haben. Weniger als irgendwo ist der Despotismus in den westlichen Provinzen beliebt, und man trifft bei den Bewohnern dieser Länder weder blinde Unterwerfung noch kriechende Unterthänigkeit. Es giebt keinen Menschen, der weniger Uebermuth besäße, als der Bauer der Vendée, aber auch keinen, der größeren Stolz zeigte. Sein Benehmen gegen die, welche er als seine Obern betrachtet, ist eine Mischung von achtungsvoller Vertraulichkeit und ernster und würdiger Ehrerbietung. Er weiß gut, was er zu thun schuldig ist, doch weiß er auch eben so genau, was man gegen ihn zu beobachten hat. In allen seinen Handlungen gehorcht er weniger dem Gebote eines Menschen, als dem Gebote der Pflicht; ergeben ohne abhängig zu seyn, trägt er, während er gehorcht, den Kopf wie sein Herz gleich hoch.

Dieß waren die Völkerschaften, in deren Mitte sich die Herzogin von Berri begeben wollte. Die Vendée hatte die Revolution von 1830 mit Erstaunen vor sich gehen sehen und der größte Theil ihrer Bewohner, namentlich die des offenen Landes, konnte, wie man leicht einsieht, der Regierung des

Julius nicht günstig seyn. Die westlichen Provinzen hatten seit dem Jahre 1793 fortwährend eine militärische Organisation. Die Vendée, die so lange Zeit das Schlachtfeld gewesen war, blieb immer noch ein Feldlager. Diese Organisation, welche während der Friedenszeiten erschlaffte, erwachte von Neuem, als die Umstände ernst wurden. In der Periode, in welcher die Monarchie fiel, glaubten die westlichen Provinzen nicht anders, als dieselbe würde sich zu ihnen flüchten, und sie dachten bereits darauf, ihr eine bewaffnete Freistätte anzubieten. Auch die Herzogin von Berri durfte auf diese Organisation der Vendée nach Kirchspielen rechnen, eine Organisation, so natürlich und so stark, daß weder Feuer noch Schwerdt sie vom Boden zu verdrängen vermochte. Die Herzogin wußte zum Voraus, daß sie die Städte gegen sich haben würde, daß sie dagegen auf die Unterstützung des flachen Landes rechnen könne. Die National-Garden auf dem Lande konnten, selbst nach dem Geständnisse des in diesem Departement kommandirenden Generals, zu nichts behülflich seyn, als einem Aufstand Waffen in die Hände zu geben; sie waren nicht eine Schutzwache für die

bestehende Macht, sondern ein Arsenal für die Empörung.

Bei dieser Lage der Dinge war der Plan der Herzogin folgender: in der Vendée sollte ein allgemeiner Aufstand angeordnet werden; alle die kleinen im Lande zerstreuten Detaschements mußten an einem und demselben Tage aufgehoben werden; dann wollte sie mit bewaffneten Massen vor derjenigen Truppe erscheinen, bei welcher man mit Grund hoffen konnte, rasche Theilnahme und Mitwirkung zu finden, so wie man ihr einen imponirenden Kern von Truppen zeigen würde. Glückte dieses, so sollte ein rascher Angriff auf die Hauptstadt gemacht werden, indem man alle die Regimenter an sich zu ziehen hoffte, welche ausgeschickt würden, einen so kühnen Marsch aufzuhalten.

Nach den Berichten, welche die Herzogin über die innere Lage Frankreichs erhalten hatte, war sie überzeugt, daß alles möglich sey, wenn man rasch und zweckmäßig handle. Sie rechnete auf eine Menge ergebener, aber noch unentschlossener Gemüther, welche sich nach dem ersten glücklichen Erfolg anschließen würden; ferner darauf, daß die Wagschale, wenn auch nur um ganz wenig,

sich zu ihren Gunsten neigen, und daß endlich das Glück ihr von allen Seiten Hülfsmittel zusenden werde. Mit 10,000 Mann, welche sie auf ein Zeichen zu versammeln gedachte, wollte sie ein Regiment auf ihre Seite ziehen; mit einem Regiment die Armee, mit dieser, Frankreich. Sie hatte allerdings für den Anfang blos über eine Provinz zu gebieten, aber dieß war eine Provinz mit festen und sicheren Grundsätzen, mit energischer und aufrichtiger Ergebenheit, während in dem Lager ihrer Gegner die politische Gleichgültigkeit alle Schnellkraft abgespannt hatte. Ihre Hoffnungen, kurz zusammengefaßt, waren folgende: vor allem eine Provinz auf ihrer Seite, die für sie unter den Waffen stand, ihr gegenüber eine feindliche Macht und zwischen ihr und dieser Macht ein neutrales Land.

Dieß war die Ueberzeugung der Herzogin, dieß ihre Plane. Man muß gestehen, es lag darin zum Theil die Erinnerung an den wunderbaren Zug, der Napoleon nach wenigen Märschen einst in die Tuilerien zurückführte. Die Herzogin hatte den Gedanken nicht gescheut, die Spuren aufzusuchen, welche der mächtige Tritt des alten

Kaisers nach seiner Rückkehr von der Insel Elba auf dem Boden zurückgelassen hatte.

Nach ihrer Ankunft in der Saintonge hatte die Herzogin, wie wir oben erzählt haben, einen sichern Boten nach der Vendée abgesendet. Sogleich begab sich einer der vornehmsten Royalisten jener Provinzen zu der Fürstin. Durch ihn erfuhr sie mit tiefem Verdruß, daß der militärische Anführer, welchen sie als die Seele der ganzen Unternehmung betrachtete, sowohl weil seine Talente einen besonderen Einfluß auf den Erfolg haben mußten, als auch, weil voraussichtlich das Ansehen seines Namens einen mächtigen moralischen Einfluß auf jene Provinzen ausüben würde, noch nicht im Westen angekommen sey. Man wußte gewiß, daß er nicht zu Nantes war; wo befand er sich aber dann? Welchen Weg hatte er gemacht? Niemand wußte hierauf zu antworten.

Dieser widrige Zufall war sehr nachtheilig für die Plane der Herzogin. Er machte sie bekümmert, ohne jedoch ihren Entschluß zu ändern. Da sie den Mann, von dem hier die Rede ist, wohl kannte, so wußte sie, daß die Nachricht von der Ankunft der Prinzessin, an deren Schicksal er das

seinige geknüpft hatte, seine eigene Ankunft beschleunigen würde, wenn er noch nicht im Westen wäre, und daß dies ihn bestimmen würde, den Zufluchtsort zu verlassen, wo er die Herzogin erwartete, wenn er sich schon in der Borage befände. Die Fürstin meinte ferner, daß man, nach allen Berichten, die ihr zugekommen seyen, nothwendig in der ersten Hälfte des Monats Mai anfangen müsse, um freier über die Bevölkerung des Landes verfügen zu können, welche dann nicht durch Arbeiten zu Haus zurückgehalten sey. Die Häuptlinge waren schon vor der Bewegung zu Marseille bereit gewesen; um so mehr mußten sie es jetzt seyn. Es war kein Zweifel, daß die Bewohner des Südens diese Gelegenheit ergreifen würden, die frische Scharte wieder auszuwetzen, sobald die Nachricht von dem Aufstand des Westens in den südlichen Theil von Frankreich gelangt wäre. Schon war der 15. Mai da; man mußte sich folglich beeilen und durfte keinen Augenblick mehr verlieren.

Als die Herzogin diesen Entschluß gefaßt hatte, sandte sie nach allen Richtungen hin Schreiben aus, um ihre bevorstehende Ankunft in der Vendée

nebst den Planen, welche sie dahin führten, anzukündigen. Wir lassen hier einen jener Briefe folgen, so wie ihn der General, der auf Befehl des Kabinets im Palais Royal in jenem Departement kommandirte, in einem neulich erschienenen Werke wiedergegeben hat:

„Meine Freunde mögen sich beruhigen, ich bin in Frankreich und werde bald in der Vendée seyn. Von dort aus werden Euch meine bestimmten Befehle zukommen; Ihr werdet sie noch vor dem 25. dieses Monats erhalten. Ich bin mit den Gesinnungen des Südens zufrieden, er wird sein Versprechen halten. Meine getreuen Provinzen des Westens haben die ihrigen noch nie gebrochen. In Kurzem wird ganz Frankreich berufen werden, sein altes Glück und seine alte Würde wieder einzunehmen.“

Zu gleicher Zeit wurde folgende Proklamation, welche ebenfalls in dem obengenannten Werke abgedruckt ist, in großer Menge in allen Provinzen des Westens ausgetheilt. Wir geben sie wieder als eines der historischen Dokumente über den Aufstand vom Jahre 1832.

Proklamation

Ihrer königl. Hoheit, der Frau Herzogin von Berri, Regentin von Frankreich.

„Bewohner der Vendée, der Bretagne und all' der treuen Provinzen des Westens! Ich habe den Boden von Frankreich betreten, und mich nicht gescheut, trotz tausend Gefahren, das Land in seiner ganzen Breite zu durchziehen, um ein heiliges Versprechen zu erfüllen, das ich meinen tapferen Freunden gegeben habe, und um demgemäß mit ihnen alle Gefahren und Anstrengungen zu theilen.

„Endlich befinde ich mich unter dieser Nation von Helden. Jetzt kämpft für das Glück von Frankreich, Ihr meine Getreuen, ich stelle mich an Eure Spitze in der festen Hoffnung, mit solchen Männern zu siegen.

„Heinrich V. ruft Euch auf: seine Mutter, die Regentin von Frankreich, weiht sich ganz Eurem Glück. Einst wird auch mein Sohn Euer Waffenbruder seyn, wenn der Feind unsere getreuen Länder bedrohen sollte.

„Unser Feldgeschrei sey: „Es lebe der König! Es lebe Heinrich V.!“

Von diesem Augenblicke an trat der Herzogin von Berri ein Hinderniß entgegen, welches sie nicht hatte ahnen können, und dessen wir nothwendig erwähnen müssen, weil es, wie wir sehen werden, einen Haupteinfluß auf die Ereignisse in der Vendée ausübte.

Jede besiegte Partei, welche die höchste Gewalt wieder zu erringen sucht, hat dazu zwei Wege vor sich: der eine aber kürzere ist der Weg offener Gewalt, der andere, gesetzmäßige aber langsamere ist der Weg moralischer Wirkung und parlementärischen Einflusses. Wie sehr man auch versucht hatte, die Einheit der royalistischen Partei zu erhalten, so geschah es doch, und zwar ganz dem natürlichen Laufe der Dinge gemäß, daß sich in ihrer Mitte zwei Schattirungen ausbildeten, jenen beiden von uns oben angegebenen Handlungsweisen entsprechend. Zwar hatte diese Trennung nichts Gehässiges und Bitteres an sich; die Gränzlinie war nicht so grell gezogen, daß dadurch die Männer, welche diesen beiden entgegengesetzten Tendenzen folgten, in zwei völlig abgesonderte Klassen geschieden worden wären. Jedoch bleibt es nichts desto weniger wahr, daß diese

beiden politischen Nüancen existirten; ihre Existenz war auch um so fester gegründet, als sie das Resultat der verschiedenen Lagen war, worin sich die Männer, welche sich ihnen anschloßen, befanden.

Ohne es zu wollen, selbst ohne es zu wissen, gehorcht jeder der Gewalt, welche seine Lage über ihn ausübt. Es ist beinahe unmöglich, der so natürlichen Ueberzeugung zu widerstehen, die uns sagt, daß die Hülfsmittel, die man besitzt, die besten seyen und daß diejenige politische Lösung, die man glaubt, selbst herbeiführen und vollenden zu können, auch diejenige sey, welche am sichersten ausgeführt werden könne. Wie unter allen zahlreichen Parteien so gab es auch unter der royalistischen auf der einen Seite Männer, geschickt im Rath und im Parlament, auf der andern aber solche, welche die rasche That liebten. Die politische Vernunft mußte also die oberste Gewalt zu der Einsicht bringen, daß, während die Einen dieser Partei den Krieg entscheiden lassen wollten, die Andern das nämliche Resultat durch das Parlement zu erstreben wünschten; Letztere würden versuchen, hemmend in den Weg zu treten,

während Erstere Alles mit sich fortzureißen strebten. Es war also nicht völlige Spaltung, was bei der royalistischen Partei herrschte, aber doch eine gewisse Absonderung, welche bemerklich wurde.

Die eben von uns geschilderte Stellung der Royalisten war noch nicht fest gediehen nnd noch unentschieden, aber sie zeigte sich bald klar und bestimmt, sowie die Herzogin von Berri auftrat. Dieß ist immer die Wirkung politischer Krisen; alle die noch unentschieden und wankend sind, werden in denselben genöthigt, sich fest und bestimmt auszusprechen. Diejenige Faktion, welche auf dem Wege des Parlements bleiben wollte, dachte nur daran, was sie zu verlieren haben würde, wenn man ihrem Rathe, Entscheidung durch die Waffen vorzöge. Sie operirte deswegen gegen diesen Plan durch Männer von ausgezeichnetem Talent und entschiedenem Ansehen, die zu ihr gezählt wurden. Bei ihr stand die Ueberzeugung fest, daß der Plan, den man ausführen wollte, blos zum Nachtheil ausschlagen könne. Ihr Einfluß arbeitete besonders in der Vendée, und wir werden bald sehen, daß er sich selbst auf die Herzogin von Berri zu erstrecken suchte.

Die royalistische Gesinnung der Vendée stellte sie ganz auf die Seite derjenigen Meinungs-Fraction, welche zu handeln wünschte. Es war hier also nicht diese Frage, worüber sich ein Streit erheben konnte, sondern die, ob der jetzige Augenblick zur Ausführung günstig sey oder nicht. Auf diese Art gelang es der parlementarischen Fraction, Einfluß in der Vendée zu gewinnen.

Ein Theil der Vornehmen dieses Landes faßte die Idee auf, der Augenblick, zu handeln und die obschwebende Frage zu lösen, sey noch nicht gekommen. Obgleich sie selbst, wie sie sagten, treuergeben und jeden Augenblick bereit seyen, ihr Leben zu wagen, so könnten sie doch die andern, die von ihnen abhängig seyen, nicht mit gutem Gewissen in eine Unternehmung verwickeln, für welche sie für den Augenblick keine Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs vorauszusehen vermöchten. Sie zählten die verschiedenen Truppenkorps auf, welche in den westlichen Provinzen kantonnirten und brachten es hierin bis zu der Summe von 50,000 Mann. Die Zahl konnte beträchtlich vermehrt werden von einer Regierung, welche über 300,000 Soldaten unter der Fahne hielt.

Und was hatte man nun einer so beträchtlichen Macht entgegenzustellen? Eine zahlreiche Bevölkerung allerdings, aber diese hatte beinahe überall weder Pulver noch Gewehr. War es nicht wie unmöglich, daß eine einzige Provinz ganz Frankreich im Schach halten sollte? Sollte, wie es nicht anders vorauszusehen war, dieser Versuch unglücklich ausfallen, so würde die Regierung vom 9. August große Vortheile daraus ziehen, und die Sache der Royalisten würde einen vielleicht nie wieder gut zu machenden Stoß erleiden.

Als diese Einwendungen der Herzogin vorgelegt wurden, zog sie dieselben reiflich in Ueberlegung, ehe sie einen Entschluß faßte. Als sie aber von ihr mit ihren eigenen Planen verglichen worden waren, blieb sie überzeugt, daß die Thatsachen, die man ihr aufführte, mochten sie auch noch so gegründet seyn, nichts desto weniger an der Ausführbarkeit ihrer eigenen Entwürfe nichts änderten. Als sie nach Frankreich kam, hatte sie wohl gewußt, daß der Regierung eine zahlreiche Armee zu Gebot stehe und daß sie nicht mit der physischen Kraft zweier Provinzen ein ganzes Königreich überwältigen könne. Dieß war es auch nicht, was

sie von der Vendée verlangte. Sie erwartete von derselben ein allgemeines Ergreifen der Waffen, was einige tausend Mann zu ihrer Verfügung stellen würde, womit sie einen Sieg von einiger Wichtigkeit erfechten konnte; dieß Letztere hielt sie für möglich; denn die 50,000 Mann, von denen man sprach, waren über alle Punkte des Landes hin zerstreut. Sie glaubte mit Wahrscheinlichkeit darauf zählen zu können, daß dieser Sieg ihr manche der Soldaten, welche in der Provinz kantonirten, zuführen würde. So könnte dann gerade das Hinderniß, das man ihr entgegenstellte, ihr als neues Mittel dienen. Die Regierung verfügte freilich über unerschöpfliche Hülfsquellen; aber war dieser Besitz nicht problematisch und unsicher? War etwa voraus zu bestimmen, ob sie solche Hülfsquellen den Tag nach einer unglücklichen Entscheidung noch die ihrigen würde nennen können? Wollte man in einer Lage wie die gegenwärtige warten, bis man mit einem unfehlbar glücklichen Wurfe würde anfangen können, so hätte man eben damit die Unternehmung auf eine Epoche verschoben, welche voraussichtlich nie eintreten konnte. Man mußte vorwärts schreiten, das

Meiste dem Muthe, einiges auch dem Glück anvertrauen. Solche Unternehmungen pflegen nur durch Kühnheit zu gelingen.

Solchergestalt also antwortete die Herzogin auf die Einwendungen, die man ihr gemacht hatte. Sie fügte noch hinzu, daß sie einzig und allein auf die Einladung der Royalisten nach Frankreich gekommen sey. Habe sie den Befehl gegeben, die Waffen am 24. Mai zu ergreifen, so sey dieß geschehen, weil sie der Theilnahme aller Häupter der Vendée gewiß sey, ohne der gegründeten Hoffnungen zu erwähnen, die sie aus einigen Noten schöpfen könne, welche ihr von verschiedenen Punkten des Königreichs eingesandt worden waren. Geschehe der Aufstand der Vendée rasch und gleichzeitig, so werden in anderen Provinzen ebenfalls Bewegungen nachfolgen. Wenn hingegen die Mutter Heinrichs V. aus diesem Lande wieder fliehen müßte, ohne daß ihre Gegenwart einen allgemeinen Aufstand bewirkt hätte, so müßte sie ihre Sache als verloren ansehen. Alsdann bliebe ihr nichts übrig, als zu gehen und fern von Frankreich darüber zu seufzen, daß sie sich zuviel auf die Versprechungen ihrer Freunde verlassen habe,

sie, die allen Gefahren getrotzt, um ihr eigenes Versprechen zu halten. Der Befehl, am 24. Mai allgemein die Waffen zu ergreifen, blieb demnach für die Provinzen des Westens in Gültigkeit. Die Herzogin schnitt auf diese Art fernere Zweifel kurz ab und bestand hartnäckig auf der Verfahrungsart, welche man gegen die Armee zu beobachten übereingekommen war. Sie hoffte, daß eine bedeutende Anzahl von Soldaten sich ihrer Sache anschließen würde; dieß war sogar die Hoffnung, auf welche sie hauptsächlich die Zuversicht auf glücklichen Erfolg gegründet hatte. Man mußte also die Truppen mit der größten Schonung behandeln und erst im höchsten Nothfalle die Waffen gegen sie gebrauchen.

So beharrte die Herzogin, ungeachtet des Hindernisses, dem sie nicht hatte vorbeugen können, auf ihrem Entschluß. Das Glück des Krieges mußte versucht werden; leider konnte dieß aber nur unter sehr ungünstigen Umständen geschehen. Die Absonderung, die nicht aus dem Willen der Menschen, sondern aus der Natur der Sache selbst hervorgegangen war, sollte nun ihre Wirkung thun. Wir lassen hier die Frage über die Gesetzlichkeit der Handlung ganz bei Seite, wir nehmen den-

jenigen politischen Gesichtspunkt ins Auge, welcher der einzige Gesichtspunkt der Geschichte seyn kann. Wenn einmal jene Fragen aufgehört haben, die Menschen zu erbittern und sie kalt geworden sind, wie alte Erinnerung, wenn die gegenwärtigen Generationen verschwunden sind mit ihren Leidenschaften, die jetzigen Umstände mit ihren Forderungen — dann wird die Geschichte vielleicht sagen, daß in dem Augenblicke, wo die für Krieg stimmende Faction der Royalisten den Ausschlag geben sollte, die parlamentarische das Spiel verdarb, indem sie sich darein mischte.

Drei und zwanzigstes Buch.

Drei und zwanzigstes Buch.

Ankunft der Herzogin im Westen. — Unterschied zwischen dieser Reise und der im Jahre 1828. — Sie hält sich einen einzigen Tag im Schlosse auf und empfängt dort die Häupter der Vendée. — Sie reist ab, um sich in das Innere des Landes zu begeben. — Uebergang über die Maine bei Remouilée. — Anekdoten. — Nachsuchungen der Polizei. — Die Herzogin wechselt ihren Zufluchtsort. — Sie bringt die Nacht in einem Stalle zu. — Gefahren. — Ihr Muth. — Neue Reise durch die Sümpfe. — Neue Gefahren. — Schönes Wort eines Vendéers. — Bewegliche Kolonnen. — Eine ganze Provinz bewahrt ein Geheimniß. — Die Herzogin in der Gemeinde Legé. — Sie empfängt mehrere politisch wichtige Personen bei sich. — Berryer in der Vendée. — Seine Zusammenkunft mit der Herzogin. — Er sucht sie zur Abreise aus Frankreich zu bewegen. — Nach einer dreistündigen Konferenz besteht die Herzogin auf ihren Entschluß. — Gründe, welche sie für diese Hartnäckigkeit angiebt. — Brief an einen Häuptling der Vendée. — Seine Antwort. — Abermaliger Brief der Herzogin an ihn. — Sie macht nochmals eine gefährliche Reise, um sich dem Orte zu nähern, wo die Hauptbewegung geschehen soll. — Ein junger Bauer fährt die Prinzessin. — Der Aufstand wird unwiderruflich auf die Nacht vom 3. auf den 4. Juni festgesetzt.

Wir beginnen jetzt die Schilderungen eines Lebens voll Anstrengungen und Katastrophen, eines

Lebens, das ganz dem Zufall dahingegeben war. Die Gebüsche und Wälder, nach allen Richtungen von beweglichen Kolonnen durchzogen, bilden die einzige Zuflucht der Fürstin, ihr Louvre, ihre Tuilerien. Jeden Tag, jede Stunde, jede Minute entfaltet sie eine Unerschrockenheit, eine Geistesgegenwart, die sich nie verläugnet, einen Muth, der dem Tod in allen möglichen Gestalten Trotz bietet; wir werden hierin eine Aehnlichkeit mit der herrlichen Ilias finden, welche im Herzen der Vendée lebt und welche die Mütter ganz leise ihren Kleinen vorerzählen, damit sie Karoline von Bourbon in ihrer Verbannung lieben und bewundern lernen.

Man stand jetzt in der Mitte des Mai, des schönen und lächelnden Monats in jenem Lande der Wiesen und der Wälder. Die Herzogin verließ das Schloß, wo sie eine so aufrichtige Gastfreundschaft gefunden hatte, und schlug den Weg nach der Vendée ein. Zugleich mit der Gefahr wollte sie sich im Westen zeigen. Immer noch reiste sie mit Postpferden, und kam so durch Niort, Fontenay, Luçon, Bourbon und Montaigu. Vier Jahre früher hatte sie die nämliche Gegend durch-

zogen, mitten unter dem Jubel der Einwohner, welche auf der Straße in Schaaren versammelt standen, und jede Station ihrer Reise war durch ein Fest bezeichnet. Dießmal war sie blos von zwei ergebenen Freunden begleitet: nicht mehr Feste waren es, denen sie entgegenging, sondern die Gefahren eines schrecklichen Kriegs.

Sie hielt in einem Schlosse nicht weit von Nantes, während der Postillon den Hauseigenthümer nebst dessen Gattin, welche in dem Wagen statt der Herzogin und eines ihrer beiden Begleiter Platz genommen hatten, nach jener Stadt brachte. Hier hatte sie eine Zusammenkunft mit mehreren Häuptern der Vendée, die sie erwarteten, und noch am nämlichen Abend versuchte sie zum ersten Male jenes mühevolle und allen Gefahren eines Feldzuges ausgesetzte Leben, das von nun an ihr Loos seyn sollte.

Um nicht die Aufmerksamkeit der Polizei auf sich zu ziehen, welche in jenem Augenblicke sich sehr thätig zeigte, war es nothwendig, nicht zu viele Personen in dem Schlosse zu versammeln, wo die Herzogin sich befand. Außerdem noch war es erforderlich, daß die Herzogin tiefer in

das Innere des Landes vordrang, um bei den Unternehmungen selbst thätig mitwirken zu können. Am nämlichen Abend noch ging sie zu Fuß weiter, begleitet von mehreren Edeln aus der Vendée und einigen Landleuten. Man mußte entweder einen weiten Umweg machen oder die Maine bei Remouille überschreiten. Dieser Uebergang war ziemlich gefährlich, denn einige Pfeiler, die zu Trümmern zusammengefallen waren, bildeten das einzige Mittel, um von einem Ufer zum andern zu kommen. Man machte die Fürstin darauf aufmerksam, diese aber, die mehr Muth als Kraft besaß, war immer geneigt, sich eine Anstrengung zu ersparen, wenn es sich blos darum handelte, einer Gefahr Trotz zu bieten.

Die Nacht war schwarz und düster, und als man an den Ufern der Maine ankam, konnte man kaum die Pfeiler unterscheiden, auf welche man den Fuß setzen mußte. Ein Bauer, der diesen Uebergang schon oft gemacht hatte, schritt der Herzogin voran und führte sie an der Hand, um ihre Schritte zu leiten. Als sie in der Mitte der Brücke angekommen waren, stürzte der mittlere Pfeiler unter den Füßen der Herzogin und ihres

Begleiters in das Wasser und beide ihm nach mitten in die Fluthen. Die Maine war hier 5 Fuß tief, und die Herzogin, welche Kopf über in den Strom stürzte, verschwand gänzlich. Einer der vendéeischen, die Herzogin begleitenden Häuptlinge eilte ihr zu Hülfe und zog sie aus der Gefahr. Aber man mußte jetzt wieder nach dem Schlosse zurückkehren, um die Kleider zu wechseln: eine Stunde darauf saß die Prinzessin schon wieder zu Pferd, indem sie der Führung eines Landmannes folgte, und wendete sich auf abscheulichen Wegen nach dem Orte, wo man sie erwartete, ohne daß man hätte bemerken können, daß sie noch an die Gefahr denke, der sie so eben kaum entronnen war.

Sie war noch nicht zwei Tage in ihrem Asyl, als sie es wieder verlassen mußte, um sich an einen neuen Zufluchtsort zu flüchten. Die Nachsuchungen der Polizei verursachten diese neue Unruhe; denn es waren Bauern in aller Eile herbeigelaufen, um anzuzeigen, daß man in der Richtung nach dem Hause, wo sich die Herzogin befand, eine Abtheilung Gensdarmen habe marschiren sehen. Sie verließ sogleich das Haus und

man führte sie auf einen Pächterhof, wo sie die Nacht in einem Stalle zubrachte, den sie noch mit den Ochsen des Pächters theilen mußte. In diesen kritischen Stunden zeigte sie jene, blos großen Charakteren eigene Fröhlichkeit, welche sie einen Reiz in der Gefahr finden ließ. Scherzend ertrug sie die Ironieen des Glücks und lachend äußerte sie, sobald sie könne, werde sie sich malen lassen als Regentin von Frankreich während jener sonderbaren Nacht, die sie in einem Stalle mitten unter Rindvieh zugebracht hatte.

Den nächsten Tag mußte man den Marsch während der Nacht fortsetzen. Es tobte gerade ein schreckliches Wetter: ein abscheulicher Sturm mit Regen vermischt hatte sich erhoben, und machte die Wege, welche ohnedieß in diesen Gegenden auch in der besten Jahreszeit schlecht sind, beinahe völlig unbrauchbar. Von Zeit zu Zeit gelangte man an Sümpfe, welche so tief waren, daß man sie bei jedem Schritte vorher mit langen Stangen untersuchen mußte, um nicht in ein kothiges Grab zu sinken. Bei einem solchen abentheuerlichen Durchgang geschah es, daß ein Vendéer, der die Herzogin von Berri trug und

eben bemerkte, daß er in ein bodenloses Loch zu versinken im Begriffe stehe, zu ihr folgende Worte sprach, welche der Geschichte Roms und Spartas zur Zierde dienen könnten: „Wenn ich auch gänzlich versinke, so suchen Sie nur, auf mir stehend mit ausgebreiteten Armen sich einigermaßen vorzubewegen; die gefährliche Stelle ist nie sehr breit.

Ermüdet langte die Herzogin an den Bestimmungsort an; ihr Gesundheitszustand war der Art, daß er ihren Freunden Besorgniß einflößte. Das rauhe Leben des Parteigängerkriegs, welches die Lebenskraft so rasch aufzehrt, mußte nothwendig einen nachtheiligen Einfluß auf eine Fürstin äußern, welche in allen Bequemlichkeiten der Höfe auferzogen worden war. Aber sie ertrug die Anstrengungen und Leiden mit ihrer gewöhnlichen Geistesstärke. Kaum angelangt begab sie sich sogleich in die Versammlung der einflußreichen Personen des Bezirks, und gab sich den Landleuten zu erkennen, die sie mit Enthusiasmus aufnahmen. Diese beständige Hin- und Herzüge dauerten bis zum 21. Mai; von diesem Tage an bis zum folgenden Monat verweilte die Herzogin in der Gemeinde Legé. In dem kleinen Hause, das sie

daselbst bewohnte, war sie mehr als einmal der Gefahr ausgesetzt, entdeckt zu werden. Die mobilen Kolonnen, welche das Land durchstreiften, zogen jeden Augenblick an ihrem Zufluchtsorte vorüber. Sie hatte mehrere Unterredungen mit den Gemeindevorstehern gehabt, und diese ungewohnte Bewegung in jenen sonst so ruhigen Gegenden hatte die Aufmerksamkeit der Obrigkeit erregt. Ein einziges Wort konnte die Herzogin ins Verderben stürzen, aber dieses Wort wurde nicht ausgesprochen; in einem andern Lande wäre es unklug gewesen, dieses Geheimniß einer einzigen Person anzuvertrauen, hier war es eine ganze Provinz, die es bewahrte.

Während ihres Aufenthalts in der Gemeinde Legé empfing die Herzogin mehrere angesehene Royalisten bei sich, unter anderen auch Berryer, dessen Name wir hier nennen dürfen, ohne befürchten zu müssen, uns gegen die Diskredition zu verfehlen, eine Pflicht, welche uns die Nähe jener Epoche und die Wichtigkeit der Ereignisse, welche sich daran knüpfen, auflegt. In der über ihn verhängten Untersuchung, machte Berryer gar kein Geheimniß aus seiner Unterredung mit der

Herzogin. Er war nach der Vendée gerufen worden, um in der ersten Hälfte des Junius vor den Assisen von Vannes eine Rechtssache zu verfechten. Er wollte diese Gelegenheit benützen, um zugleich eine Reise nach dem Westen zu machen und um die Herzogin von Berri daselbst zu treffen. Wie er selbst in seinem Verhör angibt, hatte er in Paris politische Unterredungen mit mehreren Personen gehabt, welche durch ihren loyalen Charakter wie durch ihr Talent in der Meinung der Legitimisten beinahe so hoch standen, wie er, und das Resultat dieser Unterredungen war die innige Ueberzeugung gewesen, daß man die Fürstin bewegen müßte, Frankreich zu verlassen, und den Plan eines Bürgerkriegs aufzugeben. Die nämliche Ansicht also, welche schon in der Vendée Einfluß gewonnen hatte, sollte nun auch, so wollte man wenigstens versuchen, bei der Herzogin selbst Eingang finden.

Die allbekannte Beredtsamkeit Berryers machte seinen Namen zu populär, als daß es ihm nicht leicht geworden seyn sollte, Zugang bei der Herzogin zu finden. Er durfte sich nur zu erkennen geben, und alle Wege standen ihm offen. Diese

Reise mitten durch die Bocage trug einen Charakter des Geheimnisses und der Feierlichkeit an sich, der den berühmten Redner lebhaft anregte. Die Klugheit der Royalisten der Vendée umringte die Herzogin mit Vorsichtsmaßregeln, von denen sie selbst nichts wußte. Die Straße, die zu ihrem Zufluchtsorte führte, war in Etappen abgetheilt; auf jeder derselben wurde dem Reisenden ein besonderes Losungszeichen abgefordert. Diese Wachsamkeit hatte sich ganz von selbst gebildet und wurde von der ganzen Bevölkerung geübt. Gewöhnlich, so wie ein Detaschement von Regierungs-Truppen die Straße einherzog, beobachteten die Landleute, welche an derselben wohnten, die Richtung, welche es nahm und eilten sodann durch eine Hinterthür, um die royalistischen Anführer von der Annäherung jener Truppen zu benachrichtigen.

Berryer hatte seinen Marsch angetreten, als der Tag schon ziemlich weit vorgerückt war, und, ehe er noch die erste Etappe erreicht hatte, war die Nacht eingebrochen. Er verfolgte stillschweigend seinen Weg, geführt von einem Vendéer, der selbst einem andern gleichfalls stillschweigenden Führer

folgte. Nach zweistündigem Marsche hielt der Führer vor einem Hause, wo er sich blos mit den Worten: „Hier ist Jemand, der weiter begleitet werden muß,“ auf der Schwelle zeigte und dann verschwand. Hier mußte Berryer abermals seine Papiere vorweisen und seinen Namen nennen. Hierauf setzte er seine geheimnißvolle Reise fort, begleitet von drei Führern, von welchen der eine ihm zur Seite blieb, der andere 100 Schritte voraus, der dritte eben so weit hintennachritt. Zu jener Zeit war es unmöglich anders, als mit militärischer Bedeckung in der Vendée zu reisen. Die königlichen Truppen hatten beständig die Straßen besetzt, und man lief jeden Augenblick Gefahr, auf die zahlreichen Patrouillen zu stoßen, die das Land durchstreiften.

Ein einziges Mal mußte man anhalten: das Anrufen des vorderen Führers war nicht beantwortet worden, und dieß war ein Zeichen, daß ein Hinderniß oder eine Gefahr sich der Fortsetzung der Reise entgegenstelle. Die drei Führer, welche sich um Berryer versammelt hatten, stellten ihre Pferde unter eines der düsteren Gewölbe, welche die Natur in der Vendée hin und wieder errichtet

zu haben scheint, um zum Schutz oder zum Hinterhalt zu dienen. Der militärische Instinkt der Vendéer hatte sie nicht getäuscht: es war eine Patrouille. Als das regelmäßige und einförmige Geräusch, das eine Truppe auf dem Marsch bezeichnet, sich blos noch aus der Ferne vernehmen ließ, wurde der Marsch wieder angetreten; bald darauf gelangte man zu einem kleinen Gehölz, an dessen Saume ein tiefer Morast sich ausdehnte. Das waren die natürlichen Befestigungen der Meierei, welche die Herzogin bewohnte.

Als man an dem Thore angekommen war, ließ sich aus dem Innern des Hauses eine Stimme vernehmen, die wieder das Losungswort verlangte. Eine alte Frau öffnete die Pforte, begleitet oder vielmehr eskortirt von einem jungen Bauer von hoher Statur und athletischem Körperbau, der mit einem langen eisenbeschlagenen Stocke bewaffnet war. Bekanntlich war es diese in den Händen der Vendéer so schreckliche Waffe, mit welcher sie im Jahre 1793 ihre ersten Siege erfochten und die republikanischen Kanonen erobert hatten, welche sie dann gegen die Republik richteten.

Berryer wurde in ein niederes Gemach geführt,

das durch eine Harzfackel erhellt war, wie dieß in der Vendée gewöhnlich ist, und man entfernte sich sodann, um ihn bei der Herzogin anzumelden. Es war noch keine Viertelstunde verflossen, als er schon die ungleichen Stufen einer plumpen Treppe hinaufstieg, welche an der inneren Seite der äußeren Mauer hinanlief und zu einem armseligen kleinen Zimmer im ersten Stocke führte. Dieß war das Wohnzimmer der Herzogin von Berri.

Die Möblirung war eben so ländlich als das Zimmer: einige weiß angestrichene Bretter, die kaum zusammenhielten, stellten das Bett vor; ein Stuhl, ein Tisch, mit Papieren bedeckt, und auf welchem man zwei Paar Pistolen bemerkte, bildeten den Rest des Mobiliars. Die Fürstin trug auf dem Kopfe eine weiße Haube, wie sie die Frauen auf dem Lande gewöhnlich tragen: sie lag noch ganz angekleidet auf dem Bette, und ein grün und rother Shawl war über sie geworfen.

Berryer's Meinung über den Aufstand in der Vendée ist hinlänglich bekannt. Er mißbilligte diese Handlung und war gekommen, um der Herzogin seine gewissenhafte Ansicht über diesen Gegenstand zu sagen, eine Ansicht, die noch mehrere

Männer von hohem Rang und anerkannt tiefer Einsicht mit ihm theilten. Er zählte alle die Gründe auf, welche die Herzogin bestimmen konnten, Frankreich wieder zu verlassen, und that dieß mit jener Macht der Ueberredung, der man so schwer widerstehen kann. Aber die Herzogin war nicht leicht zu überzeugen. Für jeden seiner Beweise fand sie eine Erwiderung, und die Lebhaftigkeit ihrer Antworten setzte mehr als einmal ihren Gegner in Erstaunen, ihn, der so mächtig war durch das Wort. In Wahrheit gewährte es einen eigenen, nur unserem Jahrhunderte vorbehaltenen Anblick, dieses niedrige und enge Zimmer in einer Meierei der Vendée zu sehen, in welchem, in später Stunde der Nacht, eine Frage abgehandelt wurde, deren Folgen ungeheuer seyn konnten und zwar zwischen dem ersten Redner unserer politischen Versammlungen und einer Prinzessin, welche durch Scharfsinn ersetzte, was ihr an Erfahrung abging, und deren Einsicht allen Gegenständen gewachsen wär, wie ihr Muth es mit allen Gefahren aufnahm.

Um drei Uhr Morgens dauerte die Verhandlung noch fort: die Herzogin hatte in einem Kampfe, wo sie, als Vertheidigerin ihrer Ueber-

zeugung, allein einem Manne gegenüberstand, dessen Rede so hinreißend, dessen Geist so fruchtbar, dessen Diskussionstalent so erfinderisch war, ihren Boden Fuß für Fuß vertheidigt. Im Laufe der Unterredung sprach sie folgende Worte aus, welche verdienen durch die Geschichte aufbewahrt zu werden: „Ich bin hierher gekommen, weil ich will, daß mein Sohn Alles seinem Frankreich, nichts aber dem Auslande verdanken soll; denn muß er den Thron von Frankreich erkaufen durch die Abtretung einer Provinz, einer Stadt, einer Festung, eines Hauses, ja selbst um eine Hütte wie diese hier, so gebe ich Ihnen mein Wort als Regentin und als Mutter, er wird nie König von Frankreich werden.

Als Berryer die Herzogin verließ, war sie müde vom Streiten, ohne überzeugt zu seyn. Sie sagte ihm, daß er am andern Tage ihre Antwort in Nantes erhalten würde, und benützte den Rest der Nacht zum Nachdenken über den ernsten Gegenstand. Am andern Tag erklärte sie, daß ihre Partei nicht ohne Hülfsmittel, daß ein Rückzug aber schimpflich sey und daß sie es auf die Entscheidung der Waffen ankommen lassen wolle.

In diesem Sinne war der Brief abgefaßt, den sie an Berryer absandte. Sie fügte noch bei, sie habe zu viele Interessen an ihr eigenes geknüpft, die Existenz zu vieler Personen sey durch ihr Erscheinen in der Vendée kompromittirt, als daß sie allein sich den Folgen eines Unternehmens entziehen könnte, die auf die Häupter ihrer Freunde zurückfallen würden. Deßwegen wolle sie bis ans Ende das Loos derer theilen, welche auf ihren Aufruf allen Gefahren Trotz geboten hätten. Sie sey nun in Frankreich und wolle dasselbe nicht mehr verlassen.

Eben so schrieb sie an die Hauptanführer des Westens, um ihnen diesen Entschluß mitzutheilen. Oefters erschien sie unter dem Namen des „kleinen Peters“ und trug die Kleider eines jungen Vendéer Bauern, um den häufigen Nachforschungen zu entgehen, welche gegen ihre Person gerichtet waren. Folgendes ist das kleine Billet, das sie an die Häupter der Royalisten sandte: „der kleine Peter wird seine Freunde nicht verlassen.“ Einer dieser Freunde antwortete ihr eben so lakonisch: „Der kleine Peter ist ein wackerer Junge; seine Freunde werden ihm beweisen, daß sie seiner würdig sind.“

Am nämlichen Tage erließ sie folgenden Brief, der zu Chasliére aufgefangen wurde, an das oberste Haupt der Unternehmung:

„Ich habe den festen Entschluß gefaßt, die Provinzen des Westens nicht zu verlassen, sondern mich ihrer schon so lange erprobten Treue anzuvertrauen, und zähle dabei auf Sie, daß Sie alle erforderlichen Maßregeln zu dem Aufstande treffen werden, der in der Nacht vom 3. auf den 4. Juni ausbrechen soll. Ich rufe zu meinem Beistande alle Männer von Muth auf; Gott wird uns helfen, unser Vaterland zu retten. Keine Anstrengung, keine Gefahr sollen mich entmuthigen. Man wird mich bei der ersten Versammlung erscheinen sehen.

Vendée, den 25. Mai 1832.

Maria Karolina,
Regentin von Frankreich.

So blieb beschlossen, daß der Aufstand Statt haben sollte. Aber dieß konnte nicht mehr an dem dazu festgesetzten Tage geschehen. Es war möglich, daß der Schritt, den man versucht hatte, um die Herzogin zu bestimmen, den Plan des Bürgerkriegs aufzugeben, glückte; der Militär,

dem die oberste Leitung der Bewegung aufgegeben war, ertheilte deßwegen den Gemeindevorstehern einen Gegenbefehl, in welchem er anordnete, daß der Ausbruch des Aufstandes um einige Tage verschoben, mit den Vorbereitungen aber fortgefahren werden sollte. Der Grund, der diese Maßregel anbefahl, ist leicht einzusehen. Der 24. Mai war sehr nahe und wenn das Resultat der Konferenz der Herzogin mit Berryer die Ueberzeugung der Letzteren seyn sollte, daß sie Frankreich verlassen müsse, so hätte vielleicht die Zeit nicht mehr gereicht, um diese Nachricht zu den entfernten Gemeinden gelangen zu lassen, welche dann der Gefahr ausgesetzt gewesen wären, von der Uebermacht erdrückt zu werden.

Die politischen Folgen dieser Maßregel, welche beinahe nicht vermieden werden konnten, waren unberechenbar. Wer die Kostbarkeit der Zeit und die Nothwendigkeit des Zusammenstimmens und der Einheit bei solchen Unternehmungen zu schätzen versteht, wird darüber nicht betroffen seyn. Ein Theil jener Folgen ist aus beiliegendem Briefe eines Vendéer Anführers ersichtlich. Dieser Brief nebst noch anderen Papieren wurde damals auf-

gefangen und in den Journalen bekannt gemacht. Er lautet folgendermaßen: „Meine Ueberzeugung steht fest, daß dieser Gegenbefehl als ein Unglück zu betrachten ist. Ueberall hätten wir die Liberalen überrascht, und unsere Leute waren voll des glühendsten Eifers. Jetzt ist dieser Eifer und ihr Vertrauen schon geschwächt. Ich könnte nichts ausrichten, wenn ich nicht 3 oder 4 Tage vorher benachrichtigt würde. Ich hatte meine ganze Mannschaft versammelt, die braven Leute gehorchten mir wie ein Regiment; jetzt fürchten sie getäuscht zu werden. Die Offiziere, die unter meinen Befehlen dienen wollen, empfahlen wir ausdrücklich, zu erklären, daß sie bereit seyen, zu gehorchen, und daß sie von lebhaftem Schmerze ergriffen seyen, daß eine, wie uns allen däucht, so günstige Gelegenheit versäumt wurde.“

Die politischen Resultate, die der Aufschub vom 24. Mai bis zum 4. Juni hatte, sind ziemlich vollständig in diesem Briefe angedeutet. Der Gegenbefehl vermindert den Eifer der Vendéer, benimmt ihnen das Zutrauen zu einem Aufstande, dessen Erfolg selbst denjenigen, welche ihn anordnen, zweifelhaft zu seyn scheint, da sie im

Augenblicke des Beginnens zaudern. Die Regierung, welche ohne diese neue Maßregel überrascht worden wäre, wird jetzt wohl auf ihrer Hut seyn. Man wird also mit wenigeren Kräften und weniger Zusammenhang einen Gegner angreifen, der jetzt besser vorbereitet ist, als er es vorher gewesen war. Kurz es sind nun weniger Mittel vorhanden, aber desto mehr Hindernisse.

Die Zeit, welche die Vendéer verloren gehen ließen, wußte die Regierung gut zu nützen. Vom 25. Mai bis zum 4. Juni, d. h. also nach dem Tage, an welchem der allgemeine Aufstand hätte ausbrechen sollen, entwickelten die militärischen Behörden große Thätigkeit. Das so lange vorbereitete Unternehmen war endlich doch verrathen worden; das Ministerium wurde davon benachrichtigt, und hatte nun Muße, alle nöthigen Maßregeln zu treffen. Es gelangte Befehl in die Vendée, die über alle Punkte des Westens zerstreuten Abtheilungen zu concentriren, und mehrere Instruktionen des Herzogs von Dalmatien, damaligen Kriegsministers, zeichneten den Militär-Befehlshabern jenes Departements das Benehmen vor, das sie zu beobachten hätten. Einige Ge-

meinden, welche entweder gegen den ergangenen Gegenbefehl, oder weil dieser nicht zu ihnen gelangt war, aufgestanden waren, wurden gänzlich überwältigt. Zu gleicher Zeit durchzogen mobile Kolonnen, vom General Dermoncourt mit seltener Geschicklichkeit geleitet, das ganze Land, durchsuchten die Schlösser und bewirkten nicht nur die Gefangennehmung wichtiger Personen, sondern auch die Entdeckung von Papieren, wodurch die Regierung zur Kenntniß aller Plane ihrer Gegner gelangte.

Die wichtigste dieser Entdeckungen geschah auf dem Schlosse La Chaslière, das dem Herrn von Laubépin gehörte. Man fand daselbst mehrere Flaschen, gefüllt mit Papieren, welche Briefe, Noten, Billete in Chiffern, kurz die ganze Korrespondenz der Herzogin von Berri mit den Hauptanführern des Aufstandes enthielten. Diese Papiere zusammen bildeten, so zu sagen, den Plan des Aufstandes von 1832.

So wechselten die Rollen. Die Regierung vom 9. August überraschte, anstatt überrascht zu werden, kam zuvor, statt daß man ihr hatte zuvorkommen wollen, griff nun an, anstatt

daß sie sich hätte blos vertheidigen dürfen. Die Royalisten des Westens befanden sich schon beim Beginnen ihrer Operationen in der Defensive, der schlimmsten von allen Lagen bei einem Aufstande von der Art, wie derjenige war, den man ins Werk setzen wollte. Die Wahrscheinlichkeit des glücklichen Erfolges ging mit der Offensive über zu der Regierung vom 9. August.

Vier und zwanzigstes Buch.

Vier und zwanzigstes Buch.

Betrachtungen über die Ereignisse von 1832. — Es war schwer für die Regierung, ihnen ganz zuvorzukommen. — Ein altes politisches Recht ist schwer aus einer Gesellschaft auszurotten. — Langer Kampf zwischen dem neuen und dem alten Rechte. — Am 4. Juni erschallt die Sturmglocke in der Vendée. — Saint Fiacre. — Historische Erinnerungen. — Der Aufstand wird blos theilweise ausgeführt. — Die Behörden, die auf der Hut sind, handeln rasch und kräftig. — Erste Kämpfe, erste Niederlagen. — Muth auf beiden Seiten. — Zwei der wichtigsten Gefechte. — Kampf bei Chêne. — Tod des Grafen von Hanache, des Herrn von Tregolin und Augusts von Bonreceuil. — Anekdote über den Letzteren. — Die Herzogin von Berri wendet sich in einem forcirten Marsch nach dem Orte des Zusammentreffens. — Gefahren hiebei. — Der Wald von Roche-Servière. — Die Fürstin wird beinahe arretirt. — Sie bringt eine Nacht auf einem Schlosse zu und setzt ihren Marsch weiter fort. — Sie bedauert, daß sie nicht bei dem ersten Gefechte hatte seyn können. — Den andern Tag verbindet sie einen Verwundeten. — Neue Gefahren. — Die Patrouille. — Versammlung auf dem Schlosse la Pénissiere. — Die Truppen marschiren gegen diese Seite. — Kampf im Schlosse la

Péniſſiere. — Das Gerücht verbreitet ſich, die Herzogin von Berri ſey unter den Trümmern des Schloſſes begraben worden. — Ungünſtiger Ausgang mehrerer anderer Gefechte. — Die Herzogin verliert die Hoffnung, einen allgemeinen Aufſtand organiſiren zu können. — Ihre Kräfte ſind erſchöpft durch das Leben voll Anſtrengungen, welches ſie ſeit ihrer Ankunft in der Vendée führte. — Details über dieſe Lebensweiſe. — Muth der Herzogin. — Liebe der Vendéer Bauern zu ihr. — Sinnreiche Ergebenheit. — Es findet ſich nicht eine Perſon in der Vendée, welche die Herzogin verriethe. — Der Ausgang des Aufſtandes von 1832 und die Ereigniſſe in Paris beſtimmen die Herzogin, für einige Zeit einen Zufluchtsort zu ſuchen.

Einen traurigen und beklagenswerthen Abſchnitt in der Geſchichte der Menſchen machen immer die Bürgerkriege aus, ſie, welche die Kinder eines und deſſelben Vaterlands gegen einander bewaffnen, ein und daſſelbe Volk in zwei feindliche Nationen ſpalten, ein Land in zwei Feldlager abtheilen, wo Princip gegen Princip, Fahne gegen Fahne ſteht. Man kann uns nicht unempfindlich nennen für die Leiden des Vaterlandes, franzöſiſches Blut wiegt ſchwer auf unſeren Herzen und wir brauchen nicht erſt auf die Kokarde zu ſehen, um die Wunde zu beweinen, aus welcher es fließt. Aber dieſe

tiefe Traurigkeit, welche sich unserer bemächtigt, wenn wir uns die Leiden des Bürgerkriegs zurückrufen, darf dennoch unsere Vernunft nicht an der Anerkennung hindern, daß es schwer war, die Ereignisse von 1832 zu vermeiden, weil sie, wie wir schon gesagt haben, in der unglücklichen Lage der Dinge begründet waren.

Es ist kein leichtes Unternehmen, in einer Familie eine politische Erbfolgeordnung zu gründen, vermöge welcher die Macht sich ohne Erschütterung von Generation zu Generation fortpflanzen soll. Es bedarf Jahrhunderte, bis die Verjährung diese Schöpferin der menschlichen Institutionen durch mühevolle Arbeit jenes politische Recht schafft, welches, aus einem Grunde, den Jedermann einsieht, beinahe eben so schwer zu zerstören als zu gründen ist. Dieses Recht ist zu vergleichen einer starken Eiche, welche einer langen Reihe von Jahren, vieler schöner Tage und mancher Stürme bedurfte, um ihre tiefen Wurzeln in dem Boden zu befestigen. Wenn die Völker sich entschließen, diesen Baum, den Jahrhunderte gegründet, umzustürzen, so wird alles, was sich unter seinem weiten Schatten labte, zermalmt

von dem gewaltigen Sturze, und lange Zeit bleibt die Erde unbebaut, belastet von dem Gewicht der alten Eiche, welche der Sonne ihre immer noch ehrwürdigen Ueberreste entgegenstreckt. Man liest in der Geschichte der Revolution, daß die Statue Ludwig XIV., die sich auf einem Fußgestelle auf dem Vendômeplatze erhob, durch seinen Fall die Menschen zerschmetterte, welche sie umgestürzt hatten. Dieß ist das treffende Bild eines alten Rechtes, das niedergestürzt wird.

Die Völker sollten deswegen, ehe sie die schwierige Aufgabe übernehmen, ein neues politisches Recht zu gründen, wohl untersuchen, ob kein Vergleich mit dem alten Rechte möglich ist, und ob seine Vernichtung nicht nur von mächtigem Interesse geboten, sondern sogar politisch nothwendig erscheine. In der That, ein Recht, geheiligt durch die Sanktion der Zeit, ist ein Schutz für die Staaten, die es bewahren, aber wird es geächtet, so wird es auch für lange Zeit zur Geißel für die Völker, die es verworfen. Jahrhunderte allein können aus einer Gesellschaft ein politisches Recht vertilgen, das sie selbst gegründet haben und erst nach den schrecklichsten Zerstörungen, den heftigsten

Erschütterungen, nach einem Kampfe, der unaufhörlich erneuert und oft nach sehr langer Zeit wieder von neuem aufgenommen wird, kann endlich die Frage entschieden werden, und das alte Recht verschwindet dann, um dem neuen Platz zu machen. So lange dieser hart und theuer erkaufte Augenblick noch nicht gekommen — und oft finden vor seinem Eintritt ganze Nationen im Kampfe ihren Untergang — so lange ergreift das alte politische Recht jede Gelegenheit, sich den Staaten wieder vor Augen zu stellen und gegen eine Aufhebung zu protestiren, die es nicht für unabänderlich hält.

Wir treten hier nicht als Richter auf über das Faktum, sondern wir beurtheilen es so, wie Vernunft und Erfahrung es uns zeigen. Der Aufstand von 1832, den wir jetzt schildern werden, ist eine jener heftigen Zuckungen, welche aus solchen Zuständen, wie wir sie so eben geschildert haben, hervorzugehen pflegen.

Den 4. Juni vor Sonnenaufgang erschallte die Sturmglocke an mehreren Punkten der Vendée, welche nicht von Linientruppen besetzt waren. Eine der Hauptsammlungen bildete sich zu Saint Fiacre, ein Name, der noch von früher her berühmt ist.

Denn hier hatte sich im Jahre 1793 die erste Sturmglocke hören lassen, welche die westlichen Provinzen unter die Waffen rief. Aber dieses Mal geschah der Aufstand blos theilweise. Nur eine geringe Zahl der Gemeinden erhob sich; der Gegenbefehl that schon seine Wirkung. Ueberdieß handelten die militärischen Behörden, welche Zeit gehabt hatten, ihre Maßregel zu treffen, kräftig und ohne Zeit zu verlieren und erschienen mit überlegenen Streitkräften auf all den Punkten, an welchen die Vendéer sich zu sammeln suchten. Dadurch wurde es unmöglich, einen ansehnlichen Kern für die Armee zusammenzubringen und mit denselben den großen Schlag auszuführen, der für die glückliche Eröffnung des Feldzuges so wichtig und nothwendig war. Statt Siege zu erfechten, erlitt man Niederlagen; dadurch mußte man schon auf die Hoffnung verzichten, einen Theil der Armee an sich zu reißen, da diese sich nicht an den geschlagenen Gegner anschließen konnte, und auf der anderen Seite blieb die Masse der Bevölkerung, entmuthigt durch diesen Anfang, als Zuschauer bei der Bewegung zurück, anstatt daß sie hätte daran Theil nehmen müssen.

Dennoch, und es ist eigentlich zu erwähnen unnöthig, weil es sich von selbst versteht, geschahen schöne Waffenthaten, glänzende Gefechte wurden geliefert in diesem kurzen Kriege, der am 4. Juni 1832 begonnen hatte. Auf beiden Seiten standen Franzosen, auf beiden Seiten war Muth: denn nie werden wir in die schwere Anklage gegen die Armee einstimmen, welche ihr jene feigen Metzeleien zur Last legt; nein, die Schande dieser Letzteren bleibt nur als Erbtheil denen, welche sie begingen. Die Vendéer wurden ihrem alten kriegerischen Ruhme nicht untreu; man mußte in ihnen die Söhne jener Männer wieder erkennen, von denen das Conventsmitglied Merlin von Thionville, den Tag nach der Schlacht von Savenay in einem Briefe an einen seiner Collegen folgendes Bild entwirft:

„Ich habe sie wohl gesehen und genau geprüft, es sind die nämlichen Männer wie bei Chollet und Laval. Nach ihrer Haltung, ihrer Miene, kann ich Dir schwören, fehlt ihnen nichts zum Soldaten, als der Rock. Ich weiß nicht, ob ich mich täusche, aber dieser Krieg mit Straßenräubern und Bauern, auf den man immer ein lächerliches

Licht zu werfen sich bemühte, und den man nu verächtlich behandeln zu müssen sich anstellte, erschien mir immer als die Hauptfrage für die Republik, und jetzt scheint es mir gar, als hätten wir uns mit den andern Feinden nur noch zum Zeitvertreib herumzuschlagen."

Die beiden Hauptgefechte in dem Kriege von 1832 sind die, welche nach den Orten, die der Schauplatz derselben waren, das Gefecht von Chêne und das bei dem Schlosse la Pénissiere genannt werden.

In dem Dorfe Chêne hatten sich gegen 400 Vendéer versammelt, von welchen jedoch blos die Hälfte mit Waffen versehen waren; aber an ihrer Spitze standen ehemalige Offiziere von der Garde von erprobtem Muthe, durch deren Beitritt die Royalisten des Westens eine Kriegserfahrung gewonnen hatten, welche nur in Schlachten gewonnen werden kann. Bald erschien ein starkes Detaschement der Linientruppen, um diese kleine Truppe aus der Stellung zu vertreiben, welche sie hinter dem Dorfe Chêne auf einer waldigen Fläche, die zum Stützpunkt gezählt wurde, genommen hatten. Der Feind wurde kräftig empfangen und versuchte

es umsonst, die Vendéer zu zerstreuen. Diese warfen durch zwei kühne Angriffe die Stürmenden aus der Linie hinaus, deren sie sich hatten bemächtigen wollen. Erst nachdem der Feind ein ganzes Bataillon zur Verstärkung erhalten hatte, konnte das Gefecht entschieden werden, und erst dann gab der Anführer der Vendéer das Zeichen zum Rückzug.

Auf beiden Seiten war der Verlust beträchtlich; der der Royalisten war sehr schmerzlich. Der tapfere Graf von Hanache, früher Offizier in der königlichen Garde, und Herr von Trégolin aus Rennes blieben auf dem Platze. Einem andern Offizier der alten Garde, August von Bonreceuil, wurden beide Beine zerschmettert. Er schleppte sich noch eine kleine Strecke weit fort, dann aber, als er nicht mehr gehen konnte, legte er sich auf den Boden nieder. Ein Nationalgardist aus einem benachbarten Dorfe ging vorüber; dies war zwar ein politischer Gegner, aber Herr von Bonreceuil fühlte seinen letzten Augenblick herannahen und dachte: alle feindlichen Gefühle müssen schweigen im Angesichte des Todes. Zudem verlangte er von diesem Menschen weder Hülfe noch

Mitleid, er bat ihn blos, indem er ihn die Hälfte des Goldes einhändigte, das er im Gürtel trug, einen Priester herbeizuholen, der ihm in seiner letzten Stunde beistehen sollte; denn in diesem Vaterlande des Heldenmuthes und der religiösen Einfalt wünscht man als Christ zu sterben, nachdem man als tapferer Soldat gefochten hat. Der Mensch empfängt das Gold und entfernt sich ohne die heilige Sendung zu vollziehen, die er übernommen hatte. Er schämte sich nicht, einem Sterbenden, der im Begriff war, vor Gott zu treten, den letzten und höchsten Trost zu entziehen und ihm im bevorstehenden Todeskampfe den Segen des Priesters zu rauben. Doch die Vorsehung wollte, daß kurze Zeit nachher ein Bauer der Vendée an ihm vorüberkam. Bonreceuil, dessen Schmerzen von Minute zu Minute heftiger wurden, bat ihn um den nämlichen Dienst, um den er auch den Nationalgardisten gebeten hatte und bot ihm das Gold an, das ihm noch geblieben war. Der Vendéer schlug das Gold aus, führte aber in aller Eile einen Priester herbei: er dachte zu edel, um das Zeichen des Kreuzes einem sterbenden Christen zu verkaufen. Wie Bayard beichtete

Bonrecueil, indem er sich an einen Baum stützte, auf dem Schlachtfelde, auf dem er den Tod gefunden hatte; als dieß geschehen war, trug man ihn fort, um ihm weitere Hülfe reichen zu können, aber er starb an den Folgen der Amputation, welche seine schweren Wunden nothwendig gemacht hatten.

Wo befand sich denn aber die Herzogin von Berri, wird man fragen, während so bei Chêne gefochten wurde? Sie kam so rasch als möglich herbei, um dem ersten Kampfe, der im Westen geliefert wurde, anzuwohnen. Aber um diese neue Gefahr aufzusuchen, mußte sie vorher viele andere bestehen. Sie war in der Nacht vom 31. Mai aus der Gegend von Legé aufgebrochen, wurde aber durch die abscheulichen Wege in dem Walde von la Roche Servière aufgehalten. In der Vendée laufen die Wege gleichsam zwischen zwei Ufern hin, so tief und steil sind sie eingeschnitten. Jeden Augenblick stieß man auf Schluchten, über die man setzen mußte, und auf Sumpflöcher, in welche die Pferde bis über die Brust einsanken. Plötzlich befand sich die Herzogin allein, getrennt von ihren Führern, mitten in diesem wilden Forste, ohne zu

wissen, nach welcher Seite hin sie ihre Schritte lenken sollte. Man fand sich endlich wieder zusammen; aber die Prinzessin erreichte erst am hellen Tag den Sammelplatz, wo sie in der Nacht hätte eintreffen sollen. Dieß war ein übler Umstand, denn Streifkolonnen durchstrichen das Land in allen Richtungen, und wie leicht konnte sie einer derselben in die Hände fallen, während sie sich auf das Schloß begab, wo man sie in der tödtlichsten Unruhe erwartete.

Sie flüchtete sich vor der Hand in das nächste beste Haus, das einer Verwandtin des Vendéers gehörte, zu dem sie sich begeben wollte, dessen beiden Töchter eben selbander auf einem Pferd zu ihrer Tante geritten kamen, um sich zu erkundigen, ob man keine Nachrichten von der Herzogin von Berri habe. Sie trafen diese selbst, die Prinzessin tauschte sogleich mit einer der beiden Schwestern die Kleider, bestieg mit der andern das Roß und machte sich auf den Weg nach dem Schlosse, nach welchem man nur auf der großen Straße gelangen konnte. Wenige Schritte vor demselben begegnete sie einem Offizier, der hier mit einem Detaschement lag; und da dieser den

Tag vorher eine Hausſuchung in dem Schloſſe gehalten hatte, ſo kannte er die Töchter des Hausbeſitzers. Als er die beiden Reiterinnen an ſich vorbeikommen ſah, ſagte er ſo laut, daß ſie es gut hören konnten, er finde es ſehr ſonderbar, ſie ſo allein und ohne Begleitung im Lande herumziehen zu ſehen. Aber die Herzogin trug einen Schleier, den er glücklicherweiſe nicht zu heben verlangte, weil er durch die Kleidung getäuſcht wurde, und ſo entging ſie dieſer Gefahr.

Sie hielt ſich nur eine einzige Nacht auf dem Schloſſe auf. Jeden Augenblick konnte ſie daſelbſt entdeckt und feſtgenommen werden, und ſo ſchwierig auch der Auszug aus demſelben ſeyn mochte, ſo zauderte ſie doch nicht, ſondern ſchritt keck durch die Schildwachen, welche das Haus umzingelt hielten und entfernte ſich unter Begünſtigung der Nacht. Zu dem Sohne des Vendéers, der ihr Gaſtfreundſchaft gewährt hatte, ſprach ſie: „Wir müſſen fort von hier, und müßten wir auch das Feuer eines ganzen Regiments aushalten.“

Ihr nächſter Zufluchtsort war eine Mühle, und nach dieſer ein Pachthof nicht weit von Nantes. In der Nacht vom 4. auf den 5. Juni kamen

mehrere Gensdarmen, welche auf der Brücke von James entwaffnet worden waren, in dasselbe Haus, um daselbst um Obdach zu bitten. Mitten unter diesen unaufhörlichen Beunruhigungen ertheilte sie Befehle, empfing Depeschen, hielt Konferenzen mit den einflußreichen Personen des Landes und schien sich zu vervielfältigen, um all den mannigfachen Forderungen ihrer Stellung zu entsprechen. Sie hatte einen der Vendéer, die sie begleiteten, ausgesendet, um sie von den vorfallenden Ereignissen in Kenntniß zu setzen; er sollte sie benachrichtigen, wo sich die zahlreichste Sammlung gebildet habe, welcher sie sich dann anschließen wollte. Ihr Bote wurde durch eine Kolonne abgeschnitten und konnte erst sehr spät in der Nacht zurückkehren; er fand sie in einem Zustand fieberischer Ungeduld, die zur heftigsten Verzweiflung anstieg, als sie erfuhr, daß so eben ein Gefecht geliefert worden sey, welchem sie nicht hatte anwohnen können.

Sie war übrigens nicht weit vom Kampfplatze entfernt gewesen, denn am folgenden Tage erschien ein Mann, der am vorigen Tage verwundet worden war, und der sich die Nacht über im Walde

aufgehalten hatte, auf dem Hofe. Die Herzogin wollte ihn selbst verbinden; durch das Blut, das unterdessen getrocknet war, war der Rockärmel an die Haut angeklebt, und man mußte ihn deßhalb auftrennen. Die Herzogin erbleichte anfangs beim Anblick der Wunde, sie war genöthigt, die glühende Atmosphäre im unteren Zimmer zu verlassen, um außerhalb desselben frische Luft zu schöpfen. Doch bald kehrte sie mit den Worten zurück: „man könnte leicht glauben, es fehle mir an Muth,“ und mit Beihülfe einer jungen Vendéerin, welche sie begleitete, legte sie wirklich den Verband um.

Kaum war sie fertig, als man eine Patrouille bemerkte, welche auf den Hof zukam. Die Herzogin und ihre Begleiter versteckten sich in der Eile in einem tiefen Graben. „Wären sie damals von den Soldaten entdeckt worden,“ sagte General Dermoncourt, „so würden einige Flintenschüsse sie von diesem Zusammentreffen zuerst benachrichtigt haben.“

An dem nämlichen Tage, an welchem das Gefecht bei Chêne Statt fand, war das Schloß la Pénissière Zeuge eines blutigeren Kampfes. Die Einzelnheiten dieses Kampfes sind so außer-

gewöhnlich und man ist in unserer Zeit so sehr geneigt, alles Wunderbare in Zweifel zu ziehen, selbst wenn Franzosen die Kämpfer sind und sogar wenn es sich blos um Muth handelt, daß wir es für zweckmäßig erachten, den Bericht hierüber aus dem Munde eines Gegners zu entnehmen. Wir haben unter so manchen anderen Schilderungen die des Generals Dermoncourt ausgewählt. „Die Erzählung eines versuchten tapferen Kriegers," sagt Gaspard de Tavannes in seinen Memoiren, „ist verschieden von den Schilderungen eines Mannes, dessen Hände vom Blute seiner stolzen Feinde auf dem Schlachtfelde noch nie geröthet wurden."

Der Bericht des Generals Dermoncourt lautet, wie folgt:

„Auf den 6. Juni war eine Versammlung von Chouans angekündigt worden, die auf dem Schlosse Péniſſiere de la Cour, anderthalb Lieues von Cliſſon, Statt finden sollte. Ihr Zweck war, Cugan und la Bruſſières zu überfallen und die dortige Nationalgarde zu entwaffnen. Um 9 Uhr Morgens hatten ungefähr fünf und vierzig sich versammelt; meistens Leute von gutem Herkommen, ihre Anführer waren zwei Brüder, beide ehemalige

Offiziere in der königlichen Garde; überdieß hatten sie noch zwei arme Bauern bei sich, welche in Nantes das Jägerhorn blasen gelernt hatten, und welche nun ihre Musik bildeten.

„Der Adjudant des 29. Regiments, der die Zeit dieser Versammlung ausgekundschaftet hatte, nahm, in Abwesenheit des Bataillonschefs George, 45 Voltigeurs und 2 Gensdarmen mit sich und begab sich nach dem bezeichneten Orte. Als er an Orte und Stelle angekommen war, sah er, daß sein Detaschement nicht stark genug war, um das Schloß zu umzingeln, das durch eine Mauer vertheidigt wurde, die den Park umgab. Ein Gensdarme wurde deßhalb sogleich zurückgeschickt, um Verstärkung zu holen. Bald darauf langte diese an und bestand aus einer Abtheilung von 90 Mann, der in kurzer Zeit noch eine andere von 40 Mann folgte, unter den Befehlen des Lieutenants Sanco. Der Adjudant gab sogleich den Befehl zum Angriff; nach kurzer Vertheidigung wurde die äußere Mauer verlassen und die Chouans zogen sich in das Vorhaus zurück, dessen Eingänge sie verrammelten.

„Sie vertheilten sich sodann im Erdgeschoß des

Hauses und im ersten Stock, stellten in jeder dieser Etagen einen ihrer Hornisten auf, der während des ganzen Kampfes nicht aufhörte zu blasen, und begannen aus den Fenstern ein sehr lebhaftes und wirksames Feuer auf die Angreifenden zu richten. Zweimal drangen unsere Soldaten bis auf 20 Schritte gegen das Schloß vor, zweimal wurden sie zurückgeschlagen.

„Der Adjudant gab nun Befehl zu einem dritten Angriff, und während man die Anstalten hiezu traf, schlichen sich vier Mann, begleitet von einem Maurer, bis zu dem Schlosse hin, indem sie die gegen den Garten gelegene Seite der Mauer wählten, wo keine Fenster angebracht waren, und man also auch den Zugang nicht vertheidigen konnte. Als sie an der Mauer angekommen waren, legten sie eine Leiter an dieselbe und stiegen bis auf das Dach, welches sie aufbrachen und sodann in das Innere des Speichers brennende Materialien warfen; nachdem dieß geschehen war, zogen sie sich zurück. Im Augenblicke stieg eine Rauchsäule aus dem Dache hervor, durch welche bald die Flammen sich Bahn brachen.

„Die Soldaten erhoben ein Siegsgeschrei und

rückten aufs Neue gegen die kleine Citadelle vor, welche eine Flammenfahne aufgepflanzt zu haben schien. Die Belagerten hatten den Brand bald bemerkt, sie besaßen aber keine Zeit, ihn zu löschen, und da überdieß die Flamme immer in die Höhe zu steigen suchte, hofften sie, daß, wenn das Dach verzehrt sey, sie aus Mangel an Nahrung von selbst erlöschen würde. Sie beantworteten deswegen das Geschrei unserer Soldaten mit einer eben so lebhaften Salve, als die erste gewesen war; während dieses unausgesetzten Feuers hörten die beiden Hornbläser keinen Augenblick auf, ihren kriegerischen Ruf ertönen zu lassen.

„In diesem Augenblick langte der Bataillonschef George mit frischer Verstärkung an, und befahl alsbald, Sturm zu schlagen; die Soldaten, mit einander wetteifernd, stürzten gegen das Schloß.

„Dießmal kamen sie bis an die Thore, und die Sappeurs schickten sich an, diese einzuhauen. Da befahlen die Anführer der Chouans der im Erdgeschoß aufgestellten Mannschaft, in den ersten Stock heraufzusteigen; sie gehorchte; und während die Sappeurs die Thüren zertrümmerten und die eine Hälfte der Belagerten das Feuer fortsetzte,

brach die andere Hälfte den Fußboden auf, indem sie die Platten aushoben: so daß in dem Augenblick, als die Soldaten in das Innere stürzten, sie von einem mörderischen Feuer empfangen wurden, das ganz nahe über ihnen durch die Zwischenräume der Balken auf sie gerichtet wurde. Sie mußten sich zurückziehen, und die Chouans begleiteten ihren Rückzug mit verstärkter Musik und mit dem Rufe: Es lebe Heinrich V.!

„Der Bataillonskommandant befahl nun, im Erdgeschoß ebenfalls Feuer einzulegen, wie dieß unter dem Dache geschehen war; demzufolge rückten die Soldaten von Neuem vor mit brennenden Fackeln und mit trockenem Holz versehen; man warf dieß alles durch die Fenster in das Innere des Schlosses und nach 10 Minuten waren die Belagerten von zwei Feuern erfaßt: die Flammen wütheten über ihrem Haupte und unter ihren Füßen. Sie konnten, wie es schien, jetzt unmöglich dem Tode entrinnen, ihr ununterbrochenes Gewehrfeuer schien die letzte Rache der Verzweiflung zu seyn.

„Ihre Lage war in der That schauderhaft. Die Flamme ergriff die Balken, der Rauch erfüllte

die Gemächer und stieg in Wirbeln aus den Fenstern empor. Die Besatzung hatte also nur noch unter den verschiedenen Arten des Todes zu wählen: Von den Flammen verbrannt, von Rauch erstickt oder von unseren Soldaten erschossen zu werden, das war das Loos, das ihnen bevorstand.

„Die Anführer faßten einen verzweifelten Entschluß: sie befahlen, einen Ausfall zu machen; aber um ihn mit einiger Wahrscheinlichkeit des Erfolgs unternehmen zu können, war es nothwendig, daß er durch ein Gewehrfeuer gedeckt werde, das unsere Soldaten beschäftigen würde. Man rief also Freiwillige auf, die sich für ihre Kameraden aufopfern wollten. Sogleich traten acht Mann, zu unvermeidlichem Tode bereit, hervor.

„Die Chouans theilten sich nun; fünf und dreißig von ihnen, nebst dem einen Hornisten, sollten versuchen, das eine Ende des Parks zu gewinnen, das blos mit einer lebendigen Hecke umschlossen war. Die acht anderen, bei welchen man den zweiten Hornisten gelassen hatten, sollten dieselbe Unternehmung decken. Die beiden Brüder welche bis jetzt die Anführer gewesen waren, umarmten sich; denn sie trennten sich, um sich

nie wieder zu sehen. Der eine kommandirte die acht Mann, welche im Schlosse zurückblieben, der andere stellte sich an die Spitze des Trupps, der sich durschlagen wollte.

„Während nun die kleine Besatzung, von Fenster zu Fenster springend, ein sehr gut genährtes Feuer unterhielt, durchbrachen die andern die Mauer, an der unseren Truppen gerade entgegengesetzten Seite. Sobald das Loch fertig war, verließen sie das Schloß in der besten Ordnung, den Hornisten an der Spitze, und eilten im Lauf nach dem Ausgang des Gartens, wo die Hecke sich befand.

„Ihr Rückzug wurde von einer allgemeinen Salve unserer Truppen begrüßt, welche ihnen zwei Mann tödtete: ein dritter, der eine der beiden Anführer, wurde tödtlich verwundet, und hauchte neben der ersehnten Hecke seinen Geist aus; der Hornist, der an der Spitze marschirte, bekam drei Kugeln, hörte aber dennoch nicht auf zu blasen. Fürwahr es ist sehr traurig, daß man es nicht wagt, den Namen solcher Männer der Nachwelt aufzubewahren.

„Die Lage der acht im Schlosse zurückgebliebenen

dem Tode geweiheten Männer wurde immer gefährlicher: der Boden stand in Flammen, krachte und drohte unter den Füßen der Belagerten einzustürzen. Sie zogen sich nun in eine Art Vertiefung zurück, die durch eine Mauer geschlossen war, entschlossen, sich bis zum letzten Athemzuge zu vertheidigen. Kaum waren sie daselbst, als der Boden mit schrecklichem Krachen zusammenbrach. Die Soldaten stießen ein Freudengeschrei aus, denn da das Gewehrfeuer zu gleicher Zeit aufgehört hatte, so glaubten sie, die Besatzung sey unter den Trümmern begraben worden.

„Als die Belagerten merkten, daß die Angreifer sie für todt hielten, blieben sie ruhig und unbeweglich in ihrem Verstecke. Unsere Soldaten entfernten sich mit natürlicher Scheu von einer Brandstätte, die Freund und Feind zu gleicher Zeit verzehrte. Als mittlerweile die Nacht einbrach, begannen die acht Männer, welche man von den Trümmern erschlagen und von den Flammen verzehrt glaubte, begünstigt durch die Dunkelheit, längs der Mauer sich hinzuschleichen, gewannen dann ungefährdet die Hecke, durch welche sich ihre Gefährten gerettet hatten, so daß auf dem Schau-

platze des Kampfes, der noch kurz vorher so belebt und geräuschvoll gewesen, nichts mehr zu finden war, als die noch glühende und rauchende Ruine des Schlosses. Tiefes Schweigen herrschte, die herum liegenden Leichname wurden noch hin und wieder von dem letzten Aufflammen des Brandes beschienen.“

Es verbreitete sich das Gerücht, die Herzogin von Berri sey unter den Trümmern des Schlosses la Pénissiere begraben worden. Mehrere pariser Journale verkündeten ihren Tod, und ihre Freunde beklagten ihn einen Augenblick lang. Die Herzogin kam in dem Augenblicke an, wo der Kampf begann, da aber allenthalben die Versammlungen wegen der geringen Zahl der sich Einfindenden den Muth verloren und merkten, daß das Glück ihnen ganz ungünstig seyn würde, weßwegen sie sich auch größtentheils nach dem ersten Gefecht auf Befehl ihrer Führer wieder zerstreuten, so konnte sich die Herzogin nicht, wie sie es wünschte, auf den Kampfplatz begeben.

Die Gefechte bei la Pénissiere, Chéne, Maisdon, la Caraterie, Riaillé hatten alle das nämliche Resultat gehabt. Die Spaltung, die unter

den Häuptern der Vendéer selbst über die Frage herrschte, ob der gegenwärtige Zeitpunkt günstig zum Handeln sey oder nicht, hinderte den Aufstand in Masse. Die Herzogin von Berri verlor die Hoffnung, eine allgemeine Bewegung herbeiführen zu können, in deren Erwartung sie nach Frankreich gekommen war. Dazu kam noch, daß sie ihre Gesundheit sehr geschwächt fühlte, denn ein Leben, wie sie es seit ihrer Ankunft im Westen geführt hatte, wäre geeignet gewesen, auch einen Körper von Eisen aufzuzehren. Die Nächte ohne Schlaf, die Tage ohne Sicherheit, das beständige Hin- und Herziehen, diese irrende Existenz, die von Asyl zu Asyl, von Gefahr zu Gefahr eilte, die anstrengenden Märsche, welche beinahe immer bei Nacht, oft zu Fuß, manchmal zu Pferd, unternommen wurden, und überdieß auf ungangbaren Wegen, durch Moräste, über Felder, welche von Hecken durchschnitten waren, über welche man setzen mußte, oder durch Weingärten, welche die Füße der Reisenden mit unentwirrbaren Netzen umstrickten: so viele vereinigte Anstrengungen hatten die Kräfte der Herzogin erschöpft. Die von den Soldaten, weil sie zu schlecht waren, gemiedenen

Straßen, blieben ihr überlassen, die tiefen Hohlwege, denen sie klüglich auswichen, mußte sie durchziehen.

In so vielen und so mannigfachen Proben bewahrte sie die Heiterkeit ihres Charakters und ihre ganze Geistesgegenwart. Die Anhänglichkeit, welche sie allenthalben bei der Bevölkerung des Westens antraf, tröstete sie für Alles. Wie überhaupt die Vendée gewohnt ist, nichts halb zu thun, so auch hier: die ganze Energie ihrer Sitten zeigte sich in ihrer Liebe. Die Vendéer, welche die Herzogin ganz als ihre Landsmännin auftreten sahen, liebten sie dagegen mit all ihrer, ihnen zu Gebote stehenden Kraft. Ihre Ergebenheit machte sie erfinderisch in den Vorsichtsmaßregeln, die sie für die Sicherheit der Prinzessin trafen. Wie oft geschah es, daß die Bauern, welche die Herzogin auf einem Nachtmarsche aus einem bedrohten Zufluchtsorte in ein sicheres Asyl geleitet hatten, mit Anbruch des Tags auf dem nämlichen Wege zurückkehrten, um die Spuren ihrer Schritte zu verwischen, welche die Kleinheit ihres Fußes hätte bemerklich machen können. Die Polizei, mit ihren besoldeten Spürhunden, vermochte nichts gegen

diese Wachsamkeit, welche aus Liebe entsprang. Umsonst verbreitete jene eine Gestaltsbezeichnung der Geächteten und versprach eine reiche Belohnung demjenigen, der diese wichtige Beute ausliefern würde. Die Untreue und der Verrath, diese niedrigen und kriechenden Pflanzen, keimen nicht in dem Boden der Vendée. Unter der ganzen Bevölkerung, welche um das Geheimniß der Herzogin wußte, war auch nicht ein Arm, der sie zu ergreifen Miene machte, nicht eine Stimme, welche sie verrathen hätte.

Indessen konnte das Leben, wie es die Herzogin bis jetzt geführt, nicht mehr länger fortdauern, wenn sie nicht der Anstrengung unterliegen sollte. Man beschloß deswegen, eine sichere Zufluchtsstätte aufzusuchen, wo sie eine günstigere Gelegenheit abwarten konnte. Man war um so mehr zu diesem Entschlusse geneigt, als die Ereignisse, welche gerade damals in der Hauptstadt vorgefallen waren, in die Hände der Regierung außerordentliche Hülfsmittel legten, deren sie sich bedienten, um auf einmal alle ihre Feinde zu vernichten.

Fünf und zwanzigstes Buch.

Fünf und zwanzigstes Buch.

Ereignisse in Paris. — Die Ereignisse in Paris und jene in der Vendée beruhen nicht auf einem bestimmten Plane, sondern treffen blos zufällig zusammen. — Das Leichenbegängniß Casimir Periers gibt dem Juste-milieu Gelegenheit, seine Kräfte öffentlich zu zeigen. — Das des Generals Lamarque wird von der Opposition zu gleichem Zwecke benützt. — Die Republik bemächtigt sich dieses Leichenbegängnisses. — Zufällige Begebenheiten. — Anekdoten. — Der Krieg bricht aus auf dem Austerlitz-Quai. — Anblick, den jene Tage gewährten. — Der Kampf dauert zwei ganze Tage. — Die Regierung trägt den Sieg davon. — Wie es möglich war, daß die Verzögerung des Aufstandes in der Vendée die Bewegung in Paris weniger gefährlich machte. — Politische Betrachtungen. — Plan, den die Herzogin von Berri gefaßt hatte. — Derselbe scheitert in allen seinen Theilen. — Die Regierung benützt das Unglück, das ihre Gegner getroffen, zu ihrem eigenen Vortheil. — Sie bemächtigt sich der Diktatur. — Paris im Belagerungszustand. — Kriegsgerichte. — Auflösung der polytechnischen Schule. — Gefangennehmung der Herren von Châteaubriand, Hyde de Neuville und Fitz-James. — Das Ministerium mißbraucht die Gewalt, welche die Umstände in seine Hände gelegt hatten. —

Wirkung dieser Nachricht auf die Herzogin und ihre Freunde in der Vendée. — Man erkannte, daß man, für den Augenblick, nichts Wichtiges unternehmen könne. — Man will die Herzogin nicht vergebens Gefahren aussetzen, und beschließt deßwegen, daß dieselbe sich unter irgend einer Verkleidung nach Nantes begeben soll, um günstigere Zeiten abzuwarten. — Gefahrvolle Reise von Legé nach Nantes. — Die Herzogin betritt diese Stadt als Bäuerin verkleidet. — Anekdoten. — Die Herzogin bleibt vor einer Bekanntmachung stehen, welche die Vendéer in Belagerungszustand erklärt. — Sie begegnet einem Detachement, das von einem ehemaligen Offizier der königlichen Garde kommandirt wird. — Ihre Ankunft bei dem Fräulein Duguigny.

In Paris hatten sich unterdessen Dinge ereignet, welche von politischer Voraussicht schon längst vorher verkündet worden waren, und welche der denkende Beobachter von der Zeit an, da die Herzogin sich entschloß, in den Südprovinzen und kurz darauf im Westen aufzutreten, geahnet hatte. Zwei Parteien, voll glühenden Strebens nach der Oberherrschaft und unerbittlich in ihren Vorsätzen, belagerten die Regierung. Dadurch war schon ausgesprochen, daß, so wie die eine die Waffen ergreifen würde, um den Thron zu stürzen, die andere sich sogleich beeilen werde, diese günstige

Gelegenheit zu ergreifen, um einen Hauptschlag zu versuchen. Man sprach zu jener Zeit viel von einer Koalition zwischen diesen Parteien und von einer Vereinigung der beiden Extreme, um dadurch den Umsturz der Regierung um so leichter bewerkstelligen zu können. Solche Verbindungen sind selten, und der Parteihaß läßt sich nur schwer besänftigen, selbst wenn es die Vernichtung des gemeinschaftlichen Feindes gilt. Wer die Beweggründe menschlicher Handlungsweise kennt, der weiß auch, daß diese Gleichgültigkeit in den Angriffen gegen die Regierung, statt aus einem Vertrag zwischen den handelnden Personen hervorzugehen, größtentheills blos das natürliche Resultat der drängenden Umstände war. Eine Partei muß ja, wie man leicht einsieht, wenn sie auch nur einigen Verstand besitzt, ja durch den bloßen Instinkt schon gelehrt werden, daß die Gelegenheit dann günstig zu einem Angriff gegen die Regierung sey, welche sie zu stürzen beabsichtigt, wenn diese auf einem andern Punkt durch einen zweiten gefährlichen Angriff beschäftigt ist. Sobald also ein royalistischer Aufstand in der Vendée ausbrach, mußte die Regierung sich auf einen ähnlichen,

von Seiten der Republikaner in Paris gefaßt machen.

Wenn ein Ereigniß durch die Umstände möglich gemacht ist, fehlt ihm in der Regel nie die Gelegenheit zum Ausbruch. Das Leichenbegängniß Casimir Périers war für seine ehemaligen Kollegen und für die ganze Partei, welche sich seinem Systeme angeschlossen hatten, das Zeichen zu einer großen politischen Machtentwicklung gewesen. Dieser große Staatsmann, der während seines Lebens die Anarchie, wenn auch nicht im Gedanken, doch in der That durch die Kraft seines Willens gefesselt gehalten hatte, sollte noch zum letzten Male sein eigenes Leichentuch als Fahne aufpflanzen. Große Massen hatten sich um seinen Sarg geschaart, sein Leichenbegängniß war eine allgemeine Heerschau der Meinungen gewesen, welche man damals unter dem Namen des Juste-milieu bezeichnete.

Dem Begräbniß Casimir Périers folgte sehr bald der Tod des Generals Lamarque, denn damals schien der Tod ganz Frankreich dahinraffen zu wollen. Man hätte behaupten können, jene Plage, welche seit mehreren Monaten in Frankreich

einheimisch geworden war, habe zuletzt alle jene Organisationen verschlungen, welche schon vorher durch die Politik und die Rednerbühne halb aufgezehrt waren, besonders durch die Letztere, die große Mörderin, die so oft das Fußgestell zu einer Denksäule in ein Grabmal verwandelt. Das Leichenbegängniß des Generals Lamarque wurde von der Opposition auch zu einer prunkvollen Machtentwicklung benützt, die als Gegengewicht zu jener dienen sollte, zu welcher die Beerdigung Casimir Périers Veranlassung gegeben hatte. Aber der Ausgang dieses zweiten Leichenzugs war weniger parlamentarisch.

Das Ministerium vom 13. März, das kurz vorher zu Grabe getragen worden war, hatte die Leidenschaften dadurch tief erbittert, daß es dem Drängen der Revolution einen Damm entgegenstellte. Alle Oppositionen führten damals zu Extremen. Da die kräftige Hand, welche der Tod so eben gelähmt hatte, die Revolution nicht mehr niederhielt, so suchte diese vermittelst des Gesetzes der Expansion, das in der Politik gerade so herrscht, wie in der materiellen Welt, eine Reaction hervorzubringen. Die Opposition in der Kammer

hatte sich in dem compte rendu (Rechenschaftsbericht) ausgesprochen, welcher als eine Art von Anklageakte gegen das System des Ministeriums von den Deputirten der Linken an ihre Kommitenten erlassen wurde. Die Opposition außer der Kammer, welche von dem früheren Kabinette noch strenger behandelt worden war, barg noch tieferes Rachgefühl in sich, das auf noch fürchterlichere Weise ausbrechen mußte. Diese Letzte war es hauptsächlich, welche das Leichenbegängniß des Generals Lamarque als eine Gelegenheit benützte, ihre Streitkräfte an seinem Sarge zu mustern; die Musterung endigte mit einer Schlacht.

Wie es in solchen Umständen immer geschieht, wo eine Explosion durchaus bevorsteht, so war auch dießmal ein Zufall hinreichend, um aus der damaligen Stimmung voll Wuth und Haß den Bürgerkrieg hervorzurufen. Das Leichengefolge zog düster und drohend längs der Boulevards hin, als ein junger Mensch durch den Säbel eines Stadt-Sergeanten verwundet wurde. Im Augenblick sind alle Stadtsergeanten entwaffnet und ihre Säbel werden in die Hände des Verwundeten gelegt, der fortwährend dem Leichenzuge folgt. Dieses Ereigniß

hatte die Menge in zornige Aufregung gesetzt. Als man an dem Orte ankam, wo das Grabmal sich befand, ließ man den Verwundeten die Stufen hinaufsteigen; sein Anblick steigerte die verbissene Wuth der Menge bis zum Ausbruch. Dieß galt gleichsam als lebendiges Feldzeichen, das der Bürgerkrieg aufgepflanzt hatte und das er, mit Blut bedeckt, den aufgereizten Leidenschaften vorhielt. Ein allgemeiner Schrei der Rache wurde laut; die Marseillaise, diese Hyäne des Aufruhrs, übertönte die letzten Worte der Redner, welche das Andenken des Generals Lamarque feierten. Die Todtenfeier schien größer werden zu wollen, und schon floß hie und da Blut.

Eine Schwadron Dragoner, welche über den Quai von Austerlitz daherkam, erschien vor der Menge in dem Augenblicke, wo die Exaltation den höchsten Grad erreicht hatte. Blitzschnell begann jetzt der Kampf, ohne daß man hätte sagen können, wo der erste Schuß gefallen sey. Die Menge zerstreute sich sogleich in der Vorstadt Saint-Antoine, indem sie überall den Ruf: „auf! auf! zu den Waffen!“ ertönen ließ. Barrikaden erhoben sich bald auf allen Punkten dieser Stadttheile bis zu

dem Kloster Saint-Merry, welches vom ersten Augenblicke an der Heerd des Aufstandes zu seyn schien. Zwei ganze Tage lang dauerte unaufhörlich Kanonen- und Musketenfeuer, die Sturmglocke heulte, das Pflaster wurde in den Straßen aufgerissen. Es schien, als ob die Tage von 1830 wiederkehren wollten, und als ob die durch sie erhobene Macht auf dem Punkte stehe, ihre Laufbahn zu schließen, wie sie angefangen hatte, das heißt beim Klange der Sturmglocke, welche die Bevölkerung zu den Waffen rief und mitten unter den gereizten Leidenschaften, welche sich im Kampfe feindlich begegneten.

Nach zwei Tagen des heftigsten Kampfes ward der Juniusaufstand unterdrückt; das Kloster Saint-Merry wurde nach hartnäckigem Widerstande mit Sturm genommen, die republikanische Bewegung unterlag.

Unter den Bedingungen zu einem glücklichen Erfolg, welche dem Aufstande gefehlt hatten, war hauptsächlich eine, welche wir erwähnen müssen. Ohne daß zwischen den pariser Aufrührern und den Vendèern, welche im Westen die Waffen ergriffen hatten, das geringste Einverständniß

geherrscht hätte, waren beide Bewegungen durch die Macht der Umstände und durch die Verkettung der politischen Ursachen hervorgebracht worden. Wäre der Schlag in der Vendée mit der Einheit und der Kraft geführt worden, auf welche die Herzogin von Berri gerechnet hatte, so würde auch der Versuch der Junius-Insurrection in Paris gefährlicher gewesen seyn. Die Zahl der Feinde einer jeden Regierung wächst in dem Verhältniß, als die Hoffnung auf Widerstand bei letzterer abnimmt. In einem Augenblick, wo die Regierung nur schwach angegriffen wird, pflegen blos die Waghälse handelnd aufzutreten, die Klugen warten zu und zeigen sich nicht. Gegen eine Macht, welche wankt, erheben sich viele, gegen eine, die fällt, Alle, Wenige aber gegen eine, die noch nicht einmal erschüttert ist.

Das Nämliche geschah auch in den Tagen des Junius. Die Klugen und die Unentschiedenen warteten noch zu. Die natürlichen Anführer der Bewegung entschlossen sich nicht, an das Licht zu treten. Sie berathschlagten so lange der Aufstand dauerte, und als die Kanonen das Kloster Saint-Merry zertrümmert hatten, wünschten sie sich

Glück, daß sie sich nicht in ein Avantgarden-Gefecht eingelassen hatten, welches blos der Vorläufer größerer Ereignisse seyn sollte.

So war der Plan der Herzogin von Berri zu nichte geworden aus Mangel an Zusammenhang und Ausbreitung und durch die Verschiebung des Aufstandes im Westen. Ein einziger Fehlgriff ändert alle politischen Verhältnisse. Wäre der Aufstand in der Vendée allgemein gewesen, so wäre die republikanische Bewegung in Paris gefährlich geworden, und die Herzogin zählte darauf, daß alle der Republik feindlichen Schattirungen, in Fall der Entscheidung sich zu derjenigen Meinung geneigt hätten, welche durch sie repräsentirt war. Sie glaubte, daß selbst die Regierung, wenn ihr die Alternative gestellt und sie zwischen der Rechten und Linken wanken würde, sich lieber, wenn wir so sagen dürfen, auf die Seite der Rechten wenden würde. Das waren die Kombinationen, die sie machte, die Berechnungen, die sie anstellte. Als der Stützpunkt, auf den sie gegründet waren, einstürzte, fiel Alles auseinander, der Aufstand in der Vendée erlahmte, die Insurrektion in Paris

scheiterte, und so schlug das Ganze zum Vortheil der Regierung aus.

Es ist ein in der Politik anerkannter Grundsatz, daß ein fruchtloser Angriff, wenigstens für den Augenblick, die Macht befestigt, welche über ihn triumphirt. Die Regierung vom 9. August wußte die glücklichen Verhältnisse ihrer gegenwärtigen Lage wohl zu benützen. Unmittelbar nach dem Tage des 5. und 6. Juni konnte sie alles unternehmen: sie bemächtigte sich der Diktatur, welche die Umstände ihr in die Hände legten. Paris, sowie die Provinzen des Westens wurden in Belagerungszustand erklärt. Der regelmäßige Gang der Justiz wurde suspendirt und Kriegsgerichte niedergesetzt, und Alles, sogar Preßvergehen zu ihrer Gerichtsbarkeit gezogen.

Unter Begünstigung dieser Lage wagte das Ministerium jetzt Maßregeln zu treffen, vor deren moralischer Verantwortung es sich bisher gescheut hatte.

Die Nummer des Moniteurs, welche die Stadt Paris in Belagerungszustand erklärte, enthielt zugleich drei Auflösungsordonnanzen. Die polytechnische Schule, die Artillerie der National-

Garde und die Veterinärschule in Alfort wurden aufgelöst. So erfuhren diejenigen, welche zu dem Aufstand von 1830 die Generale geliefert hatten, schon die Veränderlichkeit menschlicher Dinge und den Wechsel der Revolutionen. Die Junitage stürzten sie herab von dem Piedestale, worauf die Tage des Juli sie gehoben hatten; das Kloster Saint-Merry sah die Apotheose jener Sieger vom Louvre zusammenstürzen.

Zu gleicher Zeit wurde Châteaubriand, der Herzog von Fitz James und Hyde de Neuville arretirt und ins Gefängniß geworfen. Die Unverletzlichkeit des Genies, der Ehre und der Redlichkeit mußte vor der Brutalität der Regierenden weichen. Diese Gefangennehmung machte einen lebhaften Eindruck auf die Gemüther; aber man befand sich, wie wir schon gesagt haben, in einem jener Momente, wo die Regierung keine Hindernisse mehr vor sich fand, gerade weil sie so eben einer tödtlichen Gefahr entronnen war. Die royalistische Presse hatte auch ihren Theil an dieser Strenge zu leiden. Zwei Tage lang war das Ausgeben der Quotidienne untersagt. Ihre Pressen wurden unter Siegel gelegt.

Dieser Zustand der Dinge war das natürliche Resultat der letzten Ereignisse. Die höchste Gewalt verfuhr streng gegen alle Parteien, weil diese so eben auch scharf auf sie gezielt hatten. Uebrigens traf auch hier ein, was gewöhnlich unter solchen Umständen geschieht; das Ministerium, das durch Zufall allmächtig geworden war, benützte seine unverhoffte Gewalt bis zum Mißbrauche. Es gibt nichts Gefährlicheres auf der Welt, als eine Diktatur, welche Angst hat, und eine Allgewalt, welche zittert, denn die Gesetze halten sie nicht mehr auf, und sie selbst hat nicht die gehörige Einsicht, um von selbst anzuhalten.

Diese neue Lage der Dinge, welche bald in der Vendée bekannt wurde, bestimmte die Herzogin von Berri und ihre politischen Freunde zu einem endlichen festen Entschluß. Die außergewöhnliche Macht, welche das Ministerium in der Hand hatte, machte seine Wachsamkeit noch gefährlicher; die Gefahren, welche es kurz vorher bestanden hatte, erhöhten seine Thätigkeit. Für den Augenblick war es jedenfalls rein unmöglich, irgend etwas von Bedeutung in der Vendée zu unternehmen. Die westlichen Provinzen wurden unter der Last

einer Armee fast erdrückt. Die Banden, welche aufgestanden waren, hatten mit Entschlossenheit gefochten; aber im Kampfe mit überlegenen Streitkräften waren sie zuletzt genöthigt worden, sich aufzulösen. Jetzt wurde es vollends unmöglich, sie zu vereinigen, und dieß um so mehr, als in einem Theil der westlichen Provinzen die Gemeinden den Gegenbefehl vom Monat Mai entweder gar nicht erhalten, oder mit entschiedener Mißbilligung aufgenommen hatten, so daß die einen, welche sich zu früh erhoben hatten, zu viel gelitten hatten, um die Waffen wieder ergreifen zu können, und die andern, überzeugt, daß man die günstige Stunde ungenützt habe vorbeigehen lassen, ebenfalls wenig geneigt waren, einem neuen Aufruf Folge zu leisten. Zudem war eine große Zahl der Royalisten arretirt und in die Gefängnisse geworfen worden. Selbst die Mittheilungen waren äußerst erschwert, so sehr war die Polizei wachsam und so beträchtlich waren die Kräfte, über welche die Regierung in dem Augenblicke verfügte. Wie konnte man sich in Einverständniß setzen, da man nicht einmal zusammenkommen konnte?

Dazu kam, daß jeden Tag eine neue Trauerpost

die Freunde der Herzogin mit Schrecken auf die Gefahren aufmerksam machte, an welche diese selbst nicht zu denken schien. Konnte sie nicht das Opfer eines Zusammentreffens werden, wo mörderische Kugeln den mündlichen Aufforderungen vorauseilten, und diejenigen, welche sich ergaben, auf der Stelle niedergemetzelt wurden! Auf diese Art fanden gerade damals der junge und hoffnungsvolle Bonnechose und der tapfere Cathelineau, der Erbe eines ruhmbedeckten Namens, einen frühen Tod.

Es wurde also beschlossen, daß die Herzogin die Ereignisse in einem Zufluchtsorte abwarten sollte, wo sie gegen alle Nachforschungen sicher gestellt wäre. Man schwankte lange in der Wahl des Ortes, der die meiste Sicherheit gewähren könnte, endlich wählte man Nantes. Der größte Theil der Bevölkerung dieser Stadt war für die Sache, als deren Vertheidigerin die Herzogin von Berri aufgetreten war, gar nicht günstig gestimmt: ihre Anwesenheit in einer solchen Stadt mußte deshalb der Regierung nichts weniger als wahrscheinlich erscheinen, und deshalb war vorauszusehen, daß sie ihre Aufmerksamkeit nicht auf

diesen Punkt richten würde. Noch mußte man aber Mittel finden, um in die Stadt zu gelangen, und also die Wachsamkeit der Polizei zu täuschen, welche die Herzogin überall suchte und die Augen auf die ganze Vendée gerichtet hatte. Von dem Orte, wo sich die Herzogin befand, nach Nantes waren es drei starke Landstunden, aber der Weg schwierig und gefahrvoll. Mit ihrer gewöhnlichen Raschheit im Entschluß erklärte die Herzogin, daß alle weitere Berathung unnütz sey, da sie den festen Entschluß gefaßt habe, zu Fuß, als Bäuerin verkleidet und in Begleitung einer einzigen Person, sich nach Nantes zu begeben. Diese Person war ein junges Fräulein aus einer adeligen Familie der Vendée, welches die Herzogin seit ihrer Ankunft daselbst noch keinen Augenblick verlassen hatte.

Gleich am folgenden Morgen setzte die Herzogin ihren Plan ins Werk. Der Zufall wollte zum Glück, daß es ein Markttag war; die Straße, welche sie verfolgen mußte, war daher voll Land-Weiber, welche sich nach der Stadt begaben, und hiedurch wurde ein Erkennen der Herzogin oder ihrer Begleiterin verhütet. Sie hatte ihre bisherige Wohnung um 6 Uhr Morgens, als Bäuerin

verkleidet, verlassen, wie dieß am Tag vorher ausgemacht worden war. Der Weg bis Nantes betrug, wie schon bemerkt, drei starke Stunden.

Nachdem die Herzogin eine Stunde gegangen war, fühlte sie, daß ihre Füße von den groben Schuhen und den leinenen Strümpfen, welche sie nicht gewohnt war, wund wurden; dennoch, ihre Schmerzen überwindend, setzte sie ihren Weg fort. Bald aber sah sie, daß es ihr physisch unmöglich war, mit dieser plumpen Fußbekleidung noch einen Schritt weiter zu thun. Sie setzte sich also am Rande eines Grabens nieder, zog Schuhe und Strümpfe aus, und so ihrer Fesseln entledigt, schritt sie frisch und munter mit nackten Füßen weiter.

Das Leben, welches sie seit ihrer Ankunft im Westen führte, hatte sie auf die geringfügigsten Umstände aufmerksam gemacht, die sie hätten verrathen können. So bemerkte sie, indem sie die Bäuerinnen betrachtete, welche an ihr vorbeigingen, um sich nach Nantes auf den Markt zu begeben, daß die Weiße ihrer Füße einen auffallenden Kontrast zu ihrer von der Sonne gebräunten Gesichtsfarbe bildeten. Sogleich hielt sie einen

Augenblick seitwärts der Straße an, raffte eine Handvoll schwärzlicher Erde zusammen und verwischte den letzten Ueberrest der Prinzessin, welche die Bäuerin noch an sich getragen, indem sie mit dieser, von der Straße genommenen, Schminke den untern Theil der Beine und die Füße einrieb.

Noch war man zwei Stunden von Nantes entfernt, aber seitdem die Herzogin ihre rauhe Fußbekleidung abgelegt hatte, dachte sie nicht mehr an die Anstrengungen der Reise. Sie hatte sich an ihre Tracht gewöhnt und spielte ihre Rolle als Bäuerin vortrefflich. Unter den vielen Landleuten, die vorübergingen, schien nicht einer auf den Gedanken zu kommen, daß diese Kleider von grober Wolle eine Prinzessin von königlichem Blut bedecken könnten, und daß diese Bäuerin, die jetzt barfuß auf den Steinstraßen der Vendée einherzog, einst die Königin der Feste in den Tuilerien gewesen sey, deren altes Echo den Schall der leichten Schritte ihrer jugendlichen Herrscherin freudig beantwortet hatte.

Man näherte sich Nantes. Die Herzogin dachte nur darauf, ihre Schuhe und Strümpfe wieder anzuziehen, denn das Pflaster der Stadt

erlaubte ihr nicht, ihren Weg mit bloßen Füßen fortzusetzen, sie war also genöthigt, das rauhe Linderungsmittel, das ihr die Anstrengung ihres Wegs bisher erleichtert hatte, wieder aufzugeben. Wer die Herzogin so ihre Fußbekleidung vor den Thoren von Nantes wieder anlegen sah, belobte sie gewiß wegen dieser ächt bretagnischen Sparsamkeit, indem Jeder bei der Herzogin die Absicht vermuthen mußte, auf dem Markte im Staate auftreten zu wollen, wenn sie vor allen Blicken ihre Schuhe zur Schau trüge, die sie so sorgfältig bis an die Thore der Hauptstadt der Vendée geschont hatte.

Auf der Brücke Pyrmile kam der Herzogin plötzlich ein Detaschement entgegen, das von einem ehemaligen Gardeoffizier kommandirt wurde. Sie erkannte ihn sehr gut und erinnerte sich, ihn oft gesehen zu haben, wenn er den Dienst im Schlosse gehabt hatte. „Der Offizier," sprach sie einige Zeit darauf: „der das Detaschement kommandirte, das mir an der Brücke entgegenkam, hat mich scharf angesehen: ich glaube, daß er mich erkannt hat. Wenn dem so ist, und ich je noch glückliche Tage erlebe, so soll er sehen, daß Karoline von

Frankreich noch weiß, welche Schulden die Karoline der Vendée zu tilgen hat.“

Die Prinzessin und ihre Begleiterin waren schon bis zum Bouffai gelangt, als der Herzogin plötzlich jemand von hinten auf die Schulter klopfte. Rasch und nicht ohne Besorgniß drehte sie sich um. Es war eine alte Frau, welche einen Korb mit Aepfeln auf den Boden gestellt hatte und nun zu schwach war, ihn sich selbst wieder auf den Kopf zu setzen.

„Kinder,“ sagte sie, sich zu der Herzogin und ihrer Begleiterin wendend, „helft mir meinen Korb wieder aufsetzen und ich will jeder von euch einen Apfel für die Mühe schenken.“

Die Herzogin ergriff den einen Henkel des Korbes, gab ihrer Begleiterin ein Zeichen, den andern zu fassen und so setzten beide den Korb der alten Frau wieder auf den Kopf. Aber wir leben in einem Jahrhundert, wo Undankbarkeit vorherrscht und wo die Aepfelhändlerinnen eben so wie die Großen der Erde geleistete Dienste gleich wieder vergessen. Auch diese wollte sich entfernen, ohne die versprochene Belohnung zu geben, da hielt die Herzogin sie am Arme zurück und sagte:

„Nun Mutter, wo ist mein Apfel?“ Die Bauersfrau gab ihr einen, und die Herzogin von Berri verzehrte ihn eben mit dem besten Appetit, als sie, indem sie die Augen erhebend ein großes Placat angeheftet sah, auf welchem mit gewaltigen Buchstaben die Worte: „Belagerungszustand“ zu lesen waren.

Dieß war eine Abschrift des Ministerialdekrets, welches die Departements Vendée, Maine und Loire, Loire-Inférieure und Deux-Sèvres in Belagerungszustand erklärte. Ein einziger Tag war erst verflossen seit Bekanntmachung dieser Ordonnanz und einer andern, welche sich begnügt hatte, die Gemeinden der Bezirke von Laval, Château-Gontier und Vitré in Belagerungszustand zu setzen. Die junge, die Herzogin begleitende, Vendéerin, bat sie inständig, sich nicht aufzuhalten, sondern im Gegentheil ihre Schritte zu beschleunigen und sich nach dem Hause zu wenden, wo man sie erwartete; denn jede Minute weiteren Verzugs könnte sie verrathen, mit vieler Kaltblütigkeit antwortete ihr aber die Herzogin, daß die Sache sie zu nahe angehe, und sie deswegen Einsicht davon nehmen müsse. Sie näherte sich daher der

Mauer, und las die Ankündigung ohne ein Zeichen von Besorgniß blicken zu lassen. Erst nachdem diese Lektüre beendigt war, setzte sie ihren Weg weiter fort.

Nach einigen Minuten hatte sie das Haus, in dem sie erwartet wurde, erreicht. Hier legte sie ihr ganz mit Koth bedecktes Kostüm ab, das man jetzt noch als Andenken an diese Begebenheit aufbewahrt. Bald darauf begab sie sich zu den Fräulein Duguigny, die in der oberen Schloßstraße wohnten. Hier sollte sie eine Zufluchtsstätte finden, wo sie, wie man ausgemacht hatte, günstigere Zeiten und ein freundlicheres Schicksal abwarten sollte.

Sechs und zwanzigstes Buch.

Sechs und zwanzigstes Buch.

Beschreibung des Hauses, welches die Herzogin von Berri bewohnte. — Die Mansarde. — Ein noch vom Jahre 93 herrührendes Versteck. — Anstatt jetzt an Ruhe zu denken, gibt sich die Herzogin neuen Mühseligkeiten hin. — Korrespondenzen nach Innen und nach Außen. — Die allgemeine Lage scheint einer Entscheidung entgegenzugehen. — Die Frage wegen Antwerpen. — Die Herzogin fordert ihre Freunde auf, im Falle eines Einschreitens der fremden Mächte insgesammt zu den Waffen zu eilen, um den Fremden mit der weißen Fahne entgegenzuziehen. — Ausdehnung ihrer Korrespondenz. — Neun hundert Briefe. — Verschiedene Chiffern. — Sorgen der Herzogin. — Das Andenken an Heinrich Dieudonné hält sie aufrecht in ihrer schweren Prüfung. — Eines der politischen Resultate des Aufstandes von 1832. — Die Ruhe ihres Asyls wird oft gestört. — Wie die fünf Monate ihres Aufenthalts in Nantes hingebracht werden. — Sie erkrankt mit den Symptomen der Cholera. — Der Verdacht der Regierung fängt an, sich auf Nantes zu werfen. — Sie sucht vergeblich nach dem Aufenthaltsort der Herzogin. — Deutz langt in Paris an. — Sein Zusammentreffen mit Maurice Duval. — Dieser kommt auf den Gedanken, Deutz zur Aufsuchung der Herzogin zu ge-

brauchen. — Letzterer will mit dem Ministerium in Verbindung treten. — Sein Besuch bei Herrn von Montalivet. — Wichtige Gründe, welche im Augenblicke nicht erlauben, seine Dienste anzunehmen. — Hinblick auf die Politik jener Epoche. — Herr von Montalivet, Minister des Innern. — Das Ministerium vom 11. Oktober gelangt ans Ruder. — Die Frage wegen Antwerpen wird wichtig. — Eine Krise steht bevor. — Drei Männer gegen drei verschiedene Gefahren. — Soult, Thiers und Guizot. — Schilderung des Ministeriums vom 14. Oktober. — Bei der Annäherung des Feldzugs von Antwerpen beschließt man die Gefangennehmung der Herzogin von Berri. — Deutz setzt sich in Verbindung mit Thiers. — Der Handel wird abgeschlossen. — Duval wird zum Präfekten des Departements der untern Loire ernannt. — Deutz begibt sich einige Tage vor ihm nach der Vendée.

Das Haus, welches die Herzogin von Berri bewohnte, war im höchsten Theile der Stadt gelegen und genoß einer reizenden Aussicht. Von den Fenstern aus überschaute man die Gärten des Schlosses, den Lauf der Loire und die bunten Wiesen, welche ihre Wellen bespülen. Das Zimmer der Herzogin war eine Mansarde im dritten Stock; man hatte es gewählt, weil in ihm ein Versteck angebracht war, der noch vom Jahre 1793 herrührte. Damals, als Nantes dem gräßlichsten

Blutvergießen und allem Greuel der wildesten Mordlust preisgegeben war, ein Zustand, der so lange dauerte, als der Prokonsul Carrier dort residirte, gewährte das Versteck in der oberen Schloßstraße den Flüchtigen und Geächteten ein Asyl. Es bestand aus einem Winkel, der von dem Kamine gebildet wurde, dessen Platte den Zugang zu dem Versteck schloß und die sich auf den Druck einer Feder öffnete. Dieses Asyl, welches während der ersten Revolution mehreren Royalisten das Leben gerettet hatte, sollte auch jetzt im Fall einer Gefahr, die Mutter Heinrichs Dieudonné aufnehmen. Dieser steinerne Käfig, kaum vier Fuß im Quadrate haltend, verriegelt und vermauert, aufgehängt weit ab vom Boden wie ein Nest, aber wie ein Nest, in welches weder Luft noch Licht einzudringen vermochte, dieß war der einzige, etwas sichere Aufenthalt, welcher der Herzogin in einem Königreiche übrig geblieben war, das sie für ihren Sohn zu erobern gehofft hatte.

Wir haben das geschäftvolle und thätige Leben gesehen, welches die Herzogin im Westen geführt hatte. Ihre jetzige Lebensart war dagegen eine ganz andere: von beständiger Bewegung war sie

zu absoluter Unbeweglichkeit übergegangen. Statt jetzt daran zu denken, ihre durch so viele Leiden geschwächte Gesundheit wiederherzustellen, war die Ruhe, welche sie jetzt genoß, nichts als eine neue Anstrengung. Kaum hatte sie den gefahrvollen Krieg verlassen, so warf sie sich in die Diplomatie. Sie nahm jetzt ihre Korrespondenz mit den Royalisten im In- und Auslande wieder auf. Mehr als je schien ein Krieg mit dem Auslande wahrscheinlich. Die belgischen Angelegenheiten verbrannten denen die Hände, welche sie zu ordnen versuchten; Antwerpen schien die verhängnißvolle Klippe zu seyn, an der der Frieden Europas scheitern sollte. Eben diese so schwierige Lage beschäftigte die Herzogin und bildete den Gegenstand ihrer Instruktionen. Ungeachtet der Niederlage, welche sie im Inlande erlitten hatte, war doch ihre Ansicht von einer Einschreitung des Auslandes immer noch die nämliche. Sie erklärte fortwährend, daß ihr Sohn sich nie den Fremden anschließen werde, und forderte ihre Freunde auf, beim ersten Kanonenschuß, der am Rheine fiel, zu den Waffen zu eilen, um die europäischen Armeen mit der weißen Fahne aufzuhalten.

Um einen Begriff von der ungeheuren Thätigkeit zu geben, welcher sie sich überließ, führen wir nur an, daß die Zahl der Briefe sich über neun hundert belief, welche beinahe alle von ihrer eigenen Hand geschrieben waren. Sie hatte vier und zwanzig verschiedene Chiffern, deren sie sich in der Korrespondenz mit den verschiedenen Theilen von Frankreich bediente; sie schrieb mit Chiffern und dechiffrirte dieselben mit einer ungemeinen Geläufigkeit. Wir entnehmen hierüber aus der Schrift eines ihrer politischen Gegner (des Generals Dermoncourt) folgende Details: „Wenn die Couriere 20 bis 30 Briefe mitzunehmen hatten, arbeitete sie oft von früh Morgens bis Abends, wobei sie dann nur die zum Mittagsmahl unumgänglich nothwendige Zeit aussetzte. Die weiße Dinte griff ihre Augen furchtbar an, so daß diese ihr solche Schmerzen verursachten, daß sie oft glaubte, sie müßten aus den Augenhöhlen treten.“

Wenn sie dann durch solche mühsame Beschäftigung ermattet war, wie oft sehnte sie sich nach jenem Leben voll Gefahren zurück, wo sie ihren stürmischen Geist doch wenigstens durch die forcirten Märsche, die sie im Lande herum machte,

hatte besänftigen und durch die Anstrengung ihres Körpers ihre rastlos arbeitenden Gedanken zur Ruhe bringen können! Jetzt eine Gefangene durch die für ihre Sicherheit nothwendigen Vorkehrungen, eingekerkert in ihr Asyl, fürchtete sie nicht allein, sich der Gefahr auszusetzen, sondern mit ihr auch alle diejenigen, welche ihr Gastfreundschaft gewährten. In ihren Gedanken überall herumschweifend, in der Vendée, in Frankreich, in Europa, war sie in ein kleines Zimmer von wenigen Füßen im Durchmesser eingeschlossen. Gequält durch ihre lebhafte im unthätigen Körper gefesselte Einbildungskraft, empfand sie unsägliche Qualen und war wirklich krank durch den Mangel an freier Bewegung.

Nur das Andenken an ihren Sohn Heinrich und an ihre Tochter hielt sie aufrecht in dieser harten Prüfung. Wenn auch die Opfer, welche sie gebracht, die Leiden, welche sie erduldet, von der Politik, die immer das Unglück verdammt und nur das Glück freispricht, nicht gehörig gewogen wurden, so wußte sie doch, daß sie ihr in den Herzen ihrer Kinder angerechnet würden. Und dann sagte sie sich selbst, daß ihr Feldzug,

so unglücklich er auch ausgefallen, doch ein Resultat gehabt habe. „Die Ereignisse," sprach sie, „welche auf die letzten Handlungen des vertriebenen Königs gefolgt, hatten nicht deutlich und klar erkennen lassen, wer von nun an Repräsentant jener alten Rechte sey, welche nach dem neuen Gesetz des Jahres 1830 nur noch bloße Ansprüche waren, denen keine Folge gegeben wurde. Durch die Expedition von 1832 war diese Ungewißheit aufgehoben. Die Herzogin war mit der einstimmigen Einwilligung ihrer Familie gekommen, die Fahne im Namen ihres Sohnes in der Vendée zu erheben, und nun war auch nicht mehr der Schatten eines Zweifels übrig. Der Ruf, den sie hatte erschallen lassen, konnte nicht mehr ungeschehen gemacht werden, denn Mancher hatte seinen Degen in sein eigenes Blut getaucht, um damit den Namen Heinrichs V. auf alte Schlachtfelder der Vendée zu schreiben, und war gestorben, jenen Ruf mit brechender Stimme noch leise seufzend, für welchen er sein Leben eingesetzt hatte."

Dieß waren die Gedanken der Herzogin, dieß ihr trauriger Trost. Obgleich ihr Zufluchtsort

sicher war, wurde er doch häufig gestört. Die Herzogin pflegte in den zweiten Stock herabzusteigen, um ihre Mahlzeit mit den beiden Fräulein Duguigny einzunehmen, deren Gastfreundschaft sie genoß; außer ihr speisten noch einige andere Personen mit. Mehrere Mal hinter einander wurde die Herzogin und die andern Gäste dabei durch falschen Lärmen aufgeschreckt. So oft man eine Uniform auf das Haus zukommen sah, fürchtete man eine Haussuchung, dann gab eine Glocke, welche vom Hausflur in das Zimmer heraufreichte, das Zeichen zum Verstecken.

Auf diese Art verlebte die Herzogin fünf Monate in Nantes, für jedermann unsichtbar, weil sie nur sehr wenige Personen von erprobter Treue bei sich empfing. Diese von der Klugheit gebotene Zurückgezogenheit hätte sich fast mit einer schweren Katastrophe geendigt. Die Landplage, welche unter der Bevölkerung von Paris gewüthet hatte, stattete nun auch der Vendée ihren Besuch ab. Jeden Tag sah die Herzogin zahlreiche Leichen an ihrem Fenster vorüberführen. Sie erkrankte selbst mit allen Symptomen der Cholera; sie schien in dieser Prüfungszeit bestimmt, den Tod in allen

Gestalten herauszufordern. Glücklicherweise verschwanden die drohenden Symptome wieder: dem Schurken Deutz war es vorbehalten, seine Hand auf diese edle Beute zu legen.

Seitdem die Herzogin sich nach Nantes geflüchtet hatte, war auch der letzte Rest des Bürgerkriegs erloschen. Nach und nach hatten sich die wenigen Banden, welche noch im Land umherstreiften, zerstreut. Die Vendée war mit bewaffneten Massen bedeckt, welche man jeden Tag durch neue Regimenter verstärkte. So hatte sich die Regierung der Gegenwart versichert, aber sie fürchtete immer noch für die Zukunft. Alle bis jetzt vergeblichen Nachsuchungen der Polizei hatten ihr endlich die Gewißheit verschafft, daß die Herzogin sich nicht mehr auf dem Lande befinde; man schloß natürlich daraus, daß sie in einer der Städte jener Gegenden sich befinden müsse, denn die Berichte vom Auslande versicherten alle aufs Bestimmteste, daß die Herzogin von Berri noch in keinem Theil von Europa sich habe blicken lassen. Sie mußte also noch in Frankreich seyn, wahrscheinlich in der Vendée. Da Nantes der Centralpunkt war, um welchen rings umher die

Insurrektion sich bewegt hatte, so wandte sich der Verdacht auf diese Stadt. Aber diese Wahrscheinlichkeit brachte die Polizei nicht viel weiter, und aller Anstrengungen ungeachtet konnte sie in der Stadt keine Spuren von der Herzogin auffinden.

Man mußte also nothwendig einen Verräther finden, der die Herzogin ausliefern sollte; zur Ruhe des ehrliebenden Vaterlandes können wir es sagen, es fand sich kein Franzose, der sich zu diesem niedrigen Dienste hergegeben hätte. Um einen solchen meineidigen Schurken zu finden, den man mit Geld und Schande überschüttete, mußte man einen Juden herbeiholen.

Im Laufe des Jahres 1832 war Deutz von Portugal zurückgekehrt. Er hatte für die Royalisten in Frankreich mehrere wichtige Briefe bei sich, und namentlich einige für die Herzogin von Berri. In Paris traf er, wie man behauptet, auf Maurice Duval, der unter dem Kaiserreich Finanzeinnehmer zu Florenz gewesen war, und sich in neuerer Zeit durch seine Verwaltung der Präfektur von Grenoble, bei dem Ministerium den Ruf eines entschlossenen und thätigen Mannes erworben hatte. Duval war einer jener rauhen Beamten, die in

der Schule des Kaisers gebildet und gewöhnt waren, den diktatorischen Willen Napoleons mit allen zu Gebot stehenden Mitteln zu vollziehen. Das Ministerium, das mit der Vendée ins Reine kommen wollte, hatte im Sinn, ihn von Grenoble nach Nantes zu versetzen, unter dem Vorwand, ihn dadurch für seine der Regierung geleisteten Dienste zu belohnen, in der geheimen Absicht aber, ihn in den Stand zu setzen, ihr wieder neue und wichtigere zu erzeigen. Duval dachte sogleich daran, durch die Vermittlung des Deutz zur Habhaftwerdung der Herzogin zu gelanger. Er wußte den Preis, welchen das Ministerium auf diese Gefangennehmung gesetzt hatte, und er selbst ergriff mit Begierde die Gelegenheit, durch eine in die Augen fallende Unternehmung seine neue Präfektur anzutreten. Aber Deutz, der wohl merkte, welche Wichtigkeit ihm die Rolle, die er in dieser schmutzigen Geschichte spielen konnte, beilegte, wollte mit einem Beamten zweiten Ranges nicht unterhandeln. Er verlangte in unmittelbare Verbindung mit dem Ministerium gesetzt zu werden, denn er war nicht der Mann, der seine Schande nicht wenigstens auch ihre guten

Früchte tragen lassen wollte, und nur gegen den gehörigen Wucherzins war er bereit, seine Schmachthaten zu verhandeln.

Es ist von Interesse, hier uns mit wenigen Worten ins Gedächtniß zurückzurufen, aus welchen Männern das Kabinet zusammengesetzt war, das in einen solchen traurigen Handel verwickelt wurde. Die Krankheit und der bald darauf erfolgte Tod Périers hatte die höchste Gewalt unbesetzt gelassen. Périer war der neuen Regierung so nützlich gewesen, daß man ihn für unentbehrlich halten und daß Niemand so leicht seine Stelle ersetzen konnte. Auch wurde dem Ministerpräsidenten kein Nachfolger gesetzt. An die Stelle des Staatsmannes brachte das Palais-Royal jetzt einen Mann, der, anstatt ein solcher zu seyn, nur dessen volles Vertrauen besaß. Das Portefeuille des Innern wurde den Händen des Herrn von Montalivet anvertraut, der sich solchergestalt zum Bewahrer fast aller Sigel, selbst der geheimsten, der Regierung ernannt sah. Diese Wahl war sehr bedeutungsvoll. Sie bewies, daß man höheren Ortes das Bedürfniß fühlte, die Hand in allen Zweigen der inneren Verwaltung

zu haben. Man hielt es zugleich für nöthig, so lange als möglich wenigstens dem Scheine nach das Ministerium vom 13. März aufrecht zu erhalten, um welches sich eine mit so vieler Mühe zusammengebrachte parlamentarische Majorität gesammelt hatte. Girod de l'Ain, der durch Stimmenmehrheit in der letzten Kammersitzung zum Präsidenten derselben ernannt worden war, wurde daher jetzt in das Kabinet berufen. Dieß war nicht der einzige Grund, der zu dieser Wahl bestimmte. Girod de l'Ain befand sich dem Palais-Royal gegenüber in derselben Stellung wie Herr von Montalivet. Man nannte damals diese schwachen Nachfolger des Ministeriums Périer den 13. März **après la lettre.**

Mit diesem Ministerium trat Deutz zuerst in Unterhandlung und Herr von Montalivet, der das Departement des Innern hatte, mußte vermöge seines Amtes den Besuch des Juden annehmen. Montalivet war ein Mann, eher geschickt zu einem kühnen Wagstück, als tauglich zum Staatsmann. Seinen politischen Ruf hatte er dadurch erlangt, daß er den Wagen mit den Ministern vom 8. August nach ihrer Verurtheilung zu Pferd

eskortirt hatte. Vermöge jenes instinktartigen Begriffs, durch den alle Menschen über die Eigenschaften, die sie besitzen und über die, welche ihnen mangeln, hinlänglich aufgeklärt werden, spürte auch Herr von Montalivet einen geheimen Hang zu solchen Maßregeln, welche nicht eigentlich zu Regierungsangelegenheiten erforderlich sind, sondern eine ganz andere Geschicklichkeit in Anspruch nehmen, als die Fertigkeit in den Geschäften. Er mußte also nothwendig die Idee, welche ihm von Maurice Duval eingegeben wurde, und die Ausführungsmittel, welche Deutz anbot, sehr günstig aufnehmen.

Aber anderweitige Betrachtungen nöthigten das Palais-Royal, dem Herrn von Montalivet zu befehlen, die Sache für jetzt nicht weiter zu verfolgen. Der Aufstand der Vendée war unterdrückt, die Gefangennehmung der Herzogin von Berri war also keine dringende Maßregel mehr. Ueberdieß mußte eine solche Gefangennehmung die Regierung in große Verlegenheit setzen. War die Prinzessin einmal in den Händen der Regierung, was sollte aus ihr werden? Sollte man sie ohne Urtheil gefangen halten? Das hieße die

stärkste Opposition gegen sich aufrufen. Oder sollte man sie vor ein Tribunal stellen? Und vor welches? Etwa vor die Pairskammer? Aber konnte man wohl die Wittwe des Herzogs von Berri vor einem Gerichtshof stellen, von dem Louvel abgeurtheilt worden war, und sollte der letzte Akt dieser politischen Tragödie da endigen, wo der erste angefangen hatte? Und wenn die Pairskammer nicht darauf einging, sollte man sie dann vor die Jury stellen? Aber könnte die Jury selbst nicht einer bestimmten Partei angehören? War sie legitimistisch, so wurde die Herzogin freigesprochen; war sie revolutionär, so erfolgte vielleicht ein Todesurtheil. Welche moralische und politische Wirkung mußte eine Freisprechung auf Europa und auf Frankreich äußern? In welcher Lage befand sich die Regierung, wenn bei einem möglichen Todesurtheile die Vollziehung nun herankam? Alle diese Betrachtungen, welche später wenigstens theilweise von dem Herzog von Broglio und von Thiers auf der Rednerbühne entwickelt wurden, um den von der Regierung gefaßten Entschluß, die Herzogin nicht vor Gericht zu stellen, zu erläutern; alle diese Betrachtungen

bestimmten das Ministerium, noch zu warten, und den ferneren Beschluß nach den Umständen und der weiteren Sachlage einzurichten.

Und diese Umstände wurden der Herzogin nicht günstig. Das Ministerium Montalivets und Girods de l'Ain war nichts anders als ein bloßer Uebergang. Dieser Schweif vom 13. März, der sich vier Monate lang noch mühsam nachschleppte, verschwand endlich und machte dem Ministerium vom 11. Oktober Platz. Die Lage war kritisch geworden durch die Wichtigkeit, welche eine Frage erlangt hatte, die schon seit zwei Jahren von der Londoner Konferenz in langen Protokollen herumgeschleppt wurde. Es war nämlich die Frage wegen Antwerpen, welche Belgien und Holland im Begriff waren, mit den Waffen in der Hand zu entscheiden. Wenn aber der König Wilhelm Herr dieser Festung blieb, so lauerte hinter der Citadelle von Antwerpen eine holländische Restauration, und hinter einer holländischen Restauration glaubte das Kabinet vom Palais-Royal eine zweite französische zu erblicken. Half man dagegen dem König Leopold die Citadelle von Antwerpen erobern, so folgte vielleicht auf diese Belagerung

ein allgemeiner Krieg. So umfaßte die damalige Lage drei besondere Gefahren für die nächste Zukunft: erstens die Antwerpener Frage, dann die Anwesenheit der Herzogin von Berri in der Vendée und endlich die Komplotte der Republikaner; Gefahren, die durch ihr zufälliges Zusammentreffen bedeutend vergrößert wurden.

In dem sich eben bildenden Kabinette entsprachen gerade drei Männer den Anforderungen dieser gefährlichen Lage. Soult war der Mann für die auswärtige Frage und für die Eroberung von Antwerpen; Guizot, der Mann für die republikanische Krise und ganz gemacht zur Unterdrückung der demokratischen Ideen; Thiers, der Mann für die royalistische Krise, besonders in der Vendée, und zur Gefangennehmung der Herzogin von Berri. Eines Umstands müssen wir noch flüchtig erwähnen, nämlich die Ursache, die zwei politischen Extremitäten, Guizot und Thiers genannt, in einem und demselben Kabinette zusammenbringen konnte. Das Kabinet vom 11. Oktober mußte nach drei Seiten hin Front machen, weil es drei verschiedenen Gefahren die Spitze bieten mußte. Es vereinigte Extreme in

sich, weil es auch gegen Extreme ankämpfen mußte. Es war hier nicht die Wahl eines Menschen, der das Kabinet gebildet hatte, es war das Resultat der damaligen Umstände, und so lange diese dauerten, konnten seine Glieder sich allerdings vereinigt glauben, während sie doch nur die drei entgegengesetzten Winkel eines politischen Dreiecks bildeten, das von dem eisernen Zirkel der Nothwendigkeit beschrieben worden war.

Derjenige, welcher unter diesen drei Männern seine Aufgabe zuerst löste, war Thiers. Der natürliche Gang der Dinge wollte es so. Ehe man daran denken konnte, nach außen zu handeln, mußte man sich nothwendig vorher die Gefahr im Innern vom Halse schaffen, welche durch die Anwesenheit der Herzogin von Berri in der Vendée für die Regierung entstand, und deßhalb mußte sich das Ministerium des Innern mit dem Werkzeug, das man einige Zeit vernachlässigt hatte, wieder in Verbindung setzen. Deutz machte anfangs Schwierigkeiten; die Formen des Herrn von Montalivet hatten ihm gefallen, und nicht ohne Bedauern erfuhr er, daß er nicht mehr mit diesem sein Geschäft abmachen sollte; doch seine

Vorurtheile dauerten nicht lange. Montalivet ließ Deutz in seinen Wagen steigen, setzte sich zu ihm und übernahm es, denselben bei dem neuen Minister einzuführen. Thiers und Deutz verstanden sich bald.

Der Jude war eine wichtige Person geworden. Er war es, durch welchen Thiers zum Ministerium des Innern gelangte, denn Deutz war das Werkzeug der Gefangennehmung der Herzogin, und diese Gefangennehmung war ja die Aufgabe, die Thiers zu lösen hatte. Deutz war es also, der einen Minister schuf und einen Präfekten. Maurice Duval erhielt den 18. Oktober die Präfektur des Departements der Nieder-Loire. Die ganze Angelegenheit wurde verhandelt zwischen den drei Personen: Thiers, Duval und Deutz.

Der Letztere ging einige Tage vor dem neuen Präfekten nach Nantes ab. Er reiste unter dem Namen Hyacinth; der Minister des Innern hatte ihm zum Reisegefährten den Polizeikommissär Joly beigegeben. Wahrscheinlich war ein Theil der versprochenen Belohnung schon an ihn ausbezahlt worden, und man stellte die Person des Deutz deswegen unter Aufsicht, bis er die Beute

ausgeliefert hätte, die er der Regierung nun schuldig war. Man wollte versichert seyn, daß er wirklich die Bedingungen des geschlossenen Handels erfüllen und daß er mit seiner Verrätherei Wort halten würde.

Sieben und zwanzigstes Buch.

Sieben und zwanzigstes Buch.

Mittel, um bis zu der Herzogin zu gelangen. — Deutz läßt ihr seine Ankunft melden. — Sie ist unentschlossen, ob sie ihn sehen soll. — Sie weigert sich anfangs. — Deutz begibt sich nach Paimboeuf. — Falsche Nachrichten. — Die Herzogin sieht Deutz. — Er weiß nicht genau, ob die Herzogin bei dem Fräulein Duguigny wohnt. — — Verdruß und Angst des Juden. — Er sucht eine neue Unterredung zu erlangen. — Die Freunde der Herzogin widersetzen sich diesem Vorschlag. — Welches Mittel Deutz anwendet, um diesen Widerstand zu besiegen. — Die Herzogin will ihn am 6. November sprechen. — Ungeduld des Deutz. — Seine Besorgnisse. — Seine Aeußerung an einer öffentlichen Tafel. — Die Prinzessin läßt ihn endlich vor sich. — Sie erhält einen Brief, der ihr Vorsicht anräth. — Die Herzogin liest diese Stelle Deutz vor. — Seine Antwort. — Er entfernt sich. — Gefangennehmung der Herzogin nach zweitägigem Suchen. — Sechzehnstündige Todesangst. — Das Feuer ergreift die Kleider der Herzogin. — Sie verläßt ihren Versteck. — Ihre ersten Worte. — Sie denkt an ihren Sohn, an ihre Freunde, an sich selbst aber nicht. — Sie tröstet Herrn Guibourg. — Die Herzogin wird auf das Schloß von Nantes geführt. — Ende des Aufstandes von 1832.

Die Mittel, welche Deutz in Händen hatte, um zu der Herzogin von Berri zu gelangen, waren

zahlreich. Die Herzogin zweifelte nicht im Geringsten an seiner Ergebenheit und seinem Eifer, weil er ihr sehr dringend von Rom aus empfohlen worden war; sie verließ sich auf seine politische Treue und seine frommen Gesinnungen. — Ueberdieß hatte sie seit den sechs Monaten, welche sie sich auf dem loyalen Boden der unbestechlichen Vendée befunden hatte, völlig vergessen, daß es noch Verräther gebe. Deutz hatte, wie man sagte, einige Sendungen mit vieler Klugheit ausgeführt. Er stand mit mehreren einflußreichen Personen von der royalistischen Partei in Verbindung und war von Paris abgereist mit wichtigen Depeschen versehen, die er in die Händen der Prinzessin überliefern sollte.

Sobald er in Nantes war, gelang es ihm, seine Ankunft der Herzogin anzeigen zu lassen. Aber die neue Ernennung Mauriee Duvals hatte einige Besorgnisse eingeflößt; man fürchtete, irgend ein von der Polizei Aufgestellter möchte den Namen des Deutz angenommen haben, um die Herzogin in die Falle zu locken. Es erfolgte deßwegen die Antwort zurück, die fraglichen Depeschen müßten zuvörderst in die Hände eines Dritten deponirt

werden, um sodann entscheiden zu können, ob der Ueberbringer derselben bei der Herzogin eingeführt werden dürfe. Deutz weigerte sich, in diesen Vorschlag einzugehen; er sagte, er werde einige Tage in Paimboeuf zubringen und hoffte nach seiner Rückkehr bei der Herzogin Zutritt zu erhalten. Er reiste auch wirklich ab, immer in Joly's Begleitung, welchen die Polizei wie einen Schatten an seine Person geheftet hatte. Der eine der beiden Reisenden gab sich für einen Kapitalisten aus, der Güter kaufen wollte, der andere für einen Feldmesser. Ging der Jude etwa schon mit dem Gedanken um, sich für die dreißig Silberlinge Aecker zu erkaufen?

Als er nach seiner Rückkehr seine Bitten erneuerte, ohne mehr Gehör zu finden, entschloß er sich, die wichtigen Depeschen, die er für die Herzogin in Händen hatte, zu deponiren. Dadurch wurde diese überzeugt, daß es wirklich Deutz war, der sie um eine Unterredung bat, und nun willigte sie auch ein, ihn zu sehen. Als Deutz die Depeschen übergab, hatte er nicht vergessen, beizufügen, er habe noch den ferneren Auftrag, der Herzogin weitere mündliche Mit-

theilungen zu machen, welche jedoch blos für sie bestimmt seyen.

So wurde er denn an einem der letzten Tage des Monats Oktober bei dem Fräulein Duguigny eingeführt. Für alle Fälle hatte man noch die Vorsicht gehabt, alles so einzurichten, daß Deutz nicht ersehen konnte, ob das Haus, in welches man ihn beschieden hatte, auch wirklich das von der Herzogin bewohnte sey. War auch die Herzogin selbst voll Zutrauen wie die Redlichkeit selbst, so war doch die Wachsamkeit ihrer Umgebung mißtrauisch wie Ergebenheit hier seyn mußte. Man ließ Deutz zuerst in den Saal treten, wo ihn die Herzogin sprechen sollte. Hierauf erschien diese; sie war gekleidet, als ob sie von Außen in ein fremdes, nicht von ihr bewohntes Haus nur darum käme, um Deutz zu sprechen. Nach einer kurzen Unterhaltung erhob sich die Herzogin, und schien sich zum Fortgehen anzuschicken; doch, sich gleichsam anders besinnend, wandte sie sich zu Deutz mit den Worten: „Es ist besser, wenn Sie zuerst das Haus verlassen; ich werde noch einige Minuten warten und ihnen dann nachfolgen, denn man darf uns nicht zusammen erblicken.“

Deutz ging ab in völligster Verzweiflung; sein Streich war mißlungen. Er glaubte, die Herzogin wohne nicht in diesem Hause. Wie sollte er nun seine Versprechungen erfüllen? Wie seinen Handel richtig machen? Er konnte Duval blos seine Ungewißheit mittheilen. Auch dieser befand sich nun in der größten Verlegenheit: Ein einziger fehlgeschlagener Versuch kompromittirte alles. Was war nun zu thun? Sollte er eine Haussuchung in dem Hause der Fräulein Duguigny anstellen lassen? Aber wenn die Herzogin dieses Haus nicht bewohnte und nicht gefunden würde, müßte diese Haussuchung der Herzogin die Verrätherei des Deutz nicht enthüllen und sie auffordern, auf ihrer Hut zu seyn; dadurch würde dann der ganze Plan scheitern, und die schon an die Regierung verkaufte Gefangene könnte entschlüpfen!

Nach langen Berathungen entschied man endlich, Deutz müsse alles versuchen, um noch zu einer zweiten Unterredung mit der Herzogin zugelassen zu werden. Das Mittel, dessen er sich dazu bediente, war niederträchtig, denn er machte, so zu sagen, die Tugend zur Theilnehmerin seines

Verbrechens, und blos dadurch, daß er den Namen Gottes auf den Lippen führte, gelangte er zu den Mitteln, seinen Verrath zu vollenden.

Es lebte in Nantes eine Nonne, die das ganze Zutrauen der Herzogin besaß, und die eine außerordentlich gottesfürchtige und mit seltener Frömmigkeit begabte Frau war. Deutz stellte sich ihr mit allen äußeren Zeichen der Andacht und Frömmigkeit vor, und so gelang es ihm, sie zu überzeugen, daß er der Prinzessin eine wichtige Mittheilung zu machen habe. Die Bewegung, die sich in ihrer Gegenwart seiner bemeistert habe, sagte er, habe ihn verhindert, ihr sein Geheimniß in der ersten Audienz mitzutheilen. Die Nonne, an die er sich gewendet hatte, hielt ihn für aufrichtig und wahrheitsliebend, und that Schritte bei der Herzogin, um diese zu bestimmen, Deutz ein zweites Mal vor sich zu lassen. Die aufrichtigen in der Umgebung der Herzogin lebenden Freunde hatten ihr bis jetzt diese neue Zusammenkunft ausgeredet; sie hegten zwar kein Mißtrauen gegen Deutz, aber sie fürchteten, er möchte, weil er in der Stadt fremd sey, von der Polizei verfolgt werden, und könnte da-

durch, ohne es zu wollen, das Asyl der Herzogin verrathen.

Der Tag der verhängnißvollen Zusammenkunft wurde festgesetzt; es war der 6. November. Das Haus der Fräulein Duguigny wurde als Ort dazu bezeichnet. Um halb fünf Uhr begab sich Deutz mit dem Eifer eines Verräthers in die obere Schloßstraße. Jeden Augenblick fürchtete er einen Gegenbefehl kommen zu sehen, und seit einigen Tagen schon lebte er in einem Zustand fieberischer Ungeduld. Sein Kopf ging mit einem Verbrechen schwanger. Einige Tage vor dem 6. November sprach er an der öffentlichen Tafel von der Last des Lebens und äußerte dabei, er könne den Selbstmord recht wohl begreifen. „Warum bringen Sie sich nicht um," unterbrach ihn sein Nachbar, „Sie würden von sich sprechen machen," Deutz erwiderte: „Seyen Sie nur ruhig, ehe acht Tage vergehen, wird man von mir sprechen, und zwar ohne daß es mir das Leben gekostet haben soll!"

Deutz hatte Recht; bald sollte man von ihm sprechen, und zwar an dem Tage, an welchem er seine Unsterblichkeit erlangte. Victor Hugo hat

ihm in wunderschönen Versen das Patent seiner Unsterblichkeit ausgestellt!

Als er vor der Herzogin erschien, machte er ihr eine im Voraus in Bereitschaft gehaltene Mittheilung. Während er noch sprach, brachte man der Herzogin einen mit sympathetischer Tinte geschriebenen Brief; man tauchte ihn in ein zubereitetes Wasser und die Herzogin wandte sich, nachdem sie ihn gelesen hatte, lächelnd zu Deutz mit den Worten: „man benachrichtigt mich hier Deutz, daß ich von Jemand verrathen werden soll, der mein ganzes Vertrauen besitze; das sind Sie nicht, nicht wahr?“

Deutz entgegnete: „Wie kann Ihre königliche Hoheit mich einer solchen Schändlichkeit fähig glauben, mich, der ich schon so viele Beweise meiner Treue und Ergebenheit gegeben habe?“

Und nun ging er fort, um sie auszuliefern.

Von nun an wollen wir den General Dermoncourt sprechen lassen, dem nächst einem Kommando im Westen auch die zur Festnehmung der Herzogin bestimmten Truppen anvertraut waren. Sein Bericht über diese Angelegenheit hat also einen offiziellen Charakter, der ihn vor-

züglich geeignet macht, hier eine Stelle zu finden. Ueberdieß gestattet seine Eigenschaft als politischer Gegner der Herzogin nicht, seinen Bericht über das wichtigste Ereigniß in dem Leben derselben einer Parteilichkeit zu ihren Gunsten zu beschuldigen.

Die Erzählung des Generals Dermoncourt lautet folgendermaßen:

„Als Deutz das bewußte Haus verlassen hatte, eilte er sogleich zum Präfekten. Ein Seitenblick, den er beim Herausgehen durch die halb offene Thür in den Speisesaal geworfen, hatte ihm sieben Gedecke bemerken lassen und da er wußte, daß die Fräulein Duguigny allein im Hause wohnten, so war also deutlich zu ersehen, daß die Herzogin mit ihnen speisen würde. Deutz erstattete über das, was er gesehen hatte, Bericht an Duval, und forderte ihn auf, sich zu beeilen, um noch während der Mahlzeit in das Haus zu gelangen; denn man konnte nicht gewiß wissen, ob die Herzogin nachher im Hause bleiben werde. Der Präfekt hatte am Morgen schon seine Maßregeln mit der Militärbehörde berathen, die seit der Zeit, daß die Vendée sich in Belagerungszustand befand, die höchste Gewalt ausübte und verfügte sich nun

sogleich zu dem Grafen Erlon, nachdem er vorher einem Diener der Polizei befohlen hatte, den Verräther Deutz in einem Zimmer gut zu bewachen, während man sich von der Richtigkeit seiner Angaben überzeugen wollte. Ich wurde unmittelbar darauf zu dem Grafen Erlon berufen, und zehn Minuten nachher waren alle unsere militärischen Anstalten getroffen und dem Platz-Kommandanten, Obrist Simon Lorrière, die gehörigen Befehle ertheilt.

„Eine bedeutende Entwicklung von Streitkräften war aus zwei Gründen nothwendig: erstens weil eine Empörung unter der Bevölkerung möglich war, und zweitens weil man eine große Menge von Häusern umzingeln mußte. Deswegen wurden gegen zwölf hundert Mann hiezu beordert, die schon seit dem frühen Morgen Befehl gehabt hatten, sich bereit zu halten.

„Die beiden Bataillone theilten sich in drei Kolonnen, über welche ich, begleitet von dem Grafen Erlon und dem Präfekten, welcher das Ganze leitete, den Oberbefehl führte. Die erste, geführt von dem Platzkommandanten, marschirte den Cours hinab, stellte Schildwachen längs den

Mauern des bischöflichen Gartens und der anstoßenden Häuser aus, zog an den Gräben des Schlosses vorüber und gelangte bis gegenüber vor dem Hause Duguigny, wo sie sich aufstellte.

„Die zweite und dritte Kolonne, an deren Spitze ich mich selbst befand, wandte sich nach der Rue de l'Evêche, gegenüber der Place St. Pièrre und theilten sich dort: die eine, von mir kommandirt, marschirte die große Straße hinab, bog dann in die Rue des Ursulines ein und gelangte durch die untere Schloßstraße zu der Kolonne, welche Obrist Simon Lorrière führte. Die dritte zog direkt die obere Schloßstraße hinab, geführt vom Obrist Lafeuille vom 56. Regiment und von dem Kommandanten Viaris, und vereinigte sich dort vor dem Hause Duguigny, mit den beiden andern Kolonnen. So war die Einschließung der verdächtigen Häuser vollkommen hergestellt.

Es war sechs Uhr Abends und die Nacht schön. Durch die Fenster ihres Zimmers sah die Herzogin den Mond am klaren Himmel aufsteigen, in dessen glänzender Scheibe sich ein dunkler Schatten hervorhob, dieß waren die festen Thürme

des alten Schlosses. Es gibt Augenblicke, wo die Natur so sanft und freundlich erscheint, daß man unmöglich glauben kann, daß mitten in dieser Ruhe eine Gefahr wehe und uns bedrohe. Die durch den Brief von Paris bei der Herzogin hervorgerufene Besorgnisse waren beim Anblick dieses Schauspiels verschwunden, als plötzlich Herr Guibourg dem Fenster näher tretend, die Bajonnette schimmern und die Kolonne des Obristen Lorrière auf das Haus zumarschiren sah. Augenblicklich sprang er zurück und rief: „Retten Sie sich, königliche Hoheit, retten Sie sich!“ Die Herzogin stürzte sogleich der Treppe zu, die übrigen folgten ihr. Der Versteck war schon früher versuchsweise betreten und dabei ausgemacht worden, daß man der Größe nach sich in demselben stellen und folglich Herr von Masnard zuerst hinein müsse. Höchstens konnten vier Personen in demselben und zwar nicht länger ausharren, als eine Haussuchung dauern dürfte. Als man beim Versteck angekommen war und die Platte geöffnet hatte, schlüpfte Herr von Masnard zuerst hinein, ihm folgte Herr Guibourg, und jetzt war die Reihe an dem

Fräulein Stylita von Kersabiec, die aber durchaus nicht vor der Herzogin eintreten wollte. Diese sagte lachend zu ihr: „Nach Regeln der Kriegskunst, Beste, muß der Kommandant bei einem Rückzug immer hinten marschiren.“ — So trat auch Fräulein Stylita ein und hinter ihr die Herzogin. In dem Augenblick, wo die Hausthüre von den Soldaten geöffnet wurde, wurde die Thüre des Verstecks geschlossen.

„Die Soldaten traten in das Erdgeschoß, ihnen gingen Kommissäre der Polizei von Paris und Nantes mit dem Pistol in der Hand voraus, dem einen derselben, der nicht mit Waffen umzugehen verstand, ging das Pistol los und verwundete ihn an der Hand. Die Truppe verbreitete sich im Hause. Meine Pflicht war es gewesen, dasselbe zu umzingeln, das hatte ich gethan; die Haussuchung war die Sache der Polizeibeamten, und ich ließ sie also gewähren.

„Joly erkannte das Innere genau aus der Beschreibung, welche ihm Deutz davon gemacht hatte, und fand auch noch die Tafel mit den sieben Gedecken unversehrt, obgleich die beiden Fräulein Duguigny, die Frau von Charette und

das Fräulein Coleste von Kersabiec scheinbar die einzigen Bewohner des Zimmers waren. Er begann damit, sich der anwesenden Damen zu versichern, stieg dann die Treppe hinauf, wie ein im Hause völlig Bekannter, und ging gerade auf die Mansarde zu, die er sogleich erkannte und bei deren Anblick er so laut, daß er von der Herzogin gut gehört werden konnte, ausrief: „das ist der Audienzsaal.“ Die Herzogin konnte nun nicht mehr daran zweifeln, daß die ihr in dem pariser Briefe verkündete Verrätherei von Deutz ausgegangen sey. Ein offener Brief lag auf dem Tische. Joly bemächtigte sich seiner; es war derselbe, den die Herzogin von Paris erhalten und den sie laut vorgelesen hatte. Nun war nicht mehr daran zu zweifeln, daß die Herzogin wirklich im Hause sich befand: alles kam jetzt nur darauf an, sie in demselben aufzufinden.

„Alsbald wurden Schildwachen in alle Zimmer gestellt, während alle Eingänge auch besetzt waren. Das Volk strömte herbei und bildete einen zweiten Kreis hinter den Soldaten; die ganze Stadt hatte sich auf den Plätzen und in den Straßen versammelt. Die Durchsuchungen begannen im Innern,

die Meublen wurden geöffnet, wenn die Schlüssel sich vorfanden, aufgebrochen, wo man sie nicht finden konnte; Sappeurs und Maurer untersuchten die Platten und Mauern mit Beil und Hammer; Architekten wurden in jedes Zimmer geführt, erklärten aber, daß, wenn man die innere Bauart des Hauses vergleiche mit der äußeren, es als rein unmöglich erscheine, daß die Zimmer Verstecke enthalten sollten, oder vielmehr, sie fanden alle Schlupfwinkel, die sie enthielten. In einem derselben entdeckte man verschiedene Gegenstände, unter anderm Druckschriften, Geschmeide und Silberzeug, das alles zwar dem Fräulein Duguigny gehörte, wodurch aber im jetzigen Augenblick die Gewißheit erhöht wurde, daß die Herzogin sich im Hause befinden müsse. In der Mansarde angekommen, erklärten die Architekten, sey es nun aus Unwissenheit oder aus Großmuth, daß hier weniger als irgend wo ein Versteck angebracht seyn könne. Jetzt ging man zu den benachbarten Häusern über, wo die Nachsuchungen fortgesetzt wurden; nach wenigen Augenblicken hörte die Herzogin Hammerschläge, welche gegen die Mauer des Zimmers, das an ihren Versteck stieß, gerichtet

wurden; man sondirte mit solcher Kraft, daß ganze Stücke Gyps von der Wand losbrachen und auf die Gefangenen herabfielen und daß man einen Augenblick lang sogar befürchtete, die ganze Mauer möchte auf sie hereinstürzen.

„Die Herzogin konnte von ihrem Versteck aus die Flüche und Verwünschungen der Soldaten hören, welche über die Fruchtlosigkeit ihrer anstrengenden Nachsuchungen wüthend waren. „Wir werden in Stücke gehauen werden," sagte sie, „es ist aus mit uns!" „O meine armen Kinder!" Dann wandte sie sich zu ihren Gefährten: „Und ihr befindet euch in dieser schrecklichen Lage nur meinetwegen."

„Während dieß alles in dem oberen Theile des Hauses vorging, hatten die Fräuleins Duguigny viele Kaltblütigkeit gezeigt, und sich, ungeachtet sie von den Soldaten bewacht wurden, ganz ruhig zu Tische gesetzt, indem sie die Frau von Charrette und Cöleste von Kersabiec einluden, ein Gleiches zu thun. Zwei andere Frauen waren noch von Seiten der Polizei der Gegenstand ganz besonderer Aufmerksamkeit: dieß war die Kammerfrau Charlotte Moreau, von Deutz als der

Herzogin sehr ergeben, bezeichnet, und die Köchin Marie Rossy. Diese Letztere führte man zuerst auf das Schloß, hierauf in die Gensdarmerie-Kaserne, und da man sah, daß sie allen Drohungen widerstand, suchte man sie zu bestechen. Immer größere Summen wurden ihr angeboten, und vor ihren Augen hingezählt; aber standhaft erwiederte sie: sie wisse nicht, wo die Herzogin von Berri sich befinde. Die Frau von Charrette hatte sich gleich ganz von Anfang für ein Fräulein von Kersabiec ausgegeben und war nach der Mahlzeit mit ihrer vorgeblichen Schwester in das Haus des Letzteren zurückgeführt worden, das in der nämlichen Straße etwa 30 Schritte weiter oben gelegen war.

„Nachdem die Nachsuchungen einen Theil der Nacht hindurch fruchtlos fortgedauert hatten, ließ der Eifer, mit dem sie betrieben wurden, etwas nach; man glaubte die Herzogin in Sicherheit und da mehrere Untersuchungen schon früher an verschiedenen Orten ohne Resultat geblieben waren, so glaubte man auch dieser letzteren den nämlichen Ausgang vorher sagen zu können. Der Präfekt gab also Befehl zum Abmarsch, ließ aber aus

Vorsicht hinreichende Mannschaft zur Besatzung sämmtlicher Zimmer des Hauses nebst dem Polizei-Kommissär zurück, welche sich im untern Stocke aufstellten. Die Umzinglung dauerte fort und die Nationalgarde löste dabei einen Theil der Linien-Truppen ab, damit diese etwas ausruhen konnten. Bei der Ausstellung der Schildwachen wurden zwei Gensdarmen in die Mansarde befehligt, wo der Versteck sich befand. Die vier in demselben verborgenen Personen waren dadurch genöthigt, sich ruhig zu verhalten, so peinlich auch ihre Lage war; denn der Winkel, in den sie sich eingepreßt sahen, maß in der Länge nur 3½ Fuß, in der Breite aber an einem Ende blos achtzehn Zoll, am andern gar nur acht bis zehn. Dabei mußten die Männer noch eine weitere Unbequemlichkeit ertragen, ihr Versteck verengte sich nämlich in dem Maße, als es höher wurde, so daß sie kaum aufrecht in demselben stehen konnten, und dieß war sogar noch dann der Fall, wenn sie den Kopf durch die Sparren steckten. Die Nacht war überdieß feucht, die Kälte drang durch die Schieferplatten von oben herab auf die Gefangenen ein, aber Niemand wagte eine Klage laut wer-

den zu lassen, denn die Herzogin selbst beklagte sich nicht.

„Die Kälte wurde so empfindlich, daß selbst die beiden Gensdarmen, welche in dem Zimmer waren, sie unerträglich fanden; einer derselben ging in das Haus hinab und holte Lohkuchen, um Feuer anzumachen. Zehn Minuten darauf brannte ein prächtiges Feuer in dem Kamine, hinter dessen Platte die Herzogin versteckt war.

„Dieses Feuer, welches nur zum Nutzen zweier Personen angemacht worden war, erwärmte bald ihrer sechs, und die Gefangenen, von Kälte erstarrt, wünschten sich anfangs Glück dazu. Aber die Behaglichkeit, welche ihnen die neue Wärme verursachte, ging bald in einem Zustand unerträglicher Leiden über. Die Platte und die Mauer des Kamins verbreiteten, als sie wärmer wurden, eine mit jedem Augenblicke steigende Hitze in dem kleinen Neste; bald war die Mauer brennend heiß, so daß man die Hand nicht mehr daran halten konnte, zu gleicher Zeit wurde auch die Kaminplatte fast glühend roth, und obgleich der Tag noch nicht angebrochen war, begann doch schon wieder das Hämmern der nachsuchenden Arbeiter;

Eisen und hölzerne Stangen schlugen mit verdoppelter Kraft gegen die Mauer des Verstecks und erschütterten dieselbe. Den Gefangenen kam es vor, als ob das Haus Duguigny und die Nachbarhäuser niedergerissen würden. Die Herzogin hatte folglich keine andere Aussicht, als, entweder von den Flammen verzehrt oder unter den Trümmern begraben zu werden. Dennoch, sogar unter solchen Umständen, verließ sie ihr Muth und ihre Heiterkeit nicht, und mehrere Mal konnte sie sich nicht enthalten, über das Gespräch der beiden Gensdarmen, welche sie bewachten, zu lachen. Die Unterhaltung dieser beiden stockte bald; der eine derselben schlief ein trotz des schrecklichen Lärms, den man in den benachbarten Häusern machte; denn schon zum zwanzigsten Mal hatten sich die Nachsuchungen abermals um den Versteck concentrirt. Sein Gefährte, für den Augenblick erwärmt, hatte unterlassen, das Feuer zu unterhalten; die Mauer und die Kaminplatte erkalteten wieder. Dem Herrn von Mesnard war es gelungen, einige Dachsparren aufzureißen, und die frische eindringende Luft hatte die glühende innere Atmosphäre wieder abgekühlt. Alle ihre Besorgnisse

wandten sich nun gegen die neben ihnen arbeitenden Einreißer; mit gewichtigen Hammerschlägen untersuchte man die an sie stoßende Mauer und einen Aufsatz in der Nähe des Kamins. Mit jedem Hammerschlag fiel Gips als Staubwolke von der Decke herab. Schon glaubten sie sich verloren, als die Arbeiter endlich diesen Theil des Hauses verließen, den sie von wahrem Einreißer-Instinkt geleitet, so ängstlich untersucht hatten, und von Neuem schöpften die Gefangenen Athem. Die Herzogin hielt sich für gerettet: doch sollte diese Hoffnung nicht lange dauern.

„Der wachende Gensdarme wollte die augenblickliche auf den teuflischen Lärm, der das ganze Haus erschüttert hatte, gefolgte Stille benützen, um sich jetzt auch dem Schlafe zu überlassen und weckte seinen Kameraden. Dieser war während seines Schlafes fast vor Kälte erstarrt: kaum hatte er die Augen geöffnet, so suchte er sich wieder zu erwärmen und zündete folglich das Feuer wieder an, und da die Lohkuchen nicht recht brennen wollten, ergriff er ein Paket von Blättern der Quotidienne, welche sich in ungeheuren Massen unter einem Tisch befanden und warf sie auf das

Feuer, das von neuem in hellen Flammen in dem Kamine auflohderte.

Das von den Zeitungen hervorgebrachte Feuer verursachte einen viel dickeren Rauch und eine weit stärkere Hitze als die Lohkuchen das erste Mal bewirkt hatten. Daraus entstanden für die Gefangenen neue und bedeutende Gefahren: der Rauch drang durch die Mauerritzen des Kamins, die durch die neuerliche Erschütterung desselben entstanden waren, zu ihnen ein und die Kaminplatte, welche noch nicht ganz erkaltet war, wurde bald wieder brennend heiß. Die Luft in dem Versteck wurde von Minute zu Minute glühender und zum Einathmen untauglicher: die Gefangenen waren genöthigt, den Mund an die Dachsparren zu halten, um frische Luft gegen ihren brennenden Athem einzutauschen; dabei war die Herzogin diejenige, welche von allen am meisten zu leiden hatte, denn da sie zuletzt eingetreten war, befand sie sich auch zunächst an der Platte; ihre Gefährten hatten ihr alle zu wiederholten Male angeboten, den Platz mit ihr zu tauschen, sie hatte es aber immer abgelehnt.

„Zu der Gefahr der Erstickung kam aber nun

für die Gefangenen noch eine neue, nämlich die, lebendig verbrannt zu werden. Die Platte war gluth-roth und der Untertheil der Kleider der beiden Frauen drohte anzubrennen. Schon zweimal hatte das Feuer das Kleid der Herzogin erfaßt und sie hatte es mit den bloßen Händen erstickt, ohne sich über die Brandwunden zu beklagen, wovon sie noch lange die Spuren behielt. Jede Minute wurde die innere Luft dünner, und die äußere drang in zu geringer Quantität durch die Löcher im Dache ein, um diese brennende Atmosphäre erfrischen zu können. Der Athem der Gefangenen wurde immer keuchender; blieb man noch zehn Minuten in diesem Glühofen, so stand das Leben der Herzogin in Gefahr. Alle baten sie, den Versteck zu verlassen, nur sie wollte noch nicht. Noch einmal erfaßte das Feuer ihr Kleid, noch einmal löschte sie es; aber als sie wieder aufstand, verschob sie durch ihre Bewegung die Schließstange der Platte, so daß diese sich ein wenig öffnete. Fräulein Kersabiec wollte sie sogleich mit der Hand wieder befestigen, verbrannte sich aber dieselbe sehr stark.

„Durch die Bewegung der Platte waren die

Lohkuchen auseinander gefallen und hatten die Aufmerksamkeit des Gensdarmen erregt, der aus seiner Langweile, mit welcher er die Blätter der Quotidienne las, erwachte und sich verwunderte, sein pyrotechnisches Gebäude nicht fester aufgebaut zu haben. Das Geräusch, das durch die Versuche des Fräuleins Kersabiec entstand, brachte ihn auf einen sonderbaren Gedanken. Er bildete sich nämlich ein, es seyen Ratten in dem Kamine und dachte, die Hitze werde sie heraustreiben; er weckte daher seinen Kameraden und beide machten sich bereit, ihnen mit ihren Säbeln den Garaus zu machen.

„Unterdessen vermehrten der Rauch und die Hitze jeden Augenblick die Qualen der vier Gefangenen. Die Platte machte eine neue Bewegung, da rief einer der Gensdarmen: „wer ist dort?“ Fräulein von Kersabiec gab zur Antwort: „Wir ergeben uns, wir wollen aufmachen, löscht nur das Feuer aus!“

„Die Gensdarmen stürzten sich sogleich auf das Feuer und traten es mit ihren Füßen aus. Die Herzogin trat zuerst heraus, und mußte dabei Füße und Hände auf den glühenden Heerd setzen:

ihre Gefährten folgten ihr. Es war gegen 9½ Uhr des Morgens, seit sechszehn Stunden waren sie ohne Nahrung in dem Versteck eingeschlossen gewesen.

„Mit den ersten Worten verlangte die Herzogin nach mir. Einer der Gensdarmen holte mich sogleich aus dem Erdgeschoß, wo ich mich bis jetzt aufgehalten hatte.

„Ich begab mich alsbald hinauf, begleitet von Herrn Baudot, Substituten des Generalprokurators in Nantes, und von mehreren Offizieren, welche gerade bei mir waren. Meine Pflicht und das Gefühl der Schicklichkeit riefen mich zu der Herzogin. Bei meiner Ankunft hatte sie das Zimmer, wo der Versteck war, verlassen, und befand sich in dem, wo sie den Deutz empfangen, und welches Joly das Audienzzimmer genannt hatte. Sie hatte sich in eine Art Kabinet eingeschlossen, um nicht den Blicken der Neugierigen ausgesetzt zu seyn, welche heraufkamen, um sie anzugaffen. Kaum hatte ihr das Fräulein von Kersabiec meine Ankunft gemeldet, als sie herauskam. „General," sagte sie zu mir, „ich ergebe mich Ihnen und überliefere mich Ihrer

Rechtlichkeit.“ „Ihre königliche Hoheit,“ erwiderte ich, „befinden sich unter dem Schutze der französischen Ehre.“

„Ich führte sie hierauf zu einem Stuhle; ihr Gesicht war bleich, der Kopf unbedeckt, die Haare in Verwirrung; sie trug ein einfaches braunes Kleid, das unten durch das öftere Anbrennen beschädigt war, ihre Füße waren mit kleinen von Sahlbändern geflochtenen Pantoffeln bekleidet. Als sie sich setzte, sagte sie zu mir: „General, ich habe die Pflichten einer Mutter erfüllt, die das Erbe ihres Sohnes wieder erobern wollte.“ Ihre Stimme war fest und ausdrucksvoll.

„Kaum hatte sie sich niedergesetzt, als ihre Augen die andern Gefangenen suchte; sie erblickte sie mit Ausnahme des Herrn Guibourg, den sie rufen ließ. Sie wandte sich hierauf gegen mich und sagte: „General, ich wünsche von meinen Unglücksgefährten nicht getrennt zu werden.“ Ich versprach es ihr im Namen des Grafen Erlon, von dem ich gewiß wußte, daß er mein Wort ehren würde.

„Mein Adjudant und mein Sekretär hatten

sich, der eine zu dem Grafen Erlon, der andere zum Präfekten Duval begeben, um sie von dem, was sich so eben ereignet hatte, zu benachrichtigen. Duval war der erste, der kam.

„Er trat in das Zimmer, in welchem wir waren, mit dem Hut auf dem Kopfe, als ob nicht eine Gefangene da wäre, welche durch ihren Rang und ihr jetziges Unglück noch mehr Achtung verdiente, als man ihr je erwiesen hatte! Er näherte sich der Herzogin, sah sie an, wobei er ganz flüchtig die Hand an den Hut legte und denselben kaum etwas weniges aufhob und sagte: „Ja, wahrhaftig, die ist es!“ Und nun ging er wieder ab, um seine weiteren Befehle zu ertheilen.

„Wer ist der Mensch?“ fragte die Herzogin?

„Die Frage war natürlich, denn Duval hatte sich ohne irgend ein Kennzeichen seines hohen Amtes gezeigt.

„Vermuthen es Ihre Hoheit nicht?“ entgegnete ich.

„Sie schwieg einen Augenblick, dann sagte sie: „das kann Niemand seyn, als der Präfekt.“

„Ich erwiderte, sie habe sich nicht getäuscht, es sey wirklich der Präfekt gewesen.

„Hat dieser Mensch unter der Restauration gedient?“

„Nein, Madame!“

„Das freut mich für die Restauration.“

„In diesem Augenblicke kehrte Duval zurück und verlangte von der Herzogin ihre Papiere. Die Herzogin sagte, man soll in dem Versteck nachsuchen, wo man ein weißes Portefeuille finden werde, das daselbst liegen geblieben sey. Der Präfekt holte das Portefeuille und übergab es der Herzogin. „Herr Präfekt,“ sagte sie mit Würde, „die Papiere, welche in diesem Portefeuille enthalten sind, haben geringen Werth; doch kommt es mir zu, sie Ihnen selbst zu übergeben, um Ihnen ihre Bestimmung zu bezeichnen.“

„Nach der Uebergabe der Papiere erfolgte die Uebergabe des Geldes. Der Präfekt fragte:

„Wissen Madame, wie viel Sie Geld besitzen?“

„Es müssen sich in dem Versteck gegen **36,000** Franken befinden, wovon **12,000** den Personen meines Gefolges gehören.

In diesem Augenblick kam der Graf Erlon an, der bei seinem Eintritt alle die Formen beobachtete, welche Duval für unnöthig erachtet hatte.

„Sie haben mir versprochen, mich nicht zu verlassen," sagte die Herzogin leise zu mir. — Ich wiederholte mein Versprechen.

„Die Herzogin erhob sich hierauf rasch, ging dem Grafen Erlon entgegen und sagte: „Herr Graf, ich habe mich dem General Dermoncourt anvertraut, ich möchte Sie um die Erlaubniß bitten, daß er bei mir bleibe. Ich habe ihn gebeten, mich nicht von meinen Begleitern zu trennen und er hat es mir in Ihrem Namen versprochen, werden Sie seine Zusage bestätigen?"

„Der Graf Erlon erwiderte, ich habe nichts versprechen können, das er nicht bereit wäre, zu bestätigen, und er werde stets mit dem größtem Eifer alles gern bewilligen, was in seiner Macht stehe.

„Diese Worte beruhigten die Herzogin und als sie sah, daß der Graf Erlon mich auf die Seite nahm und leise mit mir sprach, wandte sie sich zu Herrn von Mesnard und dem Fräulein Kersabiec und unterhielt sich mit ihnen.

„Der Graf Erlon benachrichtigte mich, daß Herr von Mesnard und das Fräulein von Kersabiec bei der Herzogin bleiben könnten; was den

Herrn Guibourg betreffe, so glaubte er, derselbe würde von der Justizbehörde reklamirt werden, um ihn wieder in die Lage zu versetzen, in welcher er sich vor seiner Entweichung befunden hatte, da ein Kriminalprozeß gegen ihn anhängig sey. Seiner Ansicht nach müsse auch die Herzogin so bald als möglich auf das Schloß geführt werden. Auf seinen und des Präfekten Befehl war dort alles schon zu ihrem Empfange vorbereitet worden.

„Ich trat hierauf der Herzogin näher und sagte ihr, wenn sie sich jetzt etwas besser befinde, so dürfte es Zeit seyn, das Haus zu verlassen.

„Und wo wollen Sie mich hinführen?“ fragte sie mich fest anblickend.

„Auf das Schloß, Madame!“

„Und von da nach Blaye ohne Zweifel?“

„Das Fräulein von Kersabiec näherte sich mir und sagte:

„Herr General, Ihre königliche Hoheit kann unmöglich zu Fuß gehen, das würde sich nicht schicken.“

„Ich erwiderte ihr, ein Wagen dürfte uns nur lästig fallen, deswegen möchte es besser seyn, wenn die Herzogin einen Mantel umnehmen

und den kurzen Weg bis zum Schlosse zu Fuß machen wollte.

„Die Herzogin entschloß sich sogleich dazu und sprach, indem sie meinen Arm nahm, „Nun fort, meine Freunde!“

„Als wir an der Mansarde vorüberkamen, warf sie noch einen Blick auf die verhängnißvolle Kaminplatte, welche offen stehen geblieben war, dann wendete sie sich zu mir: — „Ja General,“ sagte sie, „wenn Sie mich nicht wie der heilige Laurentius bekriegt hätten, was beiläufig gesagt, nicht ganz zum kriegerischen Edelmuth paßt, so würden Sie mich jetzt schwerlich führen!“

Dieß war der Ausgang des Aufstandes vom Jahre 1832 und so endete die Unternehmung der Herzogin von Berri. Bei diesen letzten erschütternden und gefahrvollen Scenen hatte die Herzogin eine Seelengröße und einen Muth entfaltet, welche selbst die Erwartung ihrer Freunde übertreffen und ihren Gegnern Achtung einflößten. Als sie nach sechzehnstündiger, in einem Schlupfwinkel von vier Fußen im Gevierte, zugebrachter Todesangst mit verbrannten Händen und Füßen unter die dunkle Pforte ihres Verstecks trat, war ihr

erstes Wort ein Wort des Vertrauens gewesen. Sie erkannte nämlich die beiden Gensdarmen, welche in dem Zimmer sich befanden, als Soldaten der ehemaligen Garde und rief ihnen zu: „Ihr gehörtet ehemals zu der königlichen Garde, ich vertraue mich daher der französischen Ehre.“ Alles, was sie, bevor sie das Haus verließ, zu den Behörden sprach, war zu Gunsten der mit ihr gefangenen Personen. „Wenn hier jemand strafbar ist,“ sagte sie unter anderm, „so bin ich es. Fräulein Stylita von Kersabiec und diese Herrn haben blos meinen Befehlen gehorcht. Meine edlen Wirthinnen habe alle mein Gepäck ohne weitere Prüfung aufgenommen und darunter gehört auch eine Buchdruckerpresse; für alle Gegenstände, welche ihnen verdächtig erscheinen, muß ich also auch die Verantwortlichkeit übernehmen.“ Als man später von den Beschädigungen sprach, welche das Feuer an dem Kleide, das sie ausgezogen hatte, angerichtet, erwiderte sie: „Ich wollte Euch erlauben, davon zu sprechen, wenn es Spuren der Kugeln von Frankreichs Feinden wären.“ Dieser Antheil, den sie an den Gefährten ihres Unglücks nahm, begleitete sie selbst auf ihrem

Gange von der hohen Schloßstraße nach der Citadelle. So sagte sie zu dem achtungswürdigen Guibourg vor vielen Leuten: „Sie verlieren zum zweiten Male ihre Freiheit, aber sie bleiben wenigstens bei mir.“

So fand die Herzogin tröstende Worte für Alle: für ihren Sohn, dessen Sache sie verfochten hatte; für Frankreich, das sie vor einer fremden Einschreitung bewahren wollte; für ihre Freunde, welche sie zu rechtfertigen gesucht hatte; an sich selbst dachte sie immer zuletzt.

Sie war besiegt und gefangen; aber in ihrem Unglück und in ihrer Gefangenschaft fand sie Trost. Wenn diese letzte Prüfung ihr bewiesen hatte, wie weit Verrath sich erniedrigen kann, so zeigte ihr eben diese Prüfung aber auch, wie hoch sich Treue erheben könne. Ihre sie umgebenden Freunde machten sich eine Ehre aus der Gefangenschaft, die sie mit ihr theilen durften. Ihre Wirthinnen, anstatt an die ihnen drohenden Verfolgungen zu denken, baten unter Thränen um die Erlaubniß, von der Herzogin Abschied nehmen zu dürfen. Was sollen wir weiter sagen! hatten sich auch Thiers und der Jude Deutz verstanden,

so war doch die Regierung, welche über die Schätze Frankreichs verfügte, nicht reich genug gewesen, um die Ehre zweier Vendéer Dienstmädchen zu erkaufen.

Acht und zwanzigstes Buch.

Acht und zwanzigstes Buch.

Schluß des Werkes. — Einige Ereigniſſe, die auf die Gefangennehmung der Herzogin folgten. — Ende der aufgeregten Periode, welche nach der Revolution von 1830 eintrat. — Charakter dieſer Periode. — Sie endet einerſeits mit der Gefangennehmung der Herzogin von Berri, andererſeits mit der Belagerung der Citadelle von Antwerpen. — Verbindung dieſer beiden Ereigniſſe. — Als das Miniſterium vom 11. Oktober das Problem im Innern Frankreichs gelöſt hat, entſchließt es ſich, an die auswärtige Frage zu gehen. — Dieſer Gedanke muß Thiers zugeſchrieben werden. — Wichtigkeit der Frage wegen Antwerpen. — In ihr treffen die beiden Prinzipien aufeinander. — Europa zieht ſich vom Schlachtfelde zurück. — Moraliſche Wirkung dieſes Rückzugs. — Vor- und Nachtheile dieſer Periode. — Verluſt, den Europa dabei erleidet. — Wagniß des Kabinets vom Palais-Royal. — Zwei mögliche Fälle, welche das Jahr 1830 darbot. — Gefahren eines allgemeinen Kriegs. — Gefahren des Status quo. — Man zieht letzteren vor. — Gründe, die zu dieſer Wahl beſtimmten. — Schwierigkeiten, welche daraus hervorgehen. — Die Herzogin hatte dieſer Lage zuvorkommen wollen. — Urtheil über ihre Unternehmung in politiſcher Hinſicht. — Moraliſches Urtheil eines Freundes des

Thrones vom 7. August über das Benehmen der Herzogin. — Schlußbetrachtungen. — Eigenthümliche Lage der Herzogin. — Brief des Herzogs von Berri, der auf den Entschluß der Herzogin bedeutenden Einfluß übte. — Sie will thun, was, wie sie glaubt, dieser Fürst auch gethan haben würde.

So sind wir nun zum Schlusse unseres Werkes gelangt. Wir übergehen die Versetzung der Herzogin nach Blaye und die traurige Reise, welche sie auf der Capricieuse nach ihren neuen Gefängniß machte. Wir erwähnen nicht des Schmerzes der Royalisten bei der Nachricht von ihrer Gefangennehmung; jener unzähligen Adressen, welche von allen Theilen von Frankreich her, eingesendet wurden und die Freilassung der erlauchten Gefangenen verlangten. Eben so wenig wollen wir erwähnen, wie so viele edle Herzen und hoher Verstand in dem Bestreben zusammentrafen, solch großem Charakter und solch stolzem Muthe ihre Huldigung darzubringen. Alle Extreme, alle Alter, alle Stände vereinigten sich in gleicher Absicht, zu gleichem Wunsche; ernste Männer des Rechts mit ihrem gewichtigen Worte, Frauen mit ihrer feurigen Begeisterung, Staatsmänner von gewaltigem Rufe, mächtige Herrscher über Gedanken

mit ihrer Beredsamkeit, Arme mit ihren Thränen, Alle vereinigten sich zu einer zum Throne aufsteigenden Stimme und verlangten die Freilassung der Herzogin von Berri. Dazu kamen noch jene Parlamentssitzungen, in welchen Thiers ganze Armeen auf der Straße, auf welcher die Herzogin vor Gericht geführt werden sollte, aufgestellt haben wollte*), und der Herzog von Broglio, bleich vor Schrecken und mit vor Furcht bebender Stimme seine oft unterbrochenen Phrasen denen hinwarf, welche verlangten, daß die Herzogin vor Gericht gestellt werde**). „Sehen Sie die Feinde der

*) Thiers Worte lauteten folgendermaßen: „Um die Herzogin von Berri vor Gericht zu führen, müßten wir wenigstens 60—80,000 Mann längs der Straße aufstellen.

**) Noch bemerken wir folgende Stelle in der Rede des Herzogs von Broglio: „Die erste Aeußerung der Macht, mit der wir bekleidet wurden, war ein Verbannungsdekret gegen Karl X. und seine Familie. Diejenigen, welche die Juliusrevolution ungern sahen, erklärten damals diese Maßregel für eine offene Verletzung des Gesetzes. Diejenigen, meine Herren, welche so urtheilten, hatten allerdings Recht; es war allerdings eine Verletzung, aber sie war durch die Zustimmung von ganz Frankreich gerechtfertigt. Der Grundsatz, auf dem man sich hiebei beruft, ist nicht heiliger als andere Rechtsgrundsätze,

gegenwärtigen Regierung von allen Enden Frankreichs zusammenströmen; nicht nach Hunderten oder Tausenden werden wir sie zählen müssen, sondern nach Hunderttausenden. Haben Sie gesehen, als das Urtheil über die Minister gefällt wurde, wie ganz Paris unter den Waffen stand, wie die Kapitale den Anblick einer Stadt darbot, die eben gestürmt werden sollte? Nun gut, Sie haben aber noch nichts gesehen! Haben Sie die

---

welche ebenfalls für heilig ausgegeben wurden, und welche Sie selbst jener Familie gegenüber gebrochen haben. Er ist nicht heiliger als der Grundsatz der persönlichen Freiheit, welche Sie dadurch verletzt haben, daß Sie befahlen, Karl X. und die Seinigen über die französische Gränze zu schaffen; er ist nicht heiliger als der Grundsatz der königlichen Verantwortlichkeit, den Sie gebrochen haben, als Sie Karl X. absetzten; er ist nicht heiliger als ein anderer Grundsatz, daß nämlich Niemand gerichtet werden kann, als nach einem vorher schon dagewesenen Gesetz; und dennoch haben Sie auch dieses gebrochen, als Sie Rache übten an den Ministern Karls X. (Rede des Herzogs von Broglio in der Sitzung vom 5 Januar 1830).

Man machte damals dem Herzog von Broglio bemerklich, daß dieß Wort für Wort das nämliche Räsonnement sey, welches Robespierre angewendet hatte, um Louis XVI. zu verdammen.

Unruhen zu Lyon gesehen? Auch diese geben Ihnen noch keinen Begriff. Haben Sie die Scenen der Juniustage gesehen? Auch diese wollen nichts bedeuten!“ Wir übergehen alle Ereignisse, welche auf den Aufstand von 1832 folgten.

Hier wäre folglich der natürliche Schluß unserer Geschichte, welche mit dem Augenblick aufhören muß, wo die Verhältnisse endeten, deren Repräsentant die Herzogin war, als sie im Süden und später im Westen von Frankreich auftrat.

Jene Verhältnisse wurden von uns schon angedeutet. Sie bestanden in einem royalistischen Aufstande im Innern und einem Kriege mit dem Auslande. Die Absicht der Herzogin war gewesen, sich des ersten zu bedienen, um dem zweiten an der Gränze Halt zu gebieten.

Der Erfolg bewies, daß die Herzogin die richtige Ansicht von dem Stande der Dinge gehabt hatte. Die Belagerung von Antwerpen folgte in der That sehr bald auf die Belagerung des Hauses in der oberen Schloßstraße. Jene beiden Entwicklungen schloßen eine ganze politische Periode, welche mit den ersten Tagen der Julirevolution angefangen hatte, etwas länger als zwei Jahre

dauerte, und sich nach Innen mit der Gefangennehmung der Herzogin von Berri, nach Außen mit der Eroberung der holländisch-belgischen Citadelle endigte.

Der natürliche Gang der Dinge brachte es so mit sich. Die Tage des Julius hatten Europa sein schweres Problem vorgelegt, nämlich die Lösung der Frage zwischen Revolution und Monarchie. Die Verwandtschaft der Prinzipien, welche die einzelne Reiche trotz der Entfernung ihrer Gränzen einander nähert, war die Ursache gewesen, daß nach dem Sturz des Thrones in Frankreich alle europäischen Throne zu wanken begannen. Die Könige müssen überhaupt unter zwei Gesichtspunkten betrachtet werden: zuerst als Fürsten, die unter sich fremd, verschiedene Nationen beherrschen, welche oft als Nebenbuhler, manchmal auch als Feinde einander gegenüber stehen; dann aber als die lokalen Personifikationen eines großen Prinzips, das die Civilisation der Zeit beherrscht, ferner als eine erlauchte Familie, deren Existenz, deren Ehre allen gemeinschaftlich ist, und deren Glieder, als Brüder einer hohen Gemeinschaft, alle in der erhabenen Einheit eines politischen Dogma's sich

vereinigen. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, hatten alle europäischen Monarchen im Jahre 1830 durch die Revolution gelitten. Sie waren durch dieselbe betroffen, nicht als Oesterreich, Preußen oder Rußland, sondern als Könige überhaupt.

Einige einflußreiche Männer, welche um sich herum alle Mittel zum Handeln erschaffen ließen, um ihr in so vielen Katastrophen herumgeworfenes Leben in Ruhe beschließen zu können, versuchten zwar alle Mittel, um, wenn man sich so ausdrücken darf, die damalige Lage der Dinge einzuschläfern, damit alsdann auch ihr eigener Schlaf respektirt werde, aber trotz dieses Bestrebens war während der beiden ersten Jahre nach der Revolution von 1830 alle Wahrscheinlichkeit zu einem europäischen Kriege vorhanden, und eine solche Wahrscheinlichkeit war noch nicht verschwunden, als die Herzogin von Berri den Befehl zum Aufstand von 1832 gab.

Dann erst, als sie die Aufgabe im Innern gelöst hatten, dachten die Männer, welche an der Spitze der Regierung standen, daran, die schwarze Wolke, die schon seit zwei Jahren den politischen Horizont nach Außen verfinsterte und sich in einem

europäischen Sturme verwandeln zu wollen drohte, durch den Donner der Kanonen zu zerstreuen. Man darf die Vermuthung hegen, daß dieser kühne Plan von dem das Kecke wagenden Theile des Kabinets kam und Thiers, welcher die Gefangennehmung der Herzogin von Berri bewirkt hatte, war wahrscheinlich derjenige, der die Eroberung der Citadelle von Antwerpen vorschlug. Der Marschall Soult war der Mann, um diesen Plan auszuführen, aber er war zu klug, um den Plan dazu zu fassen. Die Doktrinäre, die damals auch am Ruder saßen, zeigen wohl Kühnheit in heimischen Angelegenheiten; aber ihre Aengstlichkeit ist gewaltig groß in Allem, was das Ausland betrifft. Ihre Mission beschränkt sich nur auf diesseits, nicht aber auf jenseits der Gränzen. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist es also Thiers, der den Plan zur Eroberung Antwerpens faßte. Solch kühnes Verfahren ist seinem politischen Talente eigenthümlich; die Revolution wallt noch in seinen Leidenschaften und seinen Ideen.

Diese Expedition war ein sehr ernstes Unternehmen. Ankona hatte die Frage blos oberflächlich berührt; hier ging man ihr geradezu auf den Leib.

Wenn das kleine, auf Pfählen erbaute Königreich Holland geheißen, damals die größten und am festesten gegründeten Reiche aufreizte, wenn Petersburg, Wien und Berlin auf der einen, London und Paris auf der andern Seite die Augen fest auf Antwerpen und König Wilhelm geheftet hatte, so geschah dieß deswegen, weil Antwerpen die Turnierbahn war, auf der beide Prinzipien kämpfen wollten und weil König Wilhelm der ritterliche Vorkämpfer des europäischen Prinzips war. Das Kabinet vom Palais-Royal wollte nur mit den Waffen die Lösung der Frage versuchen, welche Europa schon seit zwei Jahren bewegte. Jene gefährliche Partei, welche bisher alle Spielenden zurück erschreckt hatte, wollte das Kabinet vom Palais-Royal, geleitet von dem kecken Geiste Thiers, unter den Mauern der Citadelle von Antwerpen spielen, die Revolutionskanone sollte mit donnernder Stimme rufen: „Schach den Königen!“

Die Herzogin von Berri war gefangen genommen worden, die Citadelle von Antwerpen wurde erobert. Europa hatte sich vom Kampfplatze zurückgezogen und der belgische Feldzug war dadurch für Europa kein Krieg, sondern noch etwas

Schlimmeres geworden. Der König von Holland erhielt die am wenigsten gefährliche Wunde; er war mit der Schneide, die andern Kronen aber mit der Breite des Schwerdtes getroffen.

Der erste Abschnitt der Juliusrevolution war somit beendigt. Nach Außen wie nach Innen trat man in die zweite, in die parlamentarische Periode für die Factionen, und in die diplomatische für die Kabinette ein. Der Krieg mit den Waffen der Höflichkeit ersetzte den wirklichen Kampf. Ein allgemeiner europäischer Zusammenstoß war glücklich vermieden, nicht aber durch die List und Geschicklichkeit des Kabinets vom Palais-Royal, nicht weil der Krieg nicht wirklich aus den damaligen Umständen hätte hervorgehen können, sondern weil die europäischen Kabinette jene günstige Lage der Dinge nicht zu benützen verstanden.

Ob diese zweite Periode, welche noch in unsern Tagen fortdauert, nämlich eben jene diplomatische und parlamentarische Periode den beiden Parteien größeren Nutzen gebracht hat, das ist wieder eine andere Frage. Allerdings ist es von Wichtigkeit, den Krieg zu vermeiden, denn er ist ein allgemeines Uebel für die Gesellschaft und die Freunde der

Menschheit dürfen sich Glück wünschen, so oft Europa jenen gräßlichen Verwirrungen entgeht, welche die Völker gegen einander zum blutigen Handgemeng treiben; aber wenn der Krieg nothwendig aus den politischen Verhältnissen hervorgeht, hat man sehr Unrecht, diesem unglücklichen Zwange sich zu entziehen; denn man erkauft dann nur einen zweifelhaften Zustand des Friedens unter Bedingungen, die jedem Theile gleich schädlich sind.

Europa erhält dadurch den Umsturz des continentalen Gleichgewichts, die Aufopferung eigenthümlicher Politik, das Zusammenwerfen aller Macht zu einem einzigen Gedanken und einem einzigen Zwecke, die Annäherung rivalisirender Kabinette und eine Art von Störung in dem jedem Kabinette eigenthümlichen politischen Systeme, eine sehr ernste Störung, deren Folgen unser Jahrhundert vielleicht noch erlebt. Betrachtet man noch jenen großen Kampf zwischen Monarchie und Revolution, der, wenn er auch jetzt nur in der Sphäre der Diplomatie fortdauert, dennoch dadurch weder weniger reell, noch weniger ernsthaft ist, so ergibt sich daraus, daß in demselben der

Nachtheil auf Seiten des monarchischen Europas ist, denn dasselbe wird noch von jenem Grundsatze, der seine Unthätigkeit bei Antwerpen veranlaßte, niedergehalten, und so kommt es, daß im Süden wie im Norden die Revolution immer schon handelt, während die Monarchie noch ihre Unterhandlungen fortsetzt.

Das Kabinet des Palais-Royal befand sich, wir müssen es gestehen, nach den Tagen des Juli 1830 in einer sehr schwierigen Lage. Zwei Kombinationen boten sich ihnen an: entweder mußten sie dem Impuls der revolutionären Bewegung, welche so eben den Sieg davon getragen hatte, folgen und sich in einen allgemeinen Krieg stürzen, der aber auch mit ihrem Untergange endigen konnte, oder sie mußten den Status quo in Europa aufrecht erhalten und sich durch die Verträge von 1815 decken, von welchen man fünfzehn Jahre lang mit so stolzer Verachtung gesprochen hatte. Mit Ausnahme der Belagerung von Antwerpen, welche ein plötzlicher und blos partieller Versuch zu der ersten Kombination war, nahm man die zweite an, und Casimir Périers Ministerium errichtete mühsam unter den Ver-

trägen von 1815, die zusammenzustürzen drohten, ein neues Gerüst.

Die Männer, welche im Jahre 1830 die Regierung sich bemächtigten, waren von einer allen Menschen gemeinschaftlichen Idee befangen. Sie wollten den Krieg um jeden Preis vermeiden, weil der Krieg die Klippe gewesen, an welcher das Glück Napoleons gescheitert war. Sie blickten bei ihrem Spiel auf das des Kaiserreiches und sahen nicht, daß sie eine Gefahr vermieden, um gleich auf eine andere zu stoßen.

Die Revolutionen setzen alle Leidenschaften und alle Gemüther in Bewegung. Wenn solche großen politischen Erschütterungen zum Ausbruch kommen, verursacht es immer die größte Gefahr, wenn dem überströmenden Ueberflusse von Kraft und Leben, welcher denn vom Herzen der Gesellschaft nach allen Theilen des gesellschaftlichen Körpers hin ausströmt, nicht eine weite Laufbahn eröffnet wird. Die Revolutionen gleichen hierin ziemlich jenen schwarzen Wolken, welche den Blitz in sich tragen, und welche einen ungeheuren Horizont nöthig haben, um sich auszubreiten. Die Staatsmänner des Jahrs 1830 erfaßten die Wolke, statt sie aber

nach Außen in einen allgemeinen Krieg sich entleeren zu lassen, leiteten sie dieselbe auf den eigenen Boden. Man hatte angefangen, nach den unglücklicherweise oft erneuerten, wüthenden Empörungen zu fühlen, daß man, indem man so handelte, blos die Gefahren vertauschte. Anstatt den Donner über dem Haupte zu haben, hat man ihn unter den Füßen.

Dieß war die allgemeine Lage der Dinge, der sich im Jahre 1832 die Herzogin von Berri entgegengestellt hatte; dieß war die zweite Phase, deren Entwicklung sie nicht gestatten wollte. Sie hatte gewünscht, daß alle Fragen jetzt aufgestellt und gelöst werden sollten, weil ihr ordnender Geist und ihr fester und entschiedener Charakter sie die Schwierigkeiten wohl erkennen ließen, welche aus falscher Stellung und unentschiedenen Fragen entstehen. Wir fällen hier nur ein politisches Urtheil, und betrachten die Dinge so, als lägen schon hundert Jahre zwischen heute und dem Jahre 1830. Was die andern Gesichtspunkte betrifft, unter welchen man die Unternehmung der Herzogin betrachten kann, so wollen wir hierüber einen eifrigen Diener der Monarchie vom 7. August sprechen

lassen, einen Mann folglich, dessen Urtheil nicht als für die Herzogin parteiisch und dessen Zeugniß nicht als verdächtig erscheinen kann. „Diese Frau,“ spricht Salvandy in einem damals erschienenen Werke (Paris, Nantes und die Parlaments-Sitzung betitelt), „diese Mutter hat dem lauten Mißvergnügen des royalistischen, des religiösen und des besitzenden Theils von Frankreich Gehör geschenkt, wie Napoleon auf dem Felsen der Insel Elba die Seufzer seiner Veteranen hörte. Sie hat gezählt auf die vielfach durchkreuzten Interessen, auf die mißachteten Grundsätze, auf die Unruhen, welche selbst im Innersten der konstitutionellen Partei entstanden. Sie sah alle zunichte gewordenen Berechnungen jener großen Menge von Dienern und Freunde der alten Monarchie, welche einer nach dem andern von der Regierung hart getroffen wurden; der große Herr in seinen Hofchargen, der Pair des Königreichs in seiner Würde, der Beamte in seiner Anstellung, der Offizier in dem Orden des heiligen Ludwigs, mit welchem die Restauration ihn für das bei Austerlitz vergossene Blut belohnt hatte. Im Exil erreichen alle Klagen das Ohr des Verbannten, die Seele

wird ergriffen von jedem Unrecht, die Hoffnung faßt neue Stärke beim Anblick der allgemeinen Verzweiflung. Zu gleicher Zeit tritt noch ein anderes Schauspiel vor ihre Augen. Zwei Jahre hindurch sieht sie wie die Empörung, die Verwirrung, die Anarchie unter allen Vorwänden und unter jeglicher Gestalt durch ihre Kühnheit alle Städte Frankreichs erschreckt; sie sieht, wie diese Plagen unaufhörlich sich von sich selbst erneuern, wie sie der Macht und den Gesetzen Trotz bieten, den Handel und die Industrie zerstören, wie sie endlich überall der Vernunft, dem Frieden, dem Glück und dem Ruhme eines großen Volkes Hohn sprechen, und da sie in ihrem Busen den Grundsatz der Ordnung trägt, so glaubt sie sich zur Wiederherstellung der allgemeinen Ordnung berufen. Glaubt sie endlich den Augenblick gekommen, um dem erschöpften Frankreich ihren alles heilenden Labetrunk anzubieten, wen müssen wir denn mit größerm Rechte anklagen, ihre Irrthümer und ihr Vertrauen, oder unser Elend und die Faction, die es geschaffen?

Wir wollen hier nur noch eine Betrachtung beifügen. Heinrich Dieudonné hatte keinen Vater

mehr, der Dolch Louvels hatte ihm denselben entrissen. Dadurch befand sich die Herzogin von Berri ihrem Sohne gegenüber in einer Lage, welche unter die Ausnahmen gehörte; sie war nicht allein seine Mutter, sondern sie glaubte auch ihm den Vater, den Verlornen, ersetzen zu müssen. Sie wurde also dadurch veranlaßt, zu untersuchen, wie der Herzog von Berri in der Lage, in der sie sich befand, gehandelt, welchen Entschluß er unter solchen Umständen gefaßt, wie er den dringenden Aufforderungen der Royalisten aus dem Innern von Frankreich, welche seine Anwesenheit auf französischen Boden verlangten, entsprechen, mit einem Worte, was er unter gleichen Umständen beschlossen, gesagt und was er gethan haben würde.

Diese Untersuchung der Herzogin war kurz; die Lösung der sich selbst gestellten Aufgaben nicht zweifelhaft. Es existirte ein Brief des Herzogs von Berri, der alle diese Fragen zum Voraus aufs Bestimmteste beantwortete, ein bewundernswerther Brief, der von dem unglücklichen Prinzen an den Herrn de la Ferronays geschrieben wurde. Er lautet, wie folgt:

Hartwell 1809.

„Deinen Brief von vorgestern habe ich erhalten, mein theurer August. Ich danke Dir für Deine guten Rathschläge; ich finde in Allem, was Du sagst, viele Klugheit, viel Vernunft, und was mir noch lieber ist, ich finde darin eine weitere Probe Deiner innigen Anhänglichkeit an mich; aber mein Freund, Deine Betrachtungen kommen zu spät und sind folglich unnütz. Alles was Du mir sagst, habe ich mir selbst schon gesagt. Ich habe nie Dein Vertrauen auf einen glücklichen Erfolg unserer Expedition getheilt; ich glaube fest, daß wir dem Tode entgegenmarschiren und eben deßwegen will ich nicht Halt machen. Du kennst die Abgeschmacktheiten zu gut, mein theurer August, welche auf unsere Rechnung ausgestreut wurden, Du weißt, wie sehr man es uns zum Vorwurf gemacht hat, daß wir in der Vendée nicht mitgefochten und unser Blut mit dem der Royalisten haben fließen lassen. Man muß der Verläumdung den Mund stopfen und zu sehr bist Du mein Freund, um mir das Gegentheil anzurathen. Du kennst meine Meinung über Bürgerkriege und über diejenigen, welche sie unterhalten. Ich würde mich

selbst für einen Verräther an König und an Frankreich halten, wenn ich meines eigenen Ruhmes oder persönlichen Interesses wegen versuchen wollte, ihn wieder zu entflammen und das Elend abermals über die treue Vendée herbeizuführen, das schon einmal die Belohnung für ihre Anhänglichkeit an unsere Sache war. Weil man uns aber versichert, daß die Royalisten, der Unterdrückung müde, von selbst zu den Waffen greifen wollen, weil sie uns dieses melden lassen und weil sie einen Prinzen unseres Hauses verlangen, so soll mich nichts hindern, mich mit ihnen zu vereinigrn. Ich werde an ihrer Spitze kämpfen, ich werde mitten unter ihnen sterben, und wenn mein, auf dem Felde der Ehre vergossenes Blut den Boden des Vaterlandes tränkt, wird es Frankreich wenigstens daran erinnern, daß noch Bourbone existiren und daß sie seiner noch würdig sind. Mein alter Nantouillet und Du, mein Freund, Ihr werdet mein Schicksal mit mir theilen; ich beklage Euch nicht deswegen! Du sollst an meiner Seite beerdigt werden; das ist ein sehr gutes Mittel um das, was Du Deine Verantwortlichkeit nennst, zu bedecken. Was Deinen Vorschlag betrifft, vor mir

abzureisen, um das Terrain und die Verhältnisse zu untersuchen, so kann von ihm gar keine Rede seyn, denn Du kennst mich zu gut, als daß Du nicht wissen solltest, wie ich nie einem Freunde erlauben würde, sich für mich irgend einer nicht von mir getheilten Gefahr auszusetzen.“

Wir fragen nun nicht darnach, ob man die Herzogin von Berri lobe oder tadle; wir fragen blos, ob man ihre Unternehmung vom Jahre 1832 begreife? Ehe sie von Massa abreiste, hatte sie diesen Brief gelesen; sie betrachtete ihn als ein Vermächtniß, das in dem Testamente des Herzogs von Berri ihr hinterlassen worden sey und das sie auf den Schlachtfeldern der Vendée erheben müsse. Nicht an ihr lag die Schuld, wenn sie daselbst blos ein Gefängniß traf; sie war dahin gekommen, mit dem festen Entschlusse, zu siegen oder zu sterben.

Ende des dritten und letzten Bandes.

Inhalts-Verzeichniß

des dritten Bandes.

Neunzehntes Buch.

Seite 7.

Hinblick auf die Periode, in welche die Geschichte der Herzogin von Berri jetzt eintritt. — Ihr Charakter zeigt sich von nun an unter einem neuen Gesichtspunkt. — Allgemeiner Ueberblick in politischer und militärischer Beziehung. — Auseinandersetzung der inneren Lage Frankreichs. — Die Geschichte der royalistischen Faktion ist in diesem Zeitraum auch ganz die der Herzogin. — Stellung der Royalisten nach der Juli-Revolution. — Die allgemeine Stimmung, das Werk einer 15jährigen Opposition, zeigt sich voll Haß und leidenschaftlicher Aufregung. — Gründe, welche die Royalisten zu dem Glauben bewogen, sie könnten durch einen Gewaltstreich die verlorene Macht wieder an sich reißen. — Kräfte, auf welche sie meinten, hiebei zählen zu können. — Unkluge Herausforderung der Sieger. — Allgemeine Symptome eines europäischen Kriegs. — Waffnung der Kabinette. — Bewegungen, — Aufstände. — Die Revolution und die Monarchie. — Die Royalisten sahen mit Besorgniß auf das Ausbrechen

eines europäischen Kriegs: sie hielten einen Bürgerkrieg für nahe bevorstehend, eine Ansicht, welche die Herzogin mit ihnen theilte. — Reise der Letzteren durch Holland; Ankunft derselben in Italien. — Die Gräfin von Sagana. — Ihr Aufenthalt in den sardinischen Staaten. — Sestri. — Genua. — Die italienische Polizei. — Die Herzogin und König Karl Albert. — Der französische Consul Decazes. — Zusammenströmen der Franzosen. — Reklamation von Seiten des Kabinets vom Palais-Royal. — König Karl Albert sieht sich genöthigt, die Herzogin zu bitten, seine Staaten zu verlassen. — Ihre Gefühle hiebei; ihr Stolz. — Anecdoten. — Sie verläßt die sardinischen Staaten und gelangt über Massa nach Lucca. — Sie entschließt sich zu einer Reise nach Neapel. — Ihr Weg führt sie über Rom: Ehre, die ihr daselbst erwiesen wird. — Der Papst und die Kardinäle. — Antwort, welche sie einem Gesandten giebt. — Ihre Ankunft in Neapel erregt Freude und Trauer. — Betrachtungen und Kontraste. — 1332 und 1816.

Zwanzigstes Buch.

Seite 41.

Aufenthalt der Herzogin in Neapel. — Ihre Gefühle. — Gedanke, der ihrem Geiste beständig vorschwebt. — Sie verläßt Neapel, reist über Rom, um sich zu Massa niederzulassen. — Der Herzog von Modena bietet ihr daselbst den herzoglichen Pallast an. — Artigkeit dieses Fürsten. — Ein Abgesandter Karls X. bei der Herzogin. — Die beiden Rathskollegien. — Leben der Herzogin in Massa. — Die Kaserne. — Table d'hôte bei François. — Malerischer Anblick jener royalistischen Gesellschaft. — Gespräche. — Aecht französische Ungeduld. — Deutz in Massa. — Wie er an die Herzogin empfohlen war. — Ihre Güte und Freigebigkeit gegen ihn. — Er reist nach Spanien ab. — Anekdoten über den Aufenthalt der Herzogin in Massa. — Einige ihrer

Aeußerungen. — Sie fürchtet die traurigen Folgen des Bürgerkriegs. — Ihr Ausspruch über Nimes. — Man erzählt ihr das Benehmen der Damen der Halle in Marseille gegen die Verwundeten von Algier. — Gefühl französischen Stolzes. — Die Herzogin in ihrem Rath. — Ihre Kenntniß politischer Geschäfte. — Ihre Wahrheitsliebe. — Achtung, die sie für Freimüthigkeit hegt. — Berichte aus Frankreich über die innere Lage des Landes. — Nach diesen Berichten entscheidet sie, daß der Augenblick zum Handeln erschienen sey. — Sie reist ab im Monat April. — Ihr Brief an die Royalisten. — Zusammenstellung der Beweggründe, welche die Herzogin zu ihrem Entschlusse vermochten.

Ein und zwanzigstes Buch.

Seite 65.

Die Herzogin sendet vor ihrem Abgange von Massa zwölftausend Franken nach Paris zur Unterstützung der dortigen Cholerakranken. — Herr von Chateaubriand bietet sie in ihrem Namen an. — Das Ministerium schlägt sie aus. — Eindruck, den dieß auf die Herzogin machte. — Ihre Reise. — Sie wendet sich nach Marseille. — Bewegung zu Marseille bei der Nachricht von ihrer Ankunft. — Das Unternehmen scheitert. — Erwartung und Angst der Herzogin. — Ein Billet benachrichtigt sie, daß sie Frankreich verlassen müsse. — Ihre Antwort hierauf. — Entschluß. — Sie verläßt ihr Asyl. — Sie erklärt, daß sie Frankreich nicht verlassen werde. — Mühsamer Marsch. — Eine Nacht unter freiem Himmel. — Man verschafft sich einen Wagen. — Die Herzogin bei einem Republikaner. Sie trennt sich von ihrem Gefolge und geräth in große Gefahr. — Endlich langt sie in einem gastlichen Hause an. — Rath. — Maria Karolina erklärt, daß sie sich in die Vendée begeben wolle. — Schwierigkeiten dieser

Reise. — Abschied der Herzogin von ihren Freunden. — Erster Tag. — Sie gelangt nach Toulouse. — Erinnerungen und Kontraste. — Ein Royalist erkennt die Herzogin. — Er sucht ihr den Plan, sich nach dem Westen zu begeben, auszureden. — Ihre Antwort. — Bordeaux. — Die Saintonge. — Die Herzogin reist in offenem Wagen. — Ihre Geistesgegenwart in einem Schlosse. — Anekdoten. — Der Landpfarrer. — 1828 und 1832. — Die Herzogin verweilt neun Tage auf dem Schlosse in der Saintonge. — Drei Billete von ihr an die Häupter in der Vendée. — Sie ist blos noch 32 Stunden von der Vendée entfernt.

Zwei und zwanzigstes Buch.

Seite 95.

Frankreichs Lage in dem Augenblicke, wo der Aufstand von 1832 ausbrach. — Ende des Ministeriums Casimir Périers. — Dieser Staatsmann wird von dem Kampfe, den er bestanden, aufgezehrt. — Darstellung dieses Kampfes. — Derselbe begann auf dem Stadthause. — Die Anhänger gemäßigter Maßregeln gegenüber den Männern der Kraft. — Die materielle Macht gegenüber den Doktrinen. — Spaltung zwischen den mittleren Klassen und den revolutionären Leidenschaften. — Folgerungen aus dieser Lage in Beziehung auf das Unternehmen der Herzogin von Berri. — Die in den letzten Tagen der Restauration bewirkte Vereinigung der verschiedenen Partheien löst sich auf. — Man fürchtet eine Restauration unter dem Namen einer Revolution. — Wollte man in solcher Lage mit Erfolg handeln, so mußte dieß rasch geschehen. — Hülfsquellen, auf welche die Herzogin von Berri bei dieser Unternehmung zählen zu können glaubte. — Die westlichen Provinzen. — Sitten und besonderer Character dieser Gegenden. — Sie entgehen dem Einflusse des Centrums. — Die Bretagne. — Ihre geographische Lage. — Ihre Bevölkerung. — Ihr Adel. — Ihr localer Na-

tionalgeist. — Vortheile, welche für Staaten aus solchem Geiste erwachsen. — Dienste, die sie Frankreich schon geleistet. — Die Vendée. — Anblick und geographische Lage des Landes. — Die Bocage, bekannt durch die Revolution von 1793. — Unterschied dieser beiden Kriege. — Sie haben der Revolution von 93, dem Kaiserreiche und dem Ministerium Decazes Trotz geboten. — Ihre gesellschaftliche Organisation. — Der Adel. — Die Landleute. — Stolz und Selbstbewußtseyn der unteren Klassen. — Die Vendée und die Bretagne lieben beide die Freiheit. — Die Provinzen des Westen haben ihre alte Organisation seit 93 beibehalten. — Das offene Land ist der alten Ordnung der Dinge ergeben. — Die Städte huldigen mehr den neuen Ideen. — Hülfsmittel, auf welche Maria Carolina rechnen konnte. — Ihr Plan. — Ihre Hoffnungen. — Erinnerung an die Rückkehr von der Insel Elba. — Einer der Anführer der Vendée kommt zu der Herzogin. — Die Person, welche sie erwartet, um den kriegerischen Theil der Unternehmung zu leiten, kommt nicht. — Sie besteht auf ihrem Vorhaben ungeachtet dieser unangenehmen Hinderung. — Sie glaubt die Unternehmung beschleunigen zu müssen. — Briefe und Proklamationen. — Unvorhergesehenes Hinderniß. — Zwei Nüancen der royalistischen Parthei. — Die eine derselben zählt auf das Parlament, die andere fordert den Krieg. — Die erste dieser beiden Partheien fürchtet die zweite: sie wirkt auf einen Theil der Vendée. — Bemerkungen, welche der Herzogin von einigen Häuptern der Vendée gemacht werden. — Antwort derselben.

Drei und zwanzigstes Buch.

Seite 129.

Ankunft der Herzogin im Westen. — Unterschied zwischen dieser Reise und der im Jahre 1828. — Sie hält sich einen einzigen Tag im Schlosse auf und empfängt dort

die Häupter der Vendée. — Sie reist ab, um sich in das Innere des Landes zu begeben. — Uebergang über die Maine bei Remouilée. — Anekdoten. — Nachsuchungen der Polizei. — Die Herzogin wechselt ihren Zufluchtsort. — Sie bringt die Nacht in einem Stalle zu. — Gefahren. — Ihr Muth. — Neue Reise durch die Sümpfe. — Neue Gefahren. — Schönes Wort eines Vendéers. — Bewegliche Kolonnen. — Eine ganze Provinz bewahrt ein Geheimniß. — Die Herzogin in der Gemeinde Legé. — Sie empfängt mehrere politisch wichtige Personen bei sich. — Berryer in der Vendée. — Seine Zusammenkunft mit der Herzogin. — Er sucht sie zur Abreise aus Frankreich zu bewegen. — Nach einer dreistündigen Konferenz besteht die Herzogin auf ihren Entschluß. — Gründe, welche sie für diese Hartnäckigkeit angiebt. — Brief an einen Häuptling der Vendée. — Seine Antwort. — Abermaliger Brief der Herzogin an ihn. — Sie macht nochmals eine gefährliche Reise, um sich dem Orte zu nähern, wo die Hauptbewegung geschehen soll. — Ein junger Bauer fährt die Prinzessin. — Der Aufstand wird unwiderruflich auf die Nacht vom 3. auf den 4. Juni festgesetzt.

Vier und zwanzigstes Buch.

Seite 153.

Betrachtungen über die Ereignisse von 1832. — Es war schwer für die Regierung, ihnen ganz zuvorzukommen. — Ein altes politisches Recht ist schwer aus einer Gesellschaft auszurotten. — Langer Kampf zwischen dem neuen und dem alten Rechte. — Am 4. Juni erschallt die Sturmglocke in der Vendée. — Saint Fiacre. — Historische Erinnerungen. — Der Aufstand wird blos theilweise ausgeführt. — Die Behörden, die auf der Hut sind, handeln rasch und kräftig. — Erste Kämpfe, erste Niederlagen. — Muth auf beiden Seiten. — Zwei der wichtigsten Gefechte. — Kampf bei Chêne. — Tod des Grafen von Hanache, des Herrn von Tre-

golin und Auguste von Bonreceuil. — Anekdote über den Letzteren. — Die Herzogin von Berri wendet sich in einem forcirten Marsch nach dem Orte des Zusammentreffens. — Gefahren hiebei. — Der Wald von Roche-Serviére. — Die Fürstin wird beinahe arretirt. — Sie bringt eine Nacht auf einem Schlosse zu und setzt ihren Marsch weiter fort. — Sie bedauert, daß sie nicht bei dem ersten Gefechte hatte seyn können. — Den andern Tag verbindet sie einen Verwundeten. — Neue Gefahren. — Die Patrouille. — Versammlung auf dem Schlosse la Pénissiere. — Die Truppen marschiren gegen diese Seite. — Kampf im Schlosse la Pénissiere. — Das Gerücht verbreitet sich, die Herzogin von Berri sey unter den Trümmern des Schlosses begraben worden. — Ungünstiger Ausgang mehrerer anderer Gefechte. — Die Herzogin verliert die Hoffnung, einen allgemeinen Aufstand organisiren zu können. — Ihre Kräfte sind erschöpft durch das Leben voll Anstrengungen, welches sie seit ihrer Ankunft in der Vendée führte. — Details über diese Lebensweise. — Muth der Herzogin. — Liebe der Vendéer Bauern zu ihr. — Sinnreiche Ergebenheit. — Es findet sich nicht eine Person in der Vendée, welche die Herzogin verriethe. — Der Ausgang des Aufstandes von 1832 und die Ereignisse in Paris bestimmen die Herzogin, für einige Zeit einen Zufluchtsort zu suchen.

Fünf und zwanzigstes Buch.

Seite 183.

Ereignisse in Paris. — Die Ereignisse in Paris und jene in der Vendée beruhen nicht auf einem bestimmten Plane, sondern treffen blos zufällig zusammen. — Das Leichenbegängniß Casimir Périers gibt dem Juste-milieu Gelegenheit, seine Kräfte öffentlich zu zeigen. — Das des Generals Lamarque wird von der Opposition zu gleichem Zwecke benützt. — Die Republik bemächtigt sich dieses Leichenbegängnisses. — Zufällige Begeben-

heiten. — Anekdoten. — Der Krieg bricht aus auf dem Austerlitz-Quai. — Anblick, den jene Tage gewährten. — Der Kampf dauert zwei ganze Tage. — Die Regierung trägt den Sieg davon. — Wie es möglich war, daß die Verzögerung des Aufstandes in der Vendée die Bewegung in Paris weniger gefährlich machte. — Politische Betrachtungen. — Plan, den die Herzogin von Berri gefaßt hatte. — Derselbe scheitert in allen seinen Theilen. — Die Regierung benützt das Unglück, das ihre Gegner getroffen, zu ihrem eigenen Vortheil. — Sie bemächtigt sich der Diktatur. — Paris im Belagerungszustand. — Kriegsgerichte. — Auflösung der polytechnischen Schule. — Gefangennehmung der Herren von Châteaubriand, Hyde de Neuville und Fitz-James. — Das Ministerium mißbraucht die Gewalt, welche die Umstände in seine Hände gelegt hatten. — Wirkung dieser Nachricht auf die Herzogin und ihre Freunde in der Vendée. — Man erkannte, daß man, für den Augenblick, nichts Wichtiges unternehmen könne. — Man will die Herzogin nicht vergebens Gefahren aussetzen, und beschließt deßwegen, daß dieselbe sich unter irgend einer Verkleidung nach Nantes begeben soll, um günstigere Zeiten abzuwarten. — Gefahrvolle Reise von Legé nach Nantes. — Die Herzogin betritt diese Stadt als Bäuerin verkleidet. — Anekdoten. — Die Herzogin bleibt vor einer Bekanntmachung stehen, welche die Vendéer in Belagerungszustand erklärt. — Sie begegnet einem Detachement, das von einem ehemaligen Offizier der königlichen Garde kommandirt wird. — Ihre Ankunft bei dem Fräulein Duguigny.

Sechs und zwanzigstes Buch.

Seite 207.

Beschreibung des Hauses, welches die Herzogin von Berri bewohnte. — Die Mansarde. — Ein noch vom Jahre 93 herrührendes Versteck. — Anstatt jetzt an Ruhe zu denken, gibt sich die Herzogin neuen Mühseligkeiten hin.

— Korrespondenzen nach Innen und nach Außen. — Die allgemeine Lage scheint einer Entscheidung entgegenzugehen. — Die Frage wegen Antwerpen. — Die Herzogin fordert ihre Freunde auf, im Falle eines Einschreitens der fremden Mächte insgesammt zu den Waffen zu eilen, um den Fremden mit der weißen Fahne entgegenzuziehen. — Ausdehnung ihrer Korrespondenz. — Neun hundert Briefe. — Verschiedene Chiffern. — Sorgen der Herzogin. — Das Andenken an Heinrich Dieudonné hält sie aufrecht in ihrer schweren Prüfung. — Eines der politischen Resultate des Aufstandes von 1832. — Die Ruhe ihres Asyls wird oft gestört. — Wie die fünf Monate ihres Aufenthalts in Nantes hingebracht werden. — Sie erkrankt mit den Symptomen der Cholera. — Der Verdacht der Regierung fängt an, sich auf Nantes zu werfen. — Sie sucht vergeblich nach dem Aufenthaltsort der Herzogin. — Deutz langt in Paris an. — Sein Zusammentreffen mit Maurice Duval. — Dieser kommt auf den Gedanken, Deutz zur Aufsuchung der Herzogin zu gebrauchen. — Letzterer will mit dem Ministerium in Verbindung treten. — Sein Besuch bei Herrn von Montalivet. — Wichtige Gründe, welche im Augenblicke nicht erlauben, seine Dienste anzunehmen. — Hinblick auf die Politik jener Epoche. — Herr von Montalivet, Minister des Innern. — Das Ministerium vom 11. Oktober gelangt ans Ruder. — Die Frage wegen Antwerpen wird wichtig. — Eine Krise steht bevor. — Drei Männer gegen drei verschiedene Gefahren. — Soult, Thiers und Guizot. — Schilderung des Ministeriums vom 14. Oktober. — Bei der Annäherung des Feldzugs von Antwerpen beschließt man die Gefangennehmung der Herzogin von Berri. — Deutz setzt sich in Verbindung mit Thiers. — Der Handel wird abgeschlossen. — Duval wird zum Präfekten des Departements der untern Loire ernannt. — Deutz begibt sich einige Tage vor ihm nach der Vendée.

Sieben und zwanzigstes Buch.

Seite 229.

Mittel, um bis zu der Herzogin zu gelangen. — Deutz läßt ihr seine Ankunft melden. — Sie ist unentschlossen, ob sie ihn sehen soll. — Sie weigert sich anfangs. — Deutz begibt sich nach Paimbœuf. — Falsche Nachrichten. — Die Herzogin sieht Deutz. — Er weiß nicht genau, ob die Herzogin bei dem Fräulein Duguigny wohnt. — — Verdruß und Angst des Juden. — Er sucht eine neue Unterredung zu erlangen. — Die Freunde der Herzogin widersetzen sich diesem Vorschlag. — Welches Mittel Deutz anwendet, um diesen Widerstand zu besiegen. — Die Herzogin will ihn am 6. November sprechen. — Ungeduld des Deutz. — Seine Besorgnisse. — Seine Aeußerung an einer öffentlichen Tafel. — Die Prinzessin läßt ihn endlich vor sich. — Sie erhält einen Brief, der ihr Vorsicht anräth. — Die Herzogin liest diese Stelle Deutz vor. — Seine Antwort. — Er entfernt sich. — Gefangennehmung der Herzogin nach zweitägigem Suchen. — Sechzehnstündige Todesangst. — Das Feuer ergreift die Kleider der Herzogin. — Sie verläßt ihren Versteck. — Ihre ersten Worte. — Sie denkt an ihren Sohn, an ihre Freunde, an sich selbst aber nicht. — Sie tröstet Herrn Guibourg. — Die Herzogin wird auf das Schloß von Nantes geführt. — Ende des Aufstandes von 1832.

Acht und zwanzigstes Buch.

Seite 265.

Schluß des Werkes. — Einige Ereignisse, die auf die Gefangennehmung der Herzogin folgten. — Ende der aufgeregten Periode, welche nach der Revolution von 1830 eintrat. — Charakter dieser Periode. — Sie endet einerseits mit der Gefangennehmung der Herzogin von

Berri, andererseits mit der Belagerung der Citadelle von Antwerpen. — Verbindung dieser beiden Ereignisse. — Als das Ministerium vom 11. Oktober das Problem im Innern Frankreichs gelöst hat, entschließt es sich, an die auswärtige Frage zu gehen. — Dieser Gedanke muß Thiers zugeschrieben werden. — Wichtigkeit der Frage wegen Antwerpen. — In ihr treffen die beiden Prinzipien aufeinander. — Europa zieht sich vom Schlachtfelde zurück. — Moralische Wirkung dieses Rückzugs. — Vor- und Nachtheile dieser Periode. — Verlust, den Europa dabei erleidet. — Wagniß des Kabinets vom Palais-Royal. — Zwei mögliche Fälle, welche das Jahr 1830 darbot. — Gefahren eines allgemeinen Kriegs. — Gefahren des Status quo. — Man zieht letzteren vor. — Gründe, die zu dieser Wahl bestimmten. — Schwierigkeiten, welche daraus hervorgehen. — Die Herzogin hatte dieser Lage zuvorkommen wollen. — Urtheil über ihre Unternehmung in politischer Hinsicht. — Moralisches Urtheil eines Freundes des Thrones vom 7. August über das Benehmen der Herzogin. — Schlußbetrachtungen. — Eigenthümliche Lage der Herzogin. — Brief des Herzogs von Berri, der auf den Entschluß der Herzogin bedeutenden Einfluß übte. — Sie will thun, was, wie sie glaubt, dieser Fürst auch gethan haben würde.

Author Berry, Marie Caroline Ferdinande Louise (Duchesse) de
8858
Title Memoiren der Frau Herzogin von Berri... HF.
B574m
3 vol. in 1

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU